This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

238 c

6-

238 c

6-

Beſchreibung
einer
Reiſe
durch
Deutſchland und die Schweiz,
im Jahre 1781.

Nebſt Bemerkungen
über
Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten,
von
Friedrich Nicolai.

Vierter Band

Mit Röm.-Kaiſerl. und Königl. Preuß. Churbrandenb. allergnädigſten Freiheiten.

Berlin und Stettin 1784.

BIBLIOTHECA
DUC. ANHALT.
DESSAV.

Beſchreibung einer Reiſe

durch

Deutſchland und die Schweiz.

Im Jahre 1781.

Vierter Band.

Zweytes Buch.

Achter Abſchnitt.

Von der Handlung, den Manufakturen und Fabriken, und überhaupt von der Nahrung und Induſtrie in Wien.

Dieſe Gegenſtände ſind ſo wichtig, daß ſie, um vollſtändig und genau, nach ihrem ganzen Umfange, nach ihren Vorzügen und nach ihren Fehlern, unterſucht zu werden, ein beſonderes und großes Buch erfordern würden. Herr Prof. Hermann ſagt: *) „Wien iſt der eigentliche Sitz der öſtrei„chiſchen Induſtrie, — und iſt der Mittel„punkt der Handlung, wo ſich die Geſchäfte ver„einigen.“ Wer alſo die Induſtrie und Handlung Wiens in ihrem ganzen Umfange erörtern wollte, würde eigentlich die Induſtrie und Handlung des Erzherzogthums Oeſtreich erörtern müſſen; und dieß Erzherzogthum iſt bekanntlich die Haupt-

*) S. Hermanns Abriß der öſtreichiſchen Staaten S. 31 und 35.

Zweytes Buch.

Achter Abschnitt.

Von der Handlung, den Manufakturen und Fabriken, und überhaupt von der Nahrung und Industrie in Wien.

Diese Gegenstände sind so wichtig, daß sie, um vollständig und genau, nach ihrem ganzen Umfange, nach ihren Vorzügen und nach ihren Fehlern, untersucht zu werden, ein besonderes und großes Buch erfordern würden. Herr Prof. Hermann sagt: *) „Wien ist der eigentliche Sitz der östreichischen Industrie, — und ist der Mittelpunkt der Handlung, wo sich die Geschäfte vereinigen.“ Wer also die Industrie und Handlung Wiens in ihrem ganzen Umfange erörtern wollte, würde eigentlich die Industrie und Handlung des Erzherzogthums Oestreich erörtern müssen; und dieß Erzherzogthum ist bekanntlich die Haupt-

*) S. Hermanns Abriß der östreichischen Staaten S. 31 und 35.

provinz einer mächtigen Monarchie. Dieß läßt sich nicht in einer Reisebeschreibung fordern. Ich kann nur dasjenige mittheilen, was ich habe bemerken können, und zu den schon sonst bekannten Nachrichten allenfalls hin und wieder verschiedene nicht unwichtige hinzufügen. Besonders aber kann ich, durch Zusammenstellung der Gegenstände, vielleicht Gelegenheit geben, daß manche Dinge in einem etwas andern Augenpunkte betrachtet werden, und dadurch Nutzen gestiftet wird. Dieß letztere ist hauptsächlich meine Absicht.

Der Herr geheime Finanzrath Struensee *) hat eine kurze aber richtige Nachricht von der östreichischen Handlung und Industrie gegeben, welche Hr. Prof. Hermann in seinem Abriß zum Grunde gelegt, und mit verschiedenen nähern Nachrichten vermehrt hat. Es hat aber dem letztern, ob er gleich ein Eingebohrner ist, dennoch wie man sieht, an vielen nöthigen Nachrichten zur Geschichte der Entstehung und zur Bestimmung des jetzigen Zustandes der Handlung gefehlt. An Bekanntmachung richtiger Listen des jährlichen Vertriebs, der aus- und eingehenden Waaren, an Listen in Absicht der Stühle und Arbeiter die jede Manufaktur hat, an Listen des Werths der verar-

beite-

*) Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten II. Theil 1ste Abthl. S. 208 u. ff.

beiteten Waaren und der dazu verbrauchten Produkte, ist in Oestreich noch nicht zu gedenken. Bequemlichkeit und übelverstandene Furcht oder Mißtrauen ist Schuld daran; und man behilft sich lieber mit allgemeinen Erzählungen und leeren Worten. Man erinnere sich nur, wie übel es noch vor kurzem dem berühmten Hrn. v. Born genommen wurde, daß er einiges von der Beschaffenheit der östreichischen Bergwerke geschrieben hatte; und welchen Verdruß darüber diesem vortreflichen Manne gemacht ward, der wegen seiner großen Talente verdiente in Oestreich auf den Händen getragen zu werden. Es ist zu hoffen, daß man jetzt anfangen wird, in Oestreich von solchen Vorurtheilen zurückzukommen. Wenn auch in einem Staate bey Privatpersonen noch so viel Einsicht über einzelne Gegenstände der Industrie und Handlung vorhanden ist; so lernt doch der Staat im Ganzen, besonders eine Monarchie, in solchen Dingen ohne mannichfaltige und genaue Erörterung, nie sich selbst ganz kennen. Daß man in Oestreich wenigstens vor nicht gar langer Zeit sich selbst nicht allemal kannte, zeigen verschiedene ganz unzweckmäßige Mittel, durch die man seit mehrern Jahren einige Zweige der Industrie und Handlung hat empor bringen wollen. Es ist dieß kein Vorwurf, der Oestreich besonders trift; denn kein Staat kennet sich hierinn ganz richtig, als etwan Holland und England, wo öffentliche Erörterungen und Berechnungen seit vielen Jahren gemacht worden sind. Unter allen übrigen Staaten gilt bis jetzt derjenige noch für den aufgeklärtesten,

bey dem der groben Mängel an Kenntniß des wahren Zuſtandes der Induſtrie und Handlung ſeiner Unterthanen die wenigſten ſind. Die feinen Mängel dieſer Kenntniß merkt man gemeiniglich gar nicht, als bis ſie etwan ſehr beträchtliche Folgen haben.

In Wien iſt ſchon in voriger Zeit beſtändig deswegen ein anſehnlicher Handel geweſen, weil dieſe Stadt ſchon ſeit Jahrhunderten der Mittelpunkt war, wo die Reichthümer beträchtlicher Provinzen zuſammenfließen, und in welcher alſo eine Menge Bedürfniſſe entſtehen mußten. Bedürfniſſe aber ſind jederzeit der Urſprung aller Handlung.

Die Lage Wiens an der Donau verſchaft dieſer Stadt Bequemlichkeit zur Handlung. Indeſſen, ſo ein anſehnlicher Fluß die Donau iſt, ſo hat doch die Schiffahrt auf derſelben viel Schwierigkeiten. Man ſehe, was ich deshalb im II. Theile S. 409 bis 412 geſagt habe. Dazu kommt, daß die Schiffe, welche auf der Donau gehen, wenigſtens zu einer weitern Reiſe bis tief nach Ungarn hinein nicht zweckmäßig und dauerhaft genug eingerichtet ſind. Der K. K. Schiff- und Brückenhauptmann Hr. v. Bartling *) hat dieſes ſchon 1768 erwieſen. Ebendaſ-

*) Brief über die Donaukommerzſchiffahrt; Wien 1768. 8. Hierbey fällt mir ein, daß an der Donau noch alle Waaren ſehr mühſam von Menſchenhänden ein- und ausgeladen werden, und daß

derselbe zeiget auch genugsam die Mühseligkeit und Gefährlichkeit der Donauschiffahrt, welche durch neuere sehr rühmliche Anstalten zwar in etwas vermindert ist, aber nie gänzlich gehoben werden kann. Besonders wird die Schiffahrt aufwärts, oder der Gegentrieb in den gänzlich unkultivirten Gegenden von Ungarn und Sklavonien immer sehr langsam und kostbar bleiben. Dieses ist eine Ursach, warum die Donau nie der Handlung so vortheilhaft werden kann, als der Rhein und die Elbe. Ich werde hierüber unten aus den Nachrichten eines östreichischen Schriftstellers *) noch mehr zu sagen Gelegenheit haben.

Da im jetzigen Jahrhunderte Ungarn, nach Tilgung der Mißvergnügten, näher an das Haus Oestreich verknüpft worden, so dachte man ernstlich daran, die Donau zu einem Handel

daß man noch nirgends sich dazu eines Krahns bedienet. Der Hr. von Bartling hat Fig. 14. einen Krahn gezeichnet, und dessen Einführung angerathen, besonders weil bey der gewöhnlichen Art der Ausladung auch die Dauer der Schiffe leidet. Indessen erinnere ich mich nicht, daß ich in Wien oder sonst in Oestreich (ausgenommen in Engelhartszell) einen Krahn gesehen hätte, obgleich damals das Buch des Hrn. v. Bartling schon vor 13 Jahren gedruckt war.

*) Des Verfassers der Briefe über die Schiffahrt und Handlung in Ungarn, Sklavonien und Kroatien, Prag 1783. 8.

nach der Türkey zu nutzen. Wenn Handlung und Industrie in einem Lande, wo sie noch danieder liegen, durch die Regierung befördert werden sollen; pflegt man gemeiniglich da anzufangen, wobey man aufhören, oder wohin man vielleicht niemals kommen sollte. Eben so glaubte man zu Karls VI. Zeiten, da Industrie und Thätigkeit in Oestreich noch gänzlich unbekannte Dinge waren, nichts nothwendiger zu thun zu haben, als eine große Orientalische Handlungskompagnie zu errichten.

Der bekannte nicht ungeschickte Projektenmacher D. J. J. Becher, machte den ersten Entwurf dazu. Da man aber einmal seine Ideen weg hatte, glaubte man seiner entbehren zu können, um den großen Gewinnst zu erlangen, den man schon als gewiß voraussah. Große Herren und reiche Kaufleute schossen ein ansehnliches Kapital zusammen. Man trug die Direktion einem Niederlagsverwandten zu Wien Namens Triangel Fuchs von Passau auf; und dieser machte, wie es gemeiniglich gehet, Spekulationen ohne Sinn*), welche bald

*) D. Becher sagt sehr naiv: „Er wollte das Monopolium in der ganzen Welt von Auripigment „haben. Damit brachte er viel tausend Pfund „Auripigment zusammen, daß man ganz Oestreich gelb damit hätte färben können. Item, „er brachte eine große Parthey knüpflichte Baumwolle, da wollte er zu Augspurg Barchet da-

„von

bald das Kapital der Kompagnie erschöpften. Die großen Herren, welche in der Kompagnie waren, wollten ihren Antheil davon retten, und brachten es dahin, daß dieser orientalischen Kompagnie ein Monopolium zum Ochsenhandel gegeben wurde. Sie wollte auch die Kaiserlichen Zölle pach-

„von machen lassen;“ (Ein Beweis, daß damals noch niemand in Wien daran dachte, baumwollne Zeuge zu weben) „aber niemand konnte „spinnen. Item er brachte eine Parthey Büffelsleder, und wollte Pfundleder daraus machen lassen, aber wegen ungleicher Dicke der „Häute am Halse, Rücken und Bauch gieng es „auch nicht an. Kürzlich davon zu reden, er „trieb der weisen Narrenspossen so viel, und „die Bedienten der Kompagnie haußten so übel, „daß die Kompagnie einen Knacher thät.“ S. Bechers närrische Weisheit und weise Narrheit. 1725. 12. In diesem Buche findet man allerley merkwürdige Nachrichten von Projekten und Windbeuteleyen, womit damals die Welt geäffet wurde. Ein ähnliches Buch über das was zu unsern Zeiten in verschiedenen deutschen Ländern in Finanz- und Handlungssachen vorgefallen ist, würde sehr nützlich seyn. Aber wer könnte es schreiben, und wer traute sich es zu schreiben? Stehet von der Münzveränderung und der Wechselreiterey im siebenjährigen Kriege, wodurch die berühmten Bankerotte im Jahre 1763 veranlaßt wurden, in einem einzigen gedruckten Buche etwas?

teil, und den Kupferhandel aus den Kaiserl. Bergwerken in Ungarn an sich ziehen; aber es ward damit je länger je verwirrter, und zuletzt ein so wetterwendisches Ding, daß daraus eine hundertfache Lotterie ward, worüber die Processe, wie ich glaube, noch jetzt nicht ganz entschieden sind.

Ich besitze den „ausführlichen Bericht „über Einhundert der Römisch-Kaiserl. Orien„talischen Kompagnie privilegirten Lotterien, „deren jede für sich allein als eine gemeine Lotterie „bestehet, von 3 Monat zu 3 Monat gezogen „und baar ausbezahlet wird; die aber zu„sammen genommen so eingerichtet sind, daß „niemand darinn etwas verlieren kann. Vom „29. Apr. 1721.“ In diesen 100 Lotterien sollten 100,000 Loose seyn, welche 86,824,280 Gulden Rheinisch einbringen, und wobey doch 120,000,000 Gewinnste gezogen werden sollten. Dieses offenbar unsinnige Unternehmen ward wirklich auszuführen angefangen; und es kam sogar bis zur 84ten Ziehung. Die Kompagnie erhielt noch sonst sehr große Freiheiten. Es wurde ihr verstattet 1722, die Wollenmanufaktur zu Linz, die nicht recht fort wollte, zu kaufen, und ihr nicht allein auf 50 Jahre das Monopolium gegeben, daß niemand eine solche Manufaktur in den östreichischen Landen errichten sollte, sondern auch daß niemand solche Waaren ohne ihren Paß einbringen durfte. Diese Kompagnie errichtete auch 1726 die Kattunmanufaktur zu Schwechat. Aber schon 1730

fieng

fieng ſie an in ihren Zahlungen unrichtig zu werden, und von der ſo hochgeprieſenen Lotterie konnte die 85ſte Ziehung nicht gezogen werden. Man gab zur Urſach an, daß Kaiſer Karl VI. ſich aus dem Fond der Kompagnie 2,225,000 Fl. als ein Uebermaaß oder einen vermuthlichen Gewinn, den man bey dieſer großen Unternehmung als gewiß vorausſetzte, hatte geben laſſen. Dieſes war freilich hart genug; aber die Kompagnie hätte auch ohnedieß müſſen bankerott werden, da ſie auf Chimären und auf ganz unkaufmänniſchen Grundſätzen gebauet war. Kaiſer Karl VI. verſprach zwar durch das Patent vom 23. Apr. 1731, die erhaltenen 2,225,000 Fl. in 15 Jahren zu bezahlen. Die Kaiſerinn Maria Thereſia ließ 1741 eine Liquidation anſtellen, und da hieß es, daß die Gläubiger mit $\frac{1}{3}$ aus der Maſſa der Kompagnie und mit $\frac{2}{3}$ vom Hofe wegen der Aushülfe von 2,225,000 Fl. ſollten befriedigt werden. Es wurden darüber Aſſignationen ausgeſtellt, deren jene Maſſa-Papiere und dieſe Aushülfs-Papiere hießen. Die Kompagnie bezahlte einen Theil der Maſſa-Papiere; aber die Aushülfs-Papiere wurden, nach geendigtem Kriege, nicht bezahlt. 1754 ward eine neue Liquidation gehalten, vermöge deren der Hof vermittelſt der Banko die Manufaktur zu Linz und die andern Habſeligkeiten der Kompagnie an ſich nahm, wogegen die Banko den Intereſſenten auf ihre Forderungen 30 p. C. in zehn Jahren zu zahlen anbot. Hierüber entſtanden viel Streitigkeiten; beſonders wollten die auswärtigen Intereſſenten dieſen Vorſchlag

nicht

nicht annehmen. Sie wurden aber ohne weitere Umstände präkludirt, und sollten weiter nicht gehört werden. Der Graf Rudolf von Chotek, Präsident der Ministerial-Banko-Deputation hatte hauptsächlich die Sache auf diese Art gewendet, die zwar dem Hofe, aber nicht den Interessenten vortheilhaft war.

Schon 1718 im Frieden zu Passarowitz mit den Türken, wurden beiden Nationen Handlungsvortheile ausgemacht; und der Handel nach der Türkey, gewann, ohne alle Kompagnie, für Oestreich eine sehr vortheilhafte Wendung, hauptsächlich durch die türkischen Handelsleute, welche sich der Handlung wegen auch noch jetzt beständig in Wien aufhalten, ob man gleich 1774 verschiedene von ihren Freiheiten eingeschränkt hat. Der Thalerhandel nach der Türkey ist bis vor kurzem bekanntlich sehr wichtig gewesen. *) Es besitzt denselben der berühm-

*) Hr. O. K. R. Büsching versichert, es wäre von 1741 bis 1773 für 107 Millionen Gulden ganze und halbe Thaler-Stücken in den östreichischen Münzstädten gepräget, und nach der Türkey gegangen. S. wöchentl. Nachr. 1ter Jahrgang, S. 385. Dieser Handel, sagt Hr. Prof. Hermann (Abriß S. 39.) „ist ansehnlich gefallen, „weil die Türken jetzt so viele Thaler haben, daß „sie selbst ihre Waaren in Ungarn damit bezahlen.“ Man denke den Ursachen dieser Veränderung nach.

berühmte Bankier Graf Fries ausschlüßlich. In Hrn. O. K. R. Büschings W. Nachrichten *) versichert ein Ungenannter (vermuthlich der sel. Hr. v. Taube), die Ausfuhr aus den östreichischen Ländern in die türkischen sey im Durchschnitte jährlich auf sechs Millionen Gulden zu rechnen, allein die Ausfuhr aus den türkischen Ländern in die östreichischen betrage wohl neun Millionen Gulden. Nun gehe zwar von den eingeführten Waaren für Eine Million auswärts; aber Oestreich verliere doch jährlich zwey Millionen im türkischen Handel, vornämlich durch die viele Wolle aus der Walachey und aus Natolien, und durch die viele Baumwolle die Oestreich braucht. Diese Nachricht ist allen Ländern sehr lehrreich, in Ansehung des so sehr verkannten Werths des Produktenhandels. Auch ist sie allen Ländern sehr lehrreich, um das so allgemeine Vorurtheil zu widerlegen, daß nur der sogenannte Aktivhandel nützlich, und der sogenannte Passivhandel nicht vortheilhaft seyn könne. Wer hat wohl bisher gezweifelt, daß der Handel der Türken nach Wien passiv sey, und auf welcher Seite ist nach dieser Nachricht wohl der größte Vortheil? Auch kann sie einleuchtend zeigen, mit wie weniger Kenntniß gemeiniglich die großen in die Augen fallenden Handlungsprojekte gemacht werden, und wie wenig gemeiniglich in allen Ländern die Landesregierung, wenn sie auch die besten Absichten hat,

*) II. Jahrgang S. 411.

hat, um solche große Projekte zu unterstützen, von der wahren Lage der Handlung unterrichtet zu seyn pflegt. Als man in Wien eine orientalische Handlungskompagnie errichtete, als man den handelnden Türken, welche man damals für halbe Wilden ansah, die in Oestreich ihre Bedürfnisse würden holen wollen, so sehr große Handlungsfreyheiten ertheilte; dachte man wohl nicht, der Erfolg dieses Handels würde in kurzem seyn, daß man von den Türken mehr würde kaufen müssen, als man ihnen verkaufen könnte. Aus dieser Nachricht wird auch der schlechte Fortgang verschiedener nachheriger zu früh angelegter Handlungsgesellschaften begreiflich, welche das Schicksal der levantischen Kompagnie zu Berlin hatten. — Uebrigens ist noch zu merken, daß die Türken und Raizen, welche der Handlung wegen nach Wien kommen, sehr sparsam und mäßig leben. Wenn sie, wie es gemeiniglich geschiehet, in einigen Jahren reich geworden sind, und das Alter heran nahet; so pflegen sie einen jungen Anverwandten nach Wien kommen zu lassen, demselben ihre Handlung dort bekannt zu machen, sie ihm zu übergeben, und mit ihrem erworbenen Gelde sich nach ihrem Vaterlande zu begeben. Die türkischen Kaufleute brauchen also Wien, wie bisher die engländischen Kaufleute Lissabon und St. Petersburg.

Unter Karl VI. dachte man auch schon daran, den zweyten natürlichen Ausweg, den die östreich-

reichische Handlung hat, nach Italien und dem mittelländischen Meere zu begünstigen. Karl VI. erklärte 1719 Triest und Fiume zu Freyhäfen, und bauete den Hafen Porte-Re in Dalmatien. Er fieng 1726 an, die berühmte an 30 Stunden lange Landstraße von Karlstadt in Kroatien nach Fiume machen zu lassen, zu deren Ebnung Berge gesprengt, Thäler ausgefüllt, und Felsen durch gemauerte Brücken zusammengehängt wurden. Maria Theresia fieng 1752 an, zu Triest einen grossen Molo oder Damm zu bauen, um das Meer einzuschränken. Diese Anstalten, welche der Natur der Sache viel angemessener sind, als eine Handlungskompagnie ehe man Handlung hat, hatten den wohlthätigen Erfolg, daß die Stadt Trieste, in der im Anfange dieses Jahrhunderts nicht 6000 Einwohner waren, 1782 über 14,000 zählte. Dieß ist meines Erachtens schon wichtig genug. Der eigentliche Zweck, den östreichischen und ungarischen Produkten über Triest einen allgemeinen Abzug zu geben, ist freilich besonders wegen der langen Landfracht, welche auch auf den vortrefflichsten Wegen die Waaren sehr drückt, großen Schwierigkeiten unterworfen: und vielleicht nie ganz zu erlangen.*) Ich werde hernach ausführlicher davon reden.

Von

*) Man findet vortrefliche Nachrichten vom östreichischen Handel in einem kleinen aber wichtigen und nicht genug bekannten und gelesenen Traktate

Von Hindernissen dieser Art hatte man in der That so wenig Begriffe, als von der wahren Natur der Handlung und Industrie, da man 1752 (unter der obersten Direktion des Grafen Rudolf von Chotek) einen Hofkommercienrath errichtete, um (dieß sind die eigenen Worte der Instruktion *) „der östreichischen Handlung eine neue Wendung im Ganzen zu geben.“ Der Handel läßt sich in der That durch die Macht des Landesherrn sehr leicht wenden; aber vielleicht je größer die Macht ist, um desto schwerer mit Vortheil wenden. Eine Wahrheit, die durch so viele fehlgeschlagene Versuche doch endlich einmal eingesehen werden sollte, und die man leider! noch bis jetzt fast in keinem Lande einsiehet. In Oestreich schien man damals am wenigsten daran zu denken; im Gegentheil

tete eines einsichtsvollen Kaufmanns in Wien, Herrn Regierungsraths von Weinbrenner: Patriotisch gemeinter Vorschlag wie dem gehemmten Ausfuhrhandel aus den ungarischen und deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich aufgeholfen werden könne, von J. W. Wien 1781. 8. Im historischen Portefeuille 1782 5tes St. ist ein Aufsatz: Etwas über den Handel in Oestreich, von welchem der Herausgeber vorgiebt, er sey von einem Ungenannten eingesendet worden. Er ist aber nur ein bloßer Auszug aus dem Büchlein des Hrn. v. W., ohne denselben zu nennen.

*) S. v. W. Vorschlag S. 17.

gentheil glaubte man, die Handlung würde schon zu blühen und aus ihr Industrie hervorzukeimen anfangen, wenn man nur fein viel Diener des Staats hätte, welche dabey das ihrige thäten, und alles so zu wenden, wie es ihnen am besten dünkte. Man errichtete also, wie gesagt, 1752 in Wien den Hofkommerzienrath, als eine besondere nur vom Landesherrn abhängige Landesstelle; man gab ihm einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, eine Anzahl Hofräthe mit großen Besoldungen, und Sekretarien und Subalternen in Menge. Man legte in den Provinzen Kommerzienkonsesse an, die von Wien abhiengen, und Beysitzer genug hatten. Freilich, ob alle diese Leute etwas vom Handel überhaupt, und besonders von der Beschaffenheit des östreichischen Handels verständen, daran hatte man nicht gedacht. Hr. v. W. sagt: *) „Unser „wohlmeinender neue Hofkommerzienrath wußte „indessen selbst weder was die Einwohner der „Erblande hatten, noch was sie haben könn„ten. Ob die Ausländer etwas von dem un„srigen, und was sie etwan davon brauchen „könnten, war ihnen eben so unbekannt.“ Solche Kommerzienräthe, die wohlmeinend aber höchstunwissend sind, hat es in mehreren deutschen Ländern gegeben; und durch sie ist der Industrie und Handlung allenthalben großer Schaden geschehen, indem

*) Vorschlag S. 15.

indem man vermeinte großen Nutzen zu stiften. Es verdient weiter nachgelesen zu werden, was ein eingebohrner Oestreicher, und der die Gegenstände so gut kennet, als dieser Schriftsteller, hierüber sagt. Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man glaubte ich führte dieses an, um besonders über Oestreich zu spotten; denn wahrhaftig, wie es da ging, gehet es, mit wenigen Veränderungen, in allen andern Ländern, wo man die Macht des Regenten brauchen will, um Handlung und Industrie schnell zu verschaffen, ehe noch die Ursachen da sind, durch die sie entstehen können. Nur freilich sind einige der Fehler, die man in Oestreich begieng, besonders auffallend, und daher ist es leicht einleuchtend zu machen, daß sie Fehler sind. Jeder Leser mag indessen, besonders wenn er auch etwan Beysitzer eines Hofkommerzienrathes in irgend einem Lande ist, nur in seinen eigenen Busen greifen: De Te fabula narratur!

Um dem Hofkommerzienrathe das Geschäft der Wendung der Handlung zu erleichtern, glaubte man, im Verhältniß der Schwere des Geschäfts, auch große künstliche Kräfte erfinden zu müssen. Man errichtete also stracks Handlungskompagnien, nicht weniger denn sechs:

1) Die Fiumaner-Kompagnie, die Zucker gegen erbländische Waaren eintauschen sollte.

2) Die

2) Die Temeswarer Kompagnie, die nach Italien, Spanien und Frankreich mit ungarischem Getraide, Pottasche und Wolle handeln sollte. Die Einlage war 1 Million Gulden.

3) Die Janoschazer Kompagnie, welche eben diese Waaren nach der Türkey führen sollte. Einlage 800,000 Fl.

4) Die Böhmische Leinwandskompagnie zu Wien, welche Böhmische Leinwand über Triest und Kadiz nach Amerika senden sollte. Einlage 1 Million Gulden.

5) Die ägyptische Kompagnie zu Wien, welche besonders die Industrie heben sollte, indem sie versprach, alle östreichische erbländische Manufakturen nach Asien und bis nach Aegypten zu führen, von da aber bloß asiatische rohe Produkte wieder zu bringen, welche weiter könnten verarbeitet werden.

6) Die Kompagnie zu Kilianova am Ausflusse der Donau ins schwarze Meer.

Man war bemühet, zu so weitaussehenden Handlungsaussichten auch eine Menge Fabriken und Manufakturen anzulegen. Eigentlich freylich kann Handlung im Großen, die dem

Staate vortheilhaft ist, eher nicht entstehen, als bis schon Industrie vorhanden ist. Industrie muß die Mutter nützlicher Handlung, so wie die Mutter nützlicher Cirkulation des Geldes seyn. Aber so weit dachte man damals nicht. Man war nur der so allgemein beliebten und noch so wenig gründlich untersuchten Meinung: *) „Daß man, um das „Geld im Lande zu behalten, alles selbst bauen „und erzeugen müsse.“ Also wer etwas unternehmen wollte, war willkommen, und bekam Vorschuß. Der Kaiser Franz I. hatte bekanntlich selbst einen großen Trieb zu Handlungsunternehmungen für seine eigene Rechnung. Diesem Beyspiele folgten die Großen. Zu den größten Fabriken und Manufakturen drängten sich vornehme Herren, die geschwind reich werden wollten; und nahmen Kaufleute entweder als Kompagnonen oder als Administratoren der Manufakturen an; eine Art der Verwaltung der Manufakturen, die ich im Ganzen (in einzelnen Fällen finden allenthalben Ausnahmen Statt) dem Staate für eben so schädlich halte, als wenn beym Kaufmannsstande das Verlangen in den adelichen Stand zu treten begünstigt wird, welches ebenfalls in Oestreich nur zu sehr gewöhnlich ist. Die Geschäfte des Kaufmannes und des Manufakturiers wollen mit Freiheit, mit Ueberlegung, mit Sparsamkeit, und besonders mit Fleiß getrieben seyn. Hierdurch blüheten Nürnberg und Augspurg und blühen

*) v. W. Vorschlag S. 23.

blühen noch. Aber jede Handelsstadt oder Manufakturstadt, wo man ohne diese nothwendigen Eigenschaften jedes Kaufmanns anfängt, oder wo in der Folge eine von diesen verlohren gehet, wird aufhören, wie Florenz oder wie Antwerpen. Wenn der Kaufmann von Einsicht eine Manufaktur mit dem Kapitale eines vornehmen Kompagnons bearbeiten soll, und dieser Einrichtungen verlangt, welche seine Laune oder der Rath seiner Tischgenossen für gut ansiehet; wie kann jener frey und nach eigner Ueberlegung handeln? Wenn ein Kaufmann in den adelichen Stand übertritt; so wird der Luxus und die Verhältnisse eines höhern Standes, unter fünf Fällen wenigstens viermal, in der zweyten Generation, wo nicht die Sparsamkeit, doch gewiß den anhaltenden Fleiß verhindern, der zu Betreibung der Geschäfte so nöthig ist. Von der andern Seite hat der Adel, nach der jetzigen Verfassung des Staates, sein besonderes Verhältniß zum Regenten, dessen Dienste er besonders gewidmet ist, und zum Staate, als Landeigenthümer. Ohne Landgüter, die in der Familie bleiben, kann der Adel zwar wohl glänzend, aber nie daurend seyn. Der Kaufmann kann sein edelstes Geschäft, die Beförderung der Industrie, nur alsdenn mit vollkommenem Eifer treiben, nur alsdenn für sich am glücklichsten und dem Staate am nützlichsten seyn, wenn der Geist auf ihm ruhet, mit seinem Stande zufrieden zu seyn, und die demselben eigene weitausgebreitete Wirksamkeit immer weiter zu verfolgen. Da einmal die Unterschiede der Stände

nach der jetzigen Verfaſſung der Staaten unvermeidlich ſind; ſo iſts nicht einerley, in ſeinem Stande der erſte, oder in einem andern der letzte zu ſeyn.

Doch ich kehre zu den angefangenen öſtreichiſchen Fabriken zurück. Sie hatten, wie es mit übereilten Unternehmungen gehet, nicht alle den gehofften Erfolg. Um ſie zu begünſtigen, machte man 1764 Verbote ausländiſcher Waaren; und weil ſie noch nicht blühen wollten, erweiterte man 1769 und 1770 die Verbote endlich ſo weit, daß man faſt alles ausländiſche und dabey auch Waaren verbot, die man, wie es ſich nun zeigte, nicht entbehren konnte oder wollte. So ſehr man ſich alſo überzeugt glaubte, daß durch die Verbote der Einfuhr, die inländiſche Induſtrie auf den höchſten Gipfel würde gebracht werden, ſo mußte man doch die Verbote zum Theile wieder aufheben. Nun wurden alſo Waaren erlaubt, weil man ſie nicht in genugſamer Menge bereiten konnte, und wurden nur mit hohen Mauten belegt. Da dieſes neue Verzeichniß der verbotenen und hoch impoſtirten Waaren im Ganzen jetzt noch gilt, und meines Wiſſens in keinem Buche gedruckt iſt, ſo habe ich es in der Beylage VIII. 1. abdrucken laſſen, ſo wie es dem Edikte vom 14. Okt. 1774 beygefügt iſt. In eben dieſem Edikte wird noch verordnet: daß wenn eine einmal aus den Erblanden ausgeführte erbländiſche Waare wieder eingeführt wird, ſoll ſolche als ausländiſch betrachtet, und nach Beſchaffenheit entweder den hohen Zoll erlegen

oder

oder verboten seyn soll. Solche Verordnungen, dergleichen man auch in andern Ländern findet, müssen nothwendig die Spekulation des Kaufmanns, der durch Ausfuhr die inländische Industrie befördern soll, äußerst stören. Ja! wird man sagen, sonst wird die Kontrebande nicht verhindert werden können. Sehr wohl. Aber ist sie denn überhaupt zu verhindern? Und ist nicht das Mittel schlimmer als das Uebel, wenn man durch hohe Impoſten die Konterbande erweckt? (denn je mehr ein Mensch, der nichts im Vermögen hat, durch Konterbande verdienen kann, desto eher wagt er sie) — und wenn man hernach, um die Konterbande zu hindern, auch die Handlung hindert?

Im Jahre 1775 ward eine neue Zollordnung und Tariff *) bekannt gemacht. Bey dem sehr starken Einfuhrszolle ist auch bey allen Waaren ein nicht unbeträchtlicher Ausfuhrszoll verordnet, welcher doch wohl oft der Handlung hinderlich seyn muß. Der Transitozoll ist noch ziemlich leidlich. Außerdem ist noch ein besonderer Gränzzoll zu Engelhartszell angegeben; und in Wien müssen laut eines besondern Tarifs die Konsumtibilien Zollabgaben geben, und außerdem den Ständischen Aufschlag und den Handgräflichen Aufschlag. Die eingehenden Schiffe geben das Bodenrecht, so oft sie immer zu Wien an-

*) Wien bey Trattner, gr. fol.

anländen. Dieß ist von den großen Schiffen vom Schuh gerechnet, z. B. ein Hochenau oder Klobzille giebt bis incl. 10 Schuh von jedem Schuh 20 Xr., über 10 Schuh 30 Xr. Ein Kellheimer giebt bis incl. 10 Schuh von jedem Schuh 10 Xr., über 10 Schuh 15 Xr. Das eingehende Bauholz ist angesetzt, z. B. Doppelpfosten vom Pfund 3 Fl. 12 Xr., harte Doppelpfosten vom Pfund 5 Fl., Schindellatten vom Pfund 20 Xr., Ziegellatten vom Pfund 26 Xr. Vermuthlich sind hier Schiffpfund oder etwas ähnliches zu verstehen. — Unterm 8ten Oktober ist durch ein besonderes Patent der Zillenaufschlag und das Haftgeld, für die im Tarisse vom Jahre 1775 nicht namentlich, oder nicht deutlich beschriebenen Gattungen, näher bestimmt worden.

Was war nun endlich der Erfolg der damaligen großen zum Besten der Handlung und der Industrie gemachten Anstalten? — Wenn ein Ausländer von auch noch so offenbar unzweckmäßigen Anstalten so urtheilt wie sie es verdienen, ja oft sogar nur, wenn er sie nicht lobt; so wird ihm dieß fast in allen Ländern Deutschlands als Neid, als böser Willen, als ich weiß nicht was, ausgelegt. So wenig sind wir Deutschen, die wir uns der Wahrheitsliebe so oft rühmen, noch gewohnt, Wahrheiten zu hören. — Ich will also hier den Erfolg mit den Worten des einsichtsvollen und unpartheyischen

öster-

östreichischen Patrioten des Herrn v. W. *) sagen: „Der Kredit wich am Ende gänzlich „vom Kaufmannsstande. — Die Fabrikanten„Vorräthe drückten ungesucht und ungenutzt zu vie„len Ballen die Gewölber und Niederlagen. Die „Aktieninhaber der Handlungsgesellschaften erhielten keine Dividenden. — Mit einem Worte, alle „diese große Unternehmungen scheiterten; die Schätze, zu deren Eroberung man sich bey denselben „Hoffnung gemacht hatte, schwanden im Nebel „hin; und selbst diejenigen Schätze, die man daran „gewendet hatte, **) waren mehr als halb gleichsam vom Meere verschlungen.“

Nun ward 1776 im Jänner der Hofkommerzienrath aufgehoben. Die Handlungsgesellschaften waren schon vorher zerfallen, außer der Fiumaner Kompagnie, welche ein Monopolium auf den alleinigen Verbrauch ihres Zuckers in

*) Vorschlag S. 25. und f.

**) Man sagt die verschiedenen Versuche haben der K. K. Hofkammer an 500,000 Fl. gekostet, eine Summe, die, nachdem man es nimmt, für groß, und auch nur für mittelmäßig angesehen werden kann. Herrn O. K. R. Büschings W. Nachr. zufolge (IVr Jahrgang S. 169) hat der K. K. Kommercialfond 1770 eingenommen 1,194,940 Fl., und ausgegeben 1,080,390 Fl.

den Erblanden erhielt, *) und der Kompagnie zu Kilianova. Von den Manufakturen und Fabriken blieben hauptsächlich diejenigen, welche inländischen Vertrieb haben. Z. B. die böhmischen und östreichischen Manufakturen von Tüchern und leichten Zeugen, die Stahlfabriken und andere Bereitungen kurzer Waaren; desgleichen auch einige, welche auswärtigen Debit haben, als die böhmischen Leinwande, die Kattune, das Porzellan zu Wien, das Eisen in Steyermark u. s. w.

Man hatte, um es an nichts fehlen zu lassen, was dem Ackerbau und der Industrie, folglich auch der Handlung eine neue Wendung geben konnte, um 1767 oder 1768 in jeder erbländischen deutschen Provinz eine patriotische Gesellschaft angeordnet, deren zusammen zehen waren. Alle waren in bester Form eingerichtet. Jede hatte ihren Ehrenvorsteher, der ein Fürst oder eine Excellenz war, einen Vicedirektor oder Kanzler, einen beständigen Sekretar, eine Anzahl Beysitzer, eine Anzahl Mitglieder, und einen Aktuar oder Kanzellisten. Diese kann man alle namentlich im Schematismus von 1781. S. 521 und ff. finden. Wie Beysitzer und Mitglieder unter-

*) Im letztern Seekriege hat sie die einträgliche und für den Staat sehr nützliche Einpökelung ungarischen Rindviehes zur Schiffsprovision betrieben. Auch ist ihr der Kupferverkauf in Triest beygelegt worden.

unterschieden waren, weiß ich nicht. Die Gesellschaften wurden aus den Landschaftskassen unterhalten; daher einige mehr, andere weniger Einkünfte hatten, je nachdem die Stände jeder Provinz freygebiger waren oder nicht. Die patriotische Gesellschaft in Oestreich unter der Ens, deren Sitz in Wien war, und vielleicht noch ist, hatte außerdem von Zeit zu Zeit einen Beytrag vom Hofe, und goldene Medaillen zu Preisfragen zu halten. Aus diesen Einkünften hatte sie die Anschaffung einer Bibliothek, die Korrespondenz, und die Besoldung des Sekretars und des Kanzellisten zu bestreiten. Der Sekretar hatte und hat vielleicht noch jährlich 1200 Fl. Gehalt. Alle Gesellschaften standen unter der höchsten politischen Hofstelle, oder böhmisch östreichischen Hofkanzley, wohin sie ein fein sauber abgeschriebenes Exemplar ihrer Akten schicken, und in manchen Fällen von da Approbation holen mußten. Da ist denn oft viel hin und her geschrieben, und sehr wenig ausgerichtet worden. Jetzt sind, so viel ich weiß, diese Gesellschaften, wo nicht *in formali* doch wohl gewiß *in materiali*, außer Aktivität.

Ich bitte meine Leser, welche in der Geschichte der Handlung und Industrie von den nächstverflossenen vierzig Jahren nicht unerfahren sind, sich zu besinnen, ob nicht noch in andern Ländern ähnliche Dinge, als ich hier erzählt habe, vorgefallen sind. Man vergißt sie zwar mehrentheils, so bald sie vorbey sind, aber man hat Unrecht. Diese Erzählung

den Erblanden erhielt, *) und der Kompagnie zu Kilianova. Von den Manufakturen und Fabriken blieben hauptsächlich diejenigen, welche inländischen Vertrieb haben. Z. B. die böhmischen und östreichischen Manufakturen von Tüchern und leichten Zeugen, die Stahlfabriken und andere Bereitungen kurzer Waaren; desgleichen auch einige, welche auswärtigen Debit haben, als die böhmischen Leinwande, die Kattune, das Porzellan zu Wien, das Eisen in Steyermark u. s. w.

Man hatte, um es an nichts fehlen zu lassen, was dem Ackerbau und der Industrie, folglich auch der Handlung eine neue Wendung geben könnte, um 1767 oder 1768 in jeder erbländischen deutschen Provinz eine patriotische Gesellschaft angeordnet, deren zusammen zehen waren. Alle waren in bester Form eingerichtet. Jede hatte ihren Ehrenvorsteher, der ein Fürst oder eine Excellenz war, einen Vicedirektor oder Kanzler, einen beständigen Sekretar, eine Anzahl Beysitzer, eine Anzahl Mitglieder, und einen Aktuar oder Kanzellisten. Diese kann man alle namentlich im Schematismus von 1781. S. 521 und ff. finden. Wie Beysitzer und Mitglieder unter-

*) Im letztern Seekriege hat sie die einträgliche und für den Staat sehr nützliche Einpökelung ungarischen Rindviehes zur Schiffsprovision betrieben. Auch ist ihr der Kupferverkauf in Triest beygelegt worden.

unterſchieden waren, weiß ich nicht. Die Geſellſchaften wurden aus den Landſchaftskaſſen unterhalten; daher einige mehr, andere weniger Einkünfte hatten, je nachdem die Stände jeder Provinz freygebiger waren oder nicht. Die patriotiſche Geſellſchaft in Oeſtreich unter der Ens, deren Sitz in Wien war, und vielleicht noch iſt, hatte außerdem von Zeit zu Zeit einen Beytrag vom Hofe, und goldene Medaillen zu Preisfragen zu halten. Aus dieſen Einkünften hatte ſie die Anſchaffung einer Bibliothek, die Korreſpondenz, und die Beſoldung des Sekretars und des Kanzelliſten zu beſtreiten. Der Sekretar hatte und hat vielleicht noch jährlich 1200 Fl. Gehalt. Alle Geſellſchaften ſtanden unter der höchſten politiſchen Hofſtelle, oder böhmiſch öſtreichiſchen Hofkanzley, wohin ſie ein fein ſauber abgeſchriebenes Exemplar ihrer Akten ſchicken, und in manchen Fällen von da Approbation holen mußten. Da iſt denn oft viel hin und her geſchrieben, und ſehr wenig ausgerichtet worden. Jetzt ſind, ſo viel ich weiß, dieſe Geſellſchaften, wo nicht *in formali* doch wohl gewiß *in materiali*, außer Aktivität.

Ich bitte meine Leſer, welche in der Geſchichte der Handlung und Induſtrie von den nächſtverfloſſenen vierzig Jahren nicht unerfahren ſind, ſich zu beſinnen, ob nicht noch in andern Ländern ähnliche Dinge, als ich hier erzählt habe, vorgefallen ſind. Man vergißt ſie zwar mehrentheils, ſo bald ſie vorbey ſind, aber man hat Unrecht. Dieſe Erzählung

fehl-

fehlgeschlagener wohlgemeinter Bemühungen kann lehrreich seyn, und gilt nicht nur für Oestreich, sondern auch für alle andere Länder; denn ich wiederhole es, fast in allen andern Ländern ist es mehr oder weniger eben so gegangen, und gehet zum Theile noch so. Man sollte das Andenken solcher Fehler nicht unterdrücken, denn selbst verfehlter Erfolg kann Lehre fürs künftige geben. Er kann warnen, nicht zu früh mit sich zufrieden zu seyn, nicht auf leere Theorie und Worte zu trauen, mit denen sich Leute von mäßiger Einsicht das Ansehen von tiefen Kenntnissen in die Kommerzkunde geben, und am wenigsten glänzenden Versprechungen von Projektmachern zu trauen. Es sind gewisse Zustände der Prüfung und Erfahrung, die fast jedes Land durchgehen muß. Glücklich ist der Staat, der seine eigene gemachte Fehler erkennet, und durch Schaden klug zu werden weiß.

Dazu kommt, daß bey diesen Unternehmungen in Oestreich ganz und gar nicht alles verfehlt war, daß besonders wichtige Fabriken im Großen angelegt wurden, und daß schon durch die vermehrte Thätigkeit großer Nutzen gestiftet wurde. Herr v. W. sagt sehr richtig: *) „Diese Revolution hat, „bey so vielfachem Uebel, auch eine Menge Gutes „gewirkt. Die Begriffe vom Handel und dessen „Wesen wurden nun erst bekannt. — Der Kaiser„liche Hof erkannte, daß damit zwar sein großer

Zweck

*) S. 28.

„Zweck bey weitem noch nicht erreichet, aber doch „die Sache wirklich aus dem Groben herausgearbei„tet war; — daß die Grundsätze, welche der Hof„kommerzienrath ursprünglich angenommen hatte, „nicht die rechten waren“ — u. s. w.

Es sind noch wichtige Hindernisse der Industrie vorhanden. Ein wahrer östreichischer Patriot, der Herr Prof. Hermann klagt freymüthig darüber, *) und ein anderer Patriot der oft gedachte Hr. v. W. hat sie mit großer Einsicht auseinandergesetzt.

*) „Regierung und Landesbeschaffenheit sind in „der östreichischen Monarchie gewiß die Hinder„nisse nicht, welche bisher der Vollkommenheit „der Künste entgegen waren. Der Grund ist „also in den übrigen Rubriken zu suchen. Ich „finde ihn in der Erziehung, in den Vorurthei„len mancher Art, die dem Pöbel aller Klassen „noch ankleben, und in gewissen politischen Be„schaffenheiten, wohin z. B. Leibeigenschaft, „harte Roboten (Frohndienste), zu sehr einge„schränkte Handlung, Ausfuhrzölle von vater„ländischen Produkten und Waaren, und was „dergleichen mehr ist, gehören. Ich rede hier „nur als ein Patriot, dem es weh thut, rings „um sein Vaterland herum Künste und Wissen„schaften in solchen Ländern aufblühen, und in „vielen zur Vollkommenheit reifen zu sehen, wo„von die wenigsten so viele natürliche Vorzüge „besitzen, wie die östreichischen Staaten; zu se„hen, daß in einem großen Theile dieser Staa„ten,

setzt. „Beide sind für ihr Vaterland so wohlwollende Männer, daß man ihnen hierinn wohl trauen und wiederholen darf, was sie anführen. Die patriotische Stimme solcher Männer fällt in allen Ländern manchen Einheimischen freilich nicht so angenehm in die Ohren, als die Stimme der sich vieldünkenden Schreyer, welche mit vollem Halse ausrufen: Es ist alles ganz gut, ganz vortreflich bey uns; aber sie ist nützlicher. Herr v. W. nennt hauptsächlich folgende Hindernisse des Fortgangs der Industrie und der darauf gebauten Handlung:

1) Der Mangel des persönlichen Kredits. Man sollte dieß in einem Lande wie Oestreich, wo so viele reiche Leute sind, nicht vermuthen. Aber man muß auch nicht vergessen, daß der größte Theil dieser reichen Leute, jeder in seinem Stande, einen viel größern Aufwand zu machen pflegt, als Leute eben dieses Standes, ja höherer Stände, in allen andern deutschen Ländern. Dazu kommt, daß wenn zu großen Unternehmungen Veranlaßung da

„ten, Unwissenheit und Vorurtheil den besten „Anstalten noch tausend Hindernisse in Weg „legen, und daß sich die Industrie, welche unstreitig in der Residenz und an einigen andern „Orten bereits ansehnlich ist, noch fast gar „nicht auf das Landvolk, und in einige der entferntern Provinzen verbreitet hat.“ S. Hermanns Reisen III. Bändchen S. 138.

da ist, es fast nicht fehlen kann, daß nicht mehrere Leute Dinge unternehmen, die über ihre Kräfte gehen. Erfahrne Kaufleute kennen die Folgen davon. Aber es ist in Oestreich noch eine wichtige Ursache des Mangels des persönlichen Kredits, welche diesem Lande vor andern deutschen Ländern besonders eigen ist. Herr v. W. hat S. 52 seines Buchs die wichtige Wahrheit freymüthig herausgesagt: „daß der Kredit der Staatskassen dem „Privatkredite unendlich schade.“ Ich habe oben schon angeführt, *) daß man in Oestreich die Staatsschulden immer mehr auf geringere Zinsen zu bringen getrachtet, und deshalb die Zinsen unter Privatleuten von 5 auf 4 Procent gesetzt hat. **) Ob man gleich nachher die Staatsschuldenpapiere bis auf $3\frac{1}{2}$ Procent erniedrigte, so drängt sich doch noch der Kapitalist nach den Staatsschuldenpapieren, und verläßt den unternehmenden Kaufmann. Man darf sich nur erinnern, was oben im siebenten Abschnitte S. 312 und S. 323 angeführt worden ist: daß die Bankoobligationen von allen ordentlichen und außerordentlichen Steuern eximirt sind, und daß die übrigen Staatskreditpapiere auf halbjährige Zahlung laufen; so wird man leicht einsehen, warum der Kapi-

*) Man sehe oben im siebenten Abschnitte, S. 313 317 und S. 323.

**) Wechslern ist erlaubt, auf trockne Wechsel 5 Procent zu nehmen und zu geben.

Kapitalist seine Gelder lieber in Staatskreditspapiere verwandelt, als sie dem Kaufmanne giebt. Alle diejenigen, welche von der wahren Beschaffenheit der Circulation richtige Begriffe haben, müssen zugestehen, daß die Erniedrigung der Zinsen aus der Lage der Umstände selbst kommen, und nicht durch positive Gesetze erfolgen müsse. *)

Hiezu kommt noch (welches Herr v. W. nicht anführt), daß wenn in einem Lande Handlungskompagnien sind, welche zu einer großen Dividende wenigstens die Hofnung geben, so werden die müßigen Kapitalisten, welche ihren Genuß vergrößern wollen, dahin gehen. Wir haben in mehrern Ländern Beyspiele von Handlungsgesellschaften, denen nicht alle Kaufleute große Solidität zutrauen, und deren Aktien doch steigen, weil die müßiggehenden Aktionisten sich großen Gewinnst davon versprechen. Man glaubt in den meisten Ländern, wenn große Handlungskompagnien nicht gelängen, so wäre es weiter nichts als ein fehlgeschlagener Versuch, und man dürfe nur wieder aufhören; so wäre alles wieder wie vorher. Aber sehr oft hat man dadurch nütz-

*) Herr von Sonnenfels behauptet dieses auch. Aus dem Raisonnement, das er in seinen Grundsätzen der Finanzwissenschaft II. Th. S. 440 u. ff. über den Nutzen der Herunterſetzung der Zinsen bey der Wiener Banko macht, siehet man deutlich, wie diese Operation dem Privatkredite hat nachtheilig werden müssen.

nützliche und unbemerkte oder ungeachtete Zweige der Privatindustrie und des Privathandels vernichtet, die nachher nicht wieder herzustellen sind. Herr v. W. schlägt vor, um den Privatkredit in Oestreich wieder herzustellen, daß die Zinsen der Staatspapiere noch bis 3 Procent erniedrigt, und den Privatleuten Zinsen bis 5 Procent erlaubt würden. Eigentlich sollten die Gesetze hierin den Geschäften des nützlichen Bürgers ganz freyen Lauf laßen. Uebrigens ist es allemahl schlimm, wenn der Kredit des Staats mit dem Kredite der Privatpersonen in Kollision kommen muß. Es ist leicht abzusehen, auf wessen Seite immer der Ausschlag fallen wird. Daß dem so nöthigen Privatkredite der Vorschlag des Hrn. v. W. nützlich seyn müßte, ist keinem Zweifel unterworfen. Ob aber, wenn er ausgeführt würde, die Staatspapiere bey Kriegen u. d. gl. noch in gutem Kurse erhalten werden könnten, indem die Zinsen der Privatpersonen kaum 2 Procent höher wären als die Zinsen des Staats; davon können nur diejenigen urtheilen, welche die ganze innere Verfassung dieses Staatsschuldenwesens zu übersehen im Stande sind.

2) Die beschwerliche Manipulation der Mauthen. Herr v. W. sagt S. 41: „Nichts „ist gewisser, als daß der große Diensteifer, die „Mautheinkünfte zu vergrößern, und die Mani„pulation immer mehr durch neue Verordnungen „bloß zu dem Ende zu erschweren, damit der Mauth„kasse ja nichts von den kleinen Ausgangszöllen ent-

„gehen möge, durch eine einzige Verordnung, (wenn „Niemand da ist, welcher Acht auf das Beste des „Handels hat) alle das Gute, was seit vielen Jah„ren im Gange gewesen ist, wieder zerstöre. Ein „deutliches Beyspiel hiervon war die Verordnung, „die mit dem neuesten Zolltarif vom Jahr 1775 „zugleich erging, und vermöge deren alle Ausfuhr„Güther aufs Zollhaus gebracht, daselbst nach„gesehen und versiegelt werden mußten.“

Diese Wahrheit kann in allen Ländern nicht laut genug gepredigt werden. Die Zollverordnungen werden von Zollbedienten gemacht; und sehr vielfältig verordnen diese Dinge, welche bloß zu ihrer Bequemlichkeit, zur bessern Uebersicht ihrer Revisionen gehören, ohne daran zu denken, ob sie, oder wie sie der Handlung und Industrie schaden. Bey vielen Zoll- und Acciseeinrichtungen sind nicht so sehr die Abgaben selbst, als die Förmlichkeiten mit denen sie eingehoben werden, drückend und schädlich. Wie willkührlich und despotisch übrigens in Ungarn und Sklavonien bey den Mauthen verfahren wird, davon kann man in einem kürzlich herausgekommenen Traktate *) merkwürdige Beyspiele lesen.

3.) Die

*) Briefe über die Schiffart und Handlung in Ungarn, Sklavonien und Kroatien, Prag 1783. 8.

3.) Die Beſchaffenheit der Zölle ſelbſt, welche auf die Handlung einer Provinz in die andere ſowohl, als auf die Ausfuhr in fremde Länder eine nachtheilige Wirkung haben. Hier berichtet Herr v. W. (S. 60—64) von der Art, wie Ungarn in Handlungsſachen in Rückſicht gegen Oeſtreich behandelt wird. *) Dinge, welche ganz unglaublich ſcheinen würden, wenn man ſie nicht aus dem Munde eines ſo unbefangenen und patriotiſchen Zeugen hörte. Ungarn iſt in ſo vielem Betrachte, beſonders aber in Abſicht auf die unbeſchreiblich großen Schritte, welche darin zur Kultur und zur Handlung noch können gethan werden, für das Haus Oeſtreich ein höchſtwichtiges Land. Gleichwohl iſt durch die öſtreichiſche Mauthverfaſſung deſſen Kultur und Handlung noch bis jetzt, wenigſtens noch bis vor kurzer Zeit, faſt ganz und gar eingeſchränkt worden.

*) Ehemals wurden alle Provinzen ſo behandelt: bis zu dem neuen Zolltarif von 1775 muſten z. B. feine Tücher aus der Klagenfurter Tuchmanufaktur, welche nach Wien giengen, in Kärnthen den Eſſito, in Steyermark den Tranſito, und in Oeſtreich den Conſumo Zoll entrichten; und eben ſo ward es mit allen Produkten der Natur und Kunſt, die aus einem öſtreichiſchen Lande in das andere giengen, gehalten. S. Büſchings wöchentl. Nachr. III. Jahrg. S. 319.

Ungarisches Getraide kann zwar gerades Weges aus Ungarn nach Fiume geführet werden. Aber wegen vielfältiger Beschwerlichkeiten ist dieses im Großen so gut als unmöglich. Der Kaufmann muß also den Weg durch die deutschen Erbländer nehmen. Aber dann beträgt der Zoll, der in Ungarn selbst so wohl, als in Oestreich und Steyermark davon gefordert wird, zusammen auf 20 Procent. Soll Ungarischer Taback ausgeführt werden (und der ausführende Kaufmann ist genöthigt, wegen der eben erwähnten Beschwerlichkeiten denselben durch die deutschen Erblande zu führen); so muß er „bis zu erwiesenem Austritte des Tabacks „aus dem Lande entweder 100 Gulden deponiren, oder zween Männern (die ihm das Tabaksamt als Wächter aufdringt, und die seinen Wagen bis an die fremde Gränze nicht aus den Augen „laßen dürfen, damit ja kein Loth Tabak unterwegens abgegeben werden könne) täglich 3 Gulden bezahlen.“ Der Herr v. W. hat vollkommen Recht zu sagen: „daß ein absolutes Verboth noch „besser seyn würde, als eine so bedingte Erlaubniß, „die einen Unerfahrnen wider all sein Erwarten in „eine Verlegenheit setzen kann, wobey er am Ende „nicht nur alle seine Müh umsonst angewandt, sondern auch noch obendrein Schaden davon hat.“ Mit den Ungarischen Weinen, deren Güte allgemein bekannt ist, und die sich daher zur Ausfuhr in fremde Länder ganz besonders qualificiren, verfährt man eben so hart. Man beschwert die Ausfuhr derselben mit großen Auflagen, weil man befürch-

fürchtet, der häufige Gebrauch ungarischer Weine würde der Ausfuhr östreichischer Weine schaden, *), deren auswärtigen Gebrauch man befördern will, der aber in der That im Großen nicht zu befördern ist. Die Oestreichischen Weine sind überhaupt nur von mittelmäßiger Güte. **) Die geringen Jahrgänge

*) Man belegt sie auch an solchen Orten mit Zöllen, wo keine Konkurrenz mit den östreichischen Weinen seyn kann. So sind die ungarischen Weine bey der Einfuhr in Kroatien mit Zöllen belegt, ob sich gleich dieses Land mit fremden Weinen versehen muß. S. Schlötzers Staatsanzeigen 38 St. S. 373.

**) Herr Sinapius, der doch sonst ein Mann von Erfahrung ist, und zu den guten kaufmännischen Schriftstellern gehört, urtheilt in seinem Buche: die Hauptzweige des Weinhandels (Hamburg 1781. 8.) S. 21 sehr unrichtig vom östreichischen Wein, wobey er vermuthlich nur irgend einem unzuverläßigen Schriftsteller folgt. Er sagt: „Die meisten östreichischen Weine wären von rother Farbe.“ Nicht doch, die meisten sind von weißer Farbe. Er sagt: „Die „Schweizer Weine wären nicht so hitzig wie „die Oestreicher, auch nicht so kalt wie die „meisten Rheinweine.“ Der östreicher Wein ist ein säuerlicher Wein, der im Sommer unter Wasser gemischt ganz angenehm schmeckt, und auch gesund seyn mag. Aber er hat sehr wenig Geist und Feuer, und man kann ihn gegen Rheinwein ohnmöglich hitzig nennen. Die neuen

und die neuen Weine überhaupt sind kaum trinkbar; und die guten Jahrgänge werden nach vieljähriger Wartung, doch gegen andere Weine nur mittelmäßig. Besonders aber sind sie mit den guten ungarischen Weinen, welche nicht so lange dürfen gepflegt und aufgefüllt werden, gar nicht zu vergleichen.

Weine beider Art sind herbe, aber auch ein neuer Rheinwein wird viel eher zu Kopfe steigen. Mit einem alten edlen Rheinweine aus dem Keller des Domdechanten zu Maynz, läßt sich der beste östreichische Wein aus dem Keller eines östreichischen Prälaten, nicht einmahl im Geruche, geschweige im Geschmack und Wirkung im geringsten vergleichen. Ich berufe mich auf jeden der beide gekostet hat. Herr Sinapius sagt: „Die besten Sorten würden oft für un„garischen Wein verkauft.“ Es ist schwer zu errathen, wie das zugehen sollte; denn die besten Sorten östreichischen Weins haben mit guten Sorten ungarischen Weins gar nichts gemein. Herr v. Weinbrenner, der ein patriotischer östreichischer Kaufmann ist, hat Versuche gemacht, ungarische Weine über Triest auszuführen, aber er sagt nicht, daß er dieß mit östreichischen habe versuchen wollen. Herr S. sagt ferner: „es „gäbe in Oestreich so viel Wein, daß ganz „Deutschland damit versehen werden könnte.“ Das ist nun gewiß zu viel gesagt. Er setzt ferner hinzu: „es gingen auch in der That jährlich „über 50 tausend Eymer östreichische Weine „die Donau hinauf ins Reich.“ Die Summe ist

chen. Es ist also wohl keine Hoffnung, daß die östreichschen Weine jemals auswärts sehr werden geliebt werden. Indessen, um vermeintlich ihre Ausfuhr zu begünstigen, müssen auswärts gehende ungarische Weine, blos an ungarischen Zöllen an 18 Kr. für den Eimer, und dann in Oestreich, ohne die Wege-Mauthen, wieder 8 Kr. Transito geben. Wenn dieses einen gemeinen Erlauer Wein trift, wovon der Eimer 3 Fl. An-

ist zwar nicht übermäßig groß; aber dennoch ist in der That nicht abzusehen, wohin im Reiche so viel gehen sollte. Schwaben, die Rheingegend und Franken haben eben so viel Wein und von viel besserer Gattung. Die östreichischen Weine könnten also höchstens nach Bayern gehen. Daselbst liebt man sie aber nicht, wenigstens trinkt man sie nicht unter ihrem Namen. In München findet man den Frankenwein unter dem Namen Würzburger, ja noch eher den weit hergeführten Markgräfler Wein (aus der Markgrafschaft Baden), als den nahen östreichischen. Dazu kommt noch, daß Passau in Ansehung der Weine das Stapelrecht behauptet, welches auch der Ausführung hinderlich ist.

Man findet ein Verzeichniß der um Wien wachsenden Weintraubenarten, von Seb. Helbling, in den vom Hrn. v. Born herausgegebenen Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen im IIIten Bande S. 350 u. ff. und eine Nachlese dazu, im IVten Bande S. 83 u. ff.

kauf kostet, so macht das zusammen 15 p. C. Wenn ein ungarischer Wein in einer erbländischen Stadt lieget, um auf Fuhrleute zu warten, so muß davon die ganze Konsumtionssteuer, die auf den Eimer ohngefähr zwey Gulden ausmacht, baar erlegt werden, eben so, als ob der Wein in der Stadt ausgetrunken worden wäre. Diese Summe, die den ausführenden Kaufmann sehr drücken muß, wird eher nicht wieder gegeben, als bis der wirkliche Ausgang der Weine in ein fremdes Land, durch Bescheinigung des Gränz-Mauth-Amts bewiesen ist. Dieses aber kann ohne Formalien, Zeitverlust, und Kosten nicht erlangt werden. Noch nicht genug. Wenn der Wein nach Norden, folglich durch Böhmen geht, so muß er daselbst noch eine Abgabe von zehen Procent des Werthes erlegen. Geht er aber durch Oestreich, so muß er noch 24 Kreuzer vom Eimer abgeben. Und wenn er um der wohlfeilen Fracht willen zu Wasser ausgeführt werden soll, so muß eine gleiche Quantität östreichischen Weines mitgenommen werden. Hr. v. W. sagt S. 64 mit Recht: „Diese Ungarische Waaren „könnten ihrer Natur nach die vorzüglichsten Aus„fuhrwaaren aus den östreichischen Staaten abge„ben; da es aber mit diesen wichtigen Artikeln so gar „schwer und fast ohnmöglich fällt, etwas von Be„lange damit zu unternehmen; so kann jeder Leser „nach Maaßgabe des Schicksales von diesen leicht „den Schluß auf die übrigen Artikel machen.“ Er setzt noch S. 107 dazu: „Leider ist es einmal so, „daß gerade wir Deutschen in den östreichischen „Staa-

„Staaten seiten ohne Partheylichkeit, noch sel„tener ohne Unbilligkeit von den braven Ungaren „sprechen können, die doch, beym Lichte besehen, „vielleicht eher Ursach hätten, Groll gegen uns zu „hegen, als wir haben, ihnen abgeneigt zu seyn.“

4) Die Wege selbst, worauf die Waaren müssen ausgefahren werden. Dieß ist in Absicht auf die auswärtige Handlung ein sehr wichtiges Hinderniß. Wenn Wien und andere östreichische Plätze, östreichische oder ungarische Waaren nach Triest und Fiume verfahren, so muß es größtentheils zu Lande geschehen. Landfracht bleibt aber immer für einen weiten Transport allzutheuer. Der Hr. v. Weinbrenner sieht dieß selbst als ein natürliches Hinderniß an, das sehr schwer zu heben ist. Er thut zwar Vorschläge, die aber das Uebel wohl nicht aus dem Grunde heilen können. Die Regierung hat durch Anlegung der vortreflichsten Chausseen in der That sehr viel gethan; aber auf einem so weiten Wege fallen Beschwerlichkeiten vor, die sich im Kabinette nicht voraussehen lassen. Von der herrlichen Landstraße, die Kaiser Karl VI. von Karlstadt nach Fiume anlegen lassen, habe ich schon oben geredet. Aber in einem so wilden Lande, wo der Landmann unkultivirt ist, wo Städte und Dörfer weitauseinander liegen und schlechte Polizey haben, waren die Waaren vielen Zufällen unterworfen. Daher hat die Regierung besondere Fuhrleute, Kommissarien und Niederlagen auf diesem Wege eingerichtet; aber auch durch die-

ses Mittel, welches so wirksam scheinen sollte, ist den Beschwerlichkeiten dieses Weges nicht ganz, *) und der Theurung der Fracht noch gar nicht abgeholfen.

Was

*) „Durch die Komitats-Fuhrleute kann der Kaufmann nunmehr seine Waaren sicher versenden. Es sind zum Waarentransport vier Stationen auf der Straße, wo Königl. Kommissäre die Waaren abwägen, und wenn ein Mangel daran, oder solche durch den Fuhrmann verdorben worden ist, es auf dem Frachtzettel anmerken. Der Kaufmann empfängt sein Gut nicht vom Fuhrmann, sondern vom Kommissäre, der ihm den Schaden allzeit auf Kosten des Fuhrmanns vergütet. Diese Einrichtung scheint vom Anfang gleich gut; aber sie ist mit Beschwerlichkeiten verknüpft, welche das Gubernium nicht vorher sehen konnte, und schwerlich ihnen wird abhelfen können. Es hängt nämlich oftmals allein von der Gunst der Kommissäre ab, welchen sie zuerst in der Rolle vormerken, oder wem sie mehr oder weniger Wagen geben wollen. Oft sind auf mehrere Wochen die Wägen schon vorgemerkt; und der Kaufmann, der sich eben in einen Kontrakt auf gewisse Zeit eingelassen, oder eine Spekulation vor hat, wobey er zu gewinnen hofft, wird gehindert, und oft gezwungen, wider seinen Willen sein Wort nicht zu halten.“ Dieses öffentliche und inländische Zeugniß von dieser Einrichtung steht im Triester Kaufmannsalmanach von

1782

Was den Transport der Waaren zu Wasser auf der Donau, und nachher auf der Save, Drave, Theiß und Kulpa betrift; so möchte es scheinen, daß dieser an sich viel wohlfeiler und bequemer seyn müsse. Aber vielmehr hat diese Schiffahrt unbeschreibliche Schwierigkeiten. Sie liegen hauptsächlich: a) In der Beschaffenheit der Flüsse selbst. Man mag nur in des berühmten Marsigli Description du Danube im ersten Bande die zweyte Tafel, noch mehr aber die folgenden Speciialkarten der Donau betrachten. *) Man erkennt daselbst anschauend, daß der Donaustrom sich auf die wunderbarste Weise meist zwischen bergigten Ufern hin und her krümmt, und dabey noch eine Menge Inseln und Untiefen macht. Er ist ferner bekanntermaßen sehr reissend, und stürzt schnell hinab. Er hat in seinem Grunde hin und wieder gefährliche Felsen, zwischen denen das Wasser allerhand wunderbare Ströme und Strudel macht, wodurch sonderlich bey niedrigem Wasser die Schiffahrt höchst beschwerlich und gefährlich wird. Aufwärts des Stroms kann man fast gar nicht rudern, noch viel

1782 S. 123. Man kann übrigens leicht einsehen, welcher Regreß dem Kaufmann gegen die Ungunst landesherrlicher Kommissare, welche auf einer so weit entfernten Straße die einzigen Speditöre sind, übrig bleiben könne.

*) Sogar schon in der Karte: Tabula synoptica totius Danubii, auf drey Blättern von Lotter, ist dieß zum Theile sichtlich.

viel weniger segeln; sondern es müssen die Schiffe mit Pferden wider den Strom gezogen werden, welches langsam und kostbar ist. Auf der Save, Drave und Kulpa ist die Schiffahrt ohngefähr eben so beschaffen. b) In der schlechten Bauart der Schiffe die auf diesen Strömen gehen. Der gröste Theil der Schiffe, mit welchen die Donau fast bis ins schwarze Meer befahren wird, sind Kellheimer, welche zu Ulm, Kellheim, Cham und Regenspurg bloß dazu gebauet werden, daß sie eine einzige Reise von Ulm bis Wien oder Regenspurg aushalten sollen. Man erinnere sich meiner Beschreibung, wie so gar leicht, von bloßen fichtenen Brettern mit Pflöcken zusammen geschlagen, diese Schiffe gebauet sind, und wie man sie in Wien spottwohlfeil kauft, *) um sie weiter in Ungarn zu gebrauchen. Diese Schiffe werden, je weiter sie nach Ungarn und Sklavonien kommen, immer mehr abgenutzt; dabey werden die Flüsse weiter ins Land hinein immer unschiffbarer, durch allerhand Moräste, eingeworfene Bäume, Sandbänke, Schiffmühlen und Pfähle, woran sie befestigt sind u. d. gl. Hieraus entsteht viel Schaden und Unglük. Die Eingebohrnen bauen ohne weiter nachzudenken ihre Schiffe und Flöße eben so leicht und zerbrechlich, als diejenigen, die sie den Strom herunter kommen sehen. Zwar sind seit zwey oder drey Jahren einige Versuche gemacht worden, auf dem Kulpafluſſe dauerhafte

*) S. den 1ten Theil S. 232 und 234.

haſte Schiffe von Eichenholz zu bauen. Dies hat ſchon vor einiger Zeit ein gewiſſer Herr Heppe mit vielen Koſten aber ohne ſonderlichen Erfolg verſucht, und kürzlich hat Hr. Bargum aus Koppenhagen und der Herr Baron von Taufferer wirklich ein dauerhafteres Schiff von Eichenholz, die wahre Eintracht genannt, *) zu Stande gebracht. Indeſſen wollen dieſe obgleich nützlichen Verſuche gegen das Ganze noch ſehr wenig ſagen. c) In der Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner. Je weiter man nach Ungarn, und noch mehr, wenn man nach Sklavonien und Kroatien kommt, deſto unkultivirter iſt das Land. Ja es hat an vielen Orten noch nicht einmal ſo weit gebracht werden können, daß durch die tiefen Moräſte und tiefen Wälder, welche ſich dicht an den Ufern finden, für die Menſchen, welche die Schiffe wider den Strom heran ziehen müſſen, ein rechter Weg gebahnt worden wäre. Man kann noch nicht hintertreiben, daß die Einwohner durch Pfähle, welche ſie der Schiffmühlen wegen mitten in den Strom ſchlagen, und durch andere

*) In den Briefen über die Schiffahrt in Ungarn, die ich unten weiter anführen werde, wird S. 40. zu verſtehen gegeben; dieſe auf 24 Kanonen gebohrte Fregatte ſey ſchon vor einigen Jahren von einem Italiäner angefangen, und vom Hrn. Baron von Taufferer nur übernommen und ausgebauet worden. Sie müſſe aber einen tiefern Kiel haben, wenn ſie auf dem ſchwarzen Meere ſegeln ſollte.

dere in den Strom gebrachte Hinderniſſe zu öftern Schiffbrüchen Gelegenheit geben. Die Kroaten und Illyrier ſind eines wilden und müßigen Lebens gewohnt; und durch die eingeführte militariſche Regierung, welche gewiß jeder der über die Natur der Menſchheit nachgedacht hat, für die allerſchlechteſte Verfaſſung eines Landes erklären wird, werden ſie weder gebildet noch gebeſſert, bekommen weder Nachdenken noch Induſtrie. Sie hindern daher alle Handlung, ſo bald nicht ihr Eigennutz unmittelbar damit verknüpft iſt; und die Officiere, welche ein Kommando haben, denken auch wenig daran dieſelbe zu unterſtützen. Alle dieſe verſchiedenen Hinderniſſe ſind mit lebhaften Farben in einer merkwürdigen Schrift *) geſchildert worden, welche nebſt noch ein Paar Schriften dieſer Art eine wichtigere

*) Briefe über die Schiffahrt und Handlung in Ungarn, Sklavonien und Kroatien. Geſchrieben auf einer Reiſe in dieſen Ländern, im Jahre 1773 aus dem Italiäniſchen überſetzt von N. E. K. Prag 1783. 8. N. E. K. bedeutet unfehlbar Hrn. Nikolaus Ernſt Kleemann, einen Kaufmann aus Nürnberg, der ſchon vor verſchiedenen Jahren für Rechnung eines reichen öſtreichiſchen Edelmanns eine unvortheilhafte Handlungsreiſe nach der Krimm that, deren Mühſeligkeiten er in einem beſondern Buche beſchrieben hat. Er bekam nachher eine Stelle in Prag bey der nun aufgehobenen Tabacksverpachtung.

ligere Frucht der Preßfreiheit in den östreichischen Staaten ist, als viele so sehr überflüßige Wienen Schriften über den Primat des Pabsts und über das Mönchswesen, worinn immer zehnmal gesagte Gedanken das eilftemal wiedergekäut werden. Der Verfasser (denn ich glaube nicht, daß es eine Uebersetzung ist) sagt geradezu: „Bey allen meinen „Seereisen war ich in den größten Stürmen nicht so „oft der Gefahr ausgesetzt, Geld und Gut zu ver„lieren, als auf einer Flußreise in den K. K. Erb„landen.“ In der That, wenn man diese Schrift lieset, so muß man gegen gewisse glänzende Zeitungsberichte wohl mißtrauisch werden. Man erschrickt, wenn man siehet, wie wild und wüst in diesen Ländern noch alles aussieht, wie so vieles verfault und verdirbt, und wie doch denjenigen, welche Nutzen stiften wollen, so unbeschreibliche Hindernisse in den Weg kommen. Zwar thut der Verfasser, als ob diese Briefe 1773 geschrieben wären; aber man kann aus verschiedenen kleinen Nebenumständen abnehmen, daß sie von späterm Datum sind. Es können zwar vielleicht in den letzten Jahren einige Hindernisse der Handlung in Ungarn und Sklavonien weggeräumt worden seyn; aber wo alles noch so im Grunde verwirret und verderbt ist, kann man in so kurzer Zeit nicht eine gänzliche Vervollkommung hoffen. Es gehört Zeit und viele Mühe dazu.

Diese Fehler und mehrere besonders in Rücksicht auf Ungarn, Sklavonien und Kroatien bestehen also wohl meistens noch. Natürlichest Hin-

der-

vernissen abzuhelfen ist nicht möglich; alles was eine weise Regierung thun kann, ist, sie zu vermindern. Aber auch die selbstgemachten Hindernisse und die Bedrückungen, welche daraus entstehen, sind so stark und so mannichfaltig, daß nicht zu zweifeln ist, man werde sie abschaffen, so bald man nur ihre Schädlichkeit deutlich und lebhaft wird eingesehen haben. Dieß ist um so viel gewisser zu hoffen, da unter dem jetzigen Kaiser, welcher schon so manche Mißbräuche abgeschaft hat, auch in Sachen der Handlung und Industrie schon bis jetzt manches eine andere Gestalt annimmt. Unter ihm kommt in alle Geschäfte, und auch in die Geschäfte der Handlung, weit mehr Thätigkeit. Er hat schon in manchen Sachen, welche Handlung und Industrie betreffen, mehrere Freyheit gegeben. Die drückende Einrichtung der Mauth ist schon in verschiedenen Provinzen z. B. in Tyrol, auch in Absicht der Handlung nach der Türkey verbessert, und man schmeichelt sich mit einer gänzlich verbesserten neuen Einrichtung. Das Eisen und Stahl oder das sogenannte Zentnergut ward sonst nur in den K. K. Magazinen verkauft, und niemand durfte diese Waaren aus der ersten Hand auf den Hammerwerken selbst kaufen. Durch ein Edikt v. 21. Dec. 1781 hat der Kaiser jedermann frey gestellt, das Zentnergut aus der ersten Hand zu kaufen, und Eisenlager*) zum

*) In der Beylage VIII, 2 liefere ich den Preiscurrant von Eisen auf dem hohen Ofen zu Zbirow,

zum Verkauf in und außer Landes anzulegen. Doch hat diese Erlaubniß folgende Einschränkungen: „Nach §. 5. dieses Edikts ist von diesem nun ohne „Paß erlaubten freyen Ausfuhrhandel jedoch der „Mock *) allein noch ausgenommen, so wie es auch „in

row, woraus man die Preise der Eisenwaaren in Böhmen ersehen wird. Desgleichen liefere ich daselbst ein Verzeichniß aller Gattungen von Eisenwaaren, welche in dem K. K. Eisenmagazine zu Wien vorräthig waren, und nach freygegebenem Eisenhandel d. 29. Dec. 1783. öffentlich dem Meistbietenden verkauft wurden. Man lernt dadurch nicht allein alle in Wien gewöhnliche Arten von Eisenwaaren und deren dort gewöhnliche Benennungen kennen; sondern dieses Verzeichniß ist auch deshalb für einen Ausländer besonders lehrreich, weil aus demselben zu ersehen ist, wie theuer der K. K. Bergwerksverschleißdirektion jede Gattung in Wien selbst zu stehen kam, und woher eine jede Gattung gezogen war.

*) Das Wort Mock ist in unsern Gegenden den Bergwerkskundigen ganz unbekannt. Ein Mann von vielen Kenntnissen und großer Belesenheit in diesem Fache, hat es in keinem Buche gefunden, ausser S. 61. in Poda Versuch über die Eisensteine in Obersteyermark, welcher in Schrebers Beschreibung der Eisen-Berg- und Hüttenwerke zu Eisenerz in Steyermark (Königsb. 1772. 4.) eingerückt

„in Ansehung der Einfuhr fremder Eisen und Stahl-
„gattungen bey dem Verbotspatente v. 4. Okt. 1774
„und dessen Ausmessung *) fortan sein Bewenden
„hat.“ Und §. 6: „Nur wollen wir in Erwägung,
„daß die Erzeugung des Rauheisens noch nicht
„in jener ausgebreiteten glücklichen Lage ist, um durch
„Gestattung desselben unbeschränkten Verkaufs dem
„Nahrungsstande eben jene Beförderung zu gewäh-
„ren, die wir mit dem völlig frey gemachten Han-
„del

gerückt ist. Daselbst wird aber Mock durch Hammereisen erklärt. Er vermuthet: „Ham-
„mereisen oder Mock ist die weichste Sorte Ei-
„sen, vermuthlich der Mittelscherbel der gefrisch-
„ten Deule, die für Reckhämmer, Sturzblech-
„hämmer und Blankschmiede ausgesucht, und
„erst von diesen zu feinen Eisen oder Blechen, oder
„kleinen Eisenwaaren verarbeitet wird.“

*) So steht im Edikte. Ich habe schon oben S. 378 angeführt, daß in den Oestreichischen Edikten sehr viele Worte vorkommen, welche zeigen, wie nöthig ein östreichisches Idiotikon wäre. Auch in diesem Edikte bleibt einem Ausländer, welcher des östreichischen Provincialdialekts und der dortigen Eisenhüttenverfassung nicht genau kundig ist, verschiedenes undeutlich: z. B. die Benennungen: Waldeisenwerke, Werkgäden sind außer Oestreich nicht genau verständlich. Ein Radewerk scheint eine Hütte zu seyn, wo der Eisenstein verschmolzen wird, es sey nun zu Roheisen oder zu Gußwaaren; ein Radegewerk aber der Besitzer eines Radewerks. u. d. gl. m.

„del mit dem Zentnergute zur Absicht haben, es bey „der in Oestreich, Steyermark und Kärnten derzeit „bestehenden Rauheisen-Widmung an die ange„wiesenen Hämmer in der für jeden bestimmten „Menge, und nach den dießfälligen Gesetzen eins„weil noch bewenden lassen.“ *)

In Gallizien ist der in- und ausländische Verkauf des Stein- und Sudsalzes jedermann frey gegeben. Im Sept. 1783 sind die Jahrmärkte zu Grätz, Klagenfurt, Laybach und Linz, dergestalt frey erklärt worden: „daß sie sowohl Inn„als Ausländer christlicher oder anderer Religion, „gegen Errichtung der gewöhnlichen Gebühren un„gehindert besuchen, und daselbst während der dazu „bestimmten Zeit Kauf und Verkauf treiben sollen.“ Es ist ein sicherer Beweis der bisherigen sehr großen Einschränkung der Handlung in Oestreich, daß dieß daselbst bisher noch verboten gewesen ist. Im übrigen Deutschlande ist es, so viel ich weiß, auf allen Jahrmärkten erlaubt. Aber auch in eben gedachtem Edikte wird noch gesagt: „daß die Besucher er-

*) Die Ursache dieser Einschränkung ist, wie man auch aus dem folgenden siehet, daß bis jetzt noch nicht mehreres Roheisen erzeugt werden kann, als die Hammerwerke verarbeiten können, wenn nicht die Wälder zu sehr sollen verwüstet werden.

„wähnter vier Märkte *) sich der Besuchung al„ler übrigen kleinen Jahrmärkte im Lande ent„halten sollen.“ — Man schmeichelt sich, daß nach Aufhebung der Tabackspachtung, welche zu Ende 1783 geschah, dieses wichtige Gewerbe gänzlich wieder frey, und die Fabrikation an Kunstverständige zugeben, der Vorschlag geschehen sey. Jetzt wird dieser wichtige Handlungszweig für Rechnung des Hofes administrirt. Im Jahre 1782 wurde in Böhmen und Oestreich eine Beschauung der Leinwand (in Niederdeutschland Legge) eingeführt, und jedes Stück Leinwand bezeichnet und besiegelt. Die Juden bekommen mehrere Freyheiten, um ihre Industrie zu erwecken. Die schon oben erwähnte Straße von Karlstadt nach Fiume hat der Kaiser mit großen Kosten verbessern und den Hafen zu Carlo Pago in Dalmatien neu eröfnen lassen. Im östreichischen Littorale ist 1773 eine Zucht von spanischen Widdern und ungarischen Schaafen angelegt, davon schon nach Tyrol Abkömmlinge **) gelie-

*) Der Konstruktion nach würde dieses von Inn- und Ausländern zu verstehen seyn. Vermuthlich aber werden nur die Ausländer gemeint. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man auch inländischen Unterthanen verbieten wolle, aus einer Stadt oder Provinz die Jahrmärkte einer andern Stadt oder Provinz zu beziehen.

**) Ein spanischer Widder kommt auf 36 Dukaten zu stehen, ein Abkömmling davon nur 1½ Dukaten.

geliefert werden. Sie arten aber doch nach und nach aus. Der Seidenbau ward in Ungarn und Illyrien befördert, und die Anpflanzung der Baumwolle wenigstens versucht. Anpflanzung des Hanfes und Flachses in Ungarn ward empfohlen. Man will auch den ungarischen Weinen, welche bey der Ausfuhr zu Lande durch Oestreich und Böhmen noch immer starke Abgaben tragen, einen Ausweg zur See eröfnen. Es ward im April 1783 in Ungarn bekannt gemacht: „Nachdem man „die sicherste Vermuthung habe, daß sich, wenn zu „Livorno eine Weinniederlage errichtet würde, ein „vortheilhafter Weinhandel mit Schweden erge„ben könnte; so haben Se. Maj. einem jedem Wein„händler eine solche Niederlage an bemeldetem Orte, „jedoch mit der Einschränkung zu gestatten *) „geruhet, daß sich dergleichen Unternehmer zuvor

*) S. Ephemeriden der Menschheit 1783 98 St. S. 351. Der Verf. der Ephemeriden bemerkt sehr richtig, daß das Formale dieser Bekanntmachung etwas auffallend ist. Denn freilich kann man eigentlich nicht sagen, daß die Erlaubniß an einem fremden Orte wie Livorno eine Niederlage anzulegen, um nach einem fremden Lande wie Schweden zu handeln, den Unterthanen erst dürfe gestattet werden, da jeder dazu ein natürliches Recht hat. Auch wundert sich der Verf.; daß man einem so nützlichen Handel eine Einschränkung, sollte sie auch noch so klein seyn,

„bey dem K. Stadthaltereyrath anzumelden haben.“ Der Kaiser brachte es 1783 zu Konstantinopel dahin, daß die unter K. K. Flagge und Seebriefen fahrende Schiffe vor den Korsaren von Algier, Tunis und Tripolis sicher seyn sollen, und daß die Pforte sich verbindlich machte „außer der Zurückgabe „des genommenen Schiffs, dessen Ladung und See„volks, alle und jede Schaden und Kosten inner„halb 6 Monaten von dem Tage der Wegnehmung „anzurechnen, wieder zu ersetzen.“ *)

In Ostende und Trieste sind während des letzten Krieges sehr große Handlungsgeschäfte gemacht worden. Sie hören nach geschlossenem Frieden zwar freilich zum Theil auf, doch bleibt immer daselbst noch eine beträchtliche Handlung. In Ostende ist

geben wolle. Es scheint mir aber, die Absicht, daß sich die Unternehmer erst beym Stadthaltereyrathe melden sollen, könne vielleicht die Ursache haben, daß sie von demselben einige Vortheile zu Anlegung dieser neuen Handlung sollen mitgetheilt bekommen. Denn eigentliche Erlaubniß zu einem Handel, der allenthalben erlaubt seyn muß, kann nicht gemeinet seyn.

*) Es ist sonderbar, daß ein Wiener Schriftsteller Hr. Schweighofer, von dem ich gleich mehr sagen werde, S. 148 meint: „Dieß heiße von der „Pforte mehr verlangen, als sie zu leisten im „Stande ist, und die Keime ewiger Streitigkeiten „an die Gränzen hinpflanzen.“

ist im April 1782 und zu Brüssel im Oktober 1783 eine Banko eröfnet worden.

Von Triest macht man sich besonders große Hoffnungen. Der Speditionshandel dieses Platzes nach und von Italien und der Levante ist schon von Belange. Aber man will den Handel auf noch mehrere Zweige erstrecken, und auch für eigene Rechnung viel weiter ausdehnen. *) Privatpersonen haben glückliche Versuche gemacht, aber man denkt auch schon auf Handlungsgesellschaften. Es ist daselbst 1782 eine Assekuranz-Handels- und Diskonto-Gesellschaft errichtet, die eine Octroy auf 20 Jahr erhalten hat, und eine Einlage von 4 Millionen Fl. erfordert. Schon vorher waren daselbst zwey Assekuranz-Gesellschaften. Noch sind daselbst in den letztern Jahren zwey Gesellschaften zum großen auswärtigen Handel entstanden. Die erste errichtete ein Engländer Namens Bolts zu einer

*) Es ist sonderbar, daß man zugleich öffentlich klagt: „Der Kredit zu Triest sey durch viele Fal„limenter geschwächt.“ 1781 that daher die alte Assekuranzgesellschaft einen Vorschlag: „Alle „Summen, welche in diesem Platze etablirten „Handlungshäusern würden anvertrauet werden, „gegen eine verhältnißmäßige Prämie zu ver„sichern.“ Man sehe die Ephemeriden der Menschheit 1781. 9s St. S. 290., wo sehr richtig erinnert wird, daß eine solche Assekuranz nicht zweckmäßig seyn kann.

Expedition nach Ostindien und China. Obgleich Hr. Bolts, wie man in Zeitungen gelesen hat, seine Versprechungen nicht erfüllte, so ist die Gesellschaft doch noch im Werke. Sie erfordert eine Subscription von 400,000 Fl., welche in Wien bey dem Herrn Brentani Cimaroli eröfnet, und laut den Wiener Zeitungen im May 1783 noch nicht vollzählig war. Die andere zur Handlung nach Cherson bestimmte Gesellschaft kam unter Direktion des Handlungshauses Willeshofen und Compagnie zu Stande. Die zwey ersten Schiffe mit östreichischen Produkten und Fabrikwaaren giengen den 11. Junius 1782 von Wien ab, und gelangten nach einer Fahrt von beynahe acht Wochen bey der Ausfahrt der Donau ins schwarze Meer. Daselbst wurden die Waaren an Bord eines russischen Schiffes geladen, welches nach einer Fahrt von drey Tagen in den Hafen von Cherson glücklich einlief. Es ward damals in öffentlichen Zeitungen berichtet: „Die Waaren, deren die dasigen Einwohner bedurften, fanden sogleich guten Absatz; die „übrigen wurden bis zu dem daselbst zu haltenden Markte in Kommission *) gegeben.“ Diese Handlungsgesellschaft ließ in die Wiener Zeitung

*) Es ist zu vermuthen, daß dieß nur der allergeringste Theil der überbrachten Waaren seyn werde. Sonst wissen erfahrne Kaufleute wohl, welchem Risiko und Zeitverlust ein Kommissionslager, und noch dazu an einem weitentfernten Orte

tung vom 1sten März 1783 eine Einladung zu einer zweyten Versendung einrücken, von der ich nicht weiß, in wie fern sie zu Stande gekommen ist. Sie verlangte an Frachtlohn von Wien bis Konstantinopel oder Cherson 3½ Fl. Wiener Kurrent für 100 Wiener Pf. Waaren vom größern Gewichte. Die Fracht von da bis Mohilow und Moskau (denn man hat den weit aussehenden Plan, auch diese weit entfernte Plätze mit östreichschen Fabrikaten und Produkten zu versorgen) meint sie für 1000 Pf. auf zehn Meilen mit 2 Fl. berechnen zu können. Die Assekuranz von Wien bis Konstantinopel und Cherson vermeint sie gegen eine Prämie von 3 p. C. zu übernehmen. Sie führt an, daß ihr die freye Ausfuhr der Erbländischen Fabrikaten gegen 1 p. C. Transito in Ungarn vergönnt worden ist, und daß sie in den türkischen Staaten überhaupt nur 3 p. C. zu bezahlen habe. Ich habe mich in Wien erkun-

Orte unterworfen ist. Besonders ist es einer Handlungsgesellschaft, welche jährlich neue Versendungen machen muß, weil ihre Aktionisten auf eine jährliche hohe Dividende rechnen, sehr ungemächlich. Ich habe mich in Wien erkundigt, auf welche Plätze in Cherson die Wechsel gezogen würden, womit die erkauften Waaren bezahlt würden. Es war aber davon meinen Korrespondenten nichts bekannt. Man vermuthete, daß ein großer Theil dieses Handels durch Tausch geschehe. Wenigstens von Cherson gehen keine Wechsel auf Wien.

digt, welches eigentlich die östreichischen Fabrikate wären, welche diese Gesellschaft nach der Türkey und bis nach Rußland zu verführen gedächte. Aber man wußte davon nichts gewisses zu sagen. Wenn ihre Bestellungen etwas stark wären, so müste es doch bald in den Manufakturen gemerkt werden. Die erste Ladung hat hauptsächlich in Holz zum Schiffbau bestanden, und außerdem wuste man nur von Eisen und etwas Leinwand.

Bey diesen beiden Handlungsgesellschaften ist ein aus Königsberg in Preußen gebürtiger Jude Moses Goldschmidt, der nachher in Warschau war, sehr geschäftig gewesen. Er muß nicht mit einem andern Moses Goldschmidt aus Hamburg, verwechselt werden, der sich lange in Ostindien aufgehalten hat, und ungefähr im Jahre 1773 zu Berlin, unter dem Titel eines Abgeordneten des Hyder Ali erschien, um Handlungsangelegenheiten zu betreiben, woselbst aber seine Vorschläge keinen Beyfall fanden. Der in Wien gemachte, unter dem Namen des Hrn. Baron v. Taufferer gehende Plan der Herren Karl und Fridrich Bargum*) aus Kopenhagen, die ungarischen Waaren nach Cherson und Konstantinopel über Semlin und Orsova zu führen, wird auch durch

*) Der eine dieser Herren war vor einigen Jahren Direktor der guineischen Kompagnie in Kopenhagen. Er hatte wegen Aktien einen bekannten großen Proceß mit dem berühmten Feldmarschalle Grafen St. Germain.

durch Aktien *) ausgeführt. Zu demselben gehört das schon oben (S. 429) erwähnte Schiff, die wahre Eintracht.

Der Erfolg aller dieser thätigen Bemühungen, die Handlung, und durch dieselbe die Industrie zu vermehren, wird sich in künftigen Zeiten noch deutlicher zeigen. Die sämmtlichen Aussichten von dem bevorstehenden Flore der östreichschen Handlung, besonders zur See findet man in einer kleinen Schrift **) vereinigt, worinn auch die meisten Verbesserungen, welche auf Befehl der Regierung angeordnet sind, angezeigt und gerühmt werden. Man merkt wohl, daß der Verfasser kein Kaufmann ist, aber daß er Schriften über die Handlungswissenschaft gelesen, oder gar ein tüchtiges Kollegium darüber gehört hat. Er ist voll blühender Hoffnungen, und wirft seinen Blick auf alle vier Welttheile, und auf alle Länder, mit welchen Oestreich handelt und handeln kann. Er sagt S. 134. sogar bey Afrika sehr naiv: „Solte Oestreich ein„mal einen stärkern Negerhandel erhalten, so „muß sich noch vieles ändern.“ Ja freylich muß sich überhaupt noch vieles ändern, bis alles geschieht, was dieser Verfasser im Sinne hat. Derselbe

*) Eine solche Aktie ist in Schlözers Staatsanzeigen XVIII. Heft S. 181. abgedruckt.

**) Versuch über den gegenwärtigen Zustand der östreichischen Seehandlung, von Schweighofer. Wien 1783. 8.

selbe theilt von allen Seiten Bilanzen von Millionen und Hunderttausenden aus, die er fein säuberlich bestimmt, ohne die Autoritäten anzuführen, worauf er sich stützt. Eine bequeme Methode, deren sich in den jetzigen statistischen Zeiten schon mancher bedient hat, um sich das Ansehen zu geben, als ob er die Sachen recht übersehen könnte.

Hr. Schweighofer sagt z. B. 146: die Ausfuhr der östreichischen Erbmonarchie betrage 31,500,000 Fl. und die Einfuhr 27,500,000. Dergleichen runde Summen sind gut, um in Zeitungen und Journalen von Zeitungsschreibern, die keine Kriegsbegebenheiten zu melden haben, oder von Schriftstellern, die der Handlung nicht kundig sind, wiederholt zu werden. Aber derjenige, welcher die Sache näher betrachtet, fragt, aus welchen Theilen bestehen diese runden Summen? Von welchem Jahre sind sie? Wie viel beträgt davon der Handel jeder Provinz oder jedes Seehavens? In den Jahren des Krieges hatten Triest und Ostende, so wie andere Seehafen einen Handel für eigne und fremde Rechnung, welcher nach dem Frieden aufhöret. Die Spekulation ward hoch getrieben, das ist wahr. Aber wer einigermaßen Handlung kennt, der weiß auch, wie schwer Bourdeaux und Kopenhagen die Folgen der Spekulation im Jahre 1783 empfunden haben. Und wie endigten die schönen Träume so vieler Spekulanten in Europa, welche Waaren nach Amerika schickten? Es ist wohl natürlich, daß Ostende und Triest,

ja vielleicht Eupen und Schwechat von dieser schnellen Veränderung das ihrige empfunden haben. Ein Kaufmann wenigstens, der einige Erfahrung hat, denkt immer, daß große Unternehmungen auch verhältnißmäßiges Risiko haben. Wenn man einen Weinbrenner oder Kleemann, oder andere einsichtsvolle Kaufleute hört, so finden sich bey ihnen manche Schwierigkeiten, an die ein Schweighofer nicht denkt; und wenn man manche Sachen genau vergleicht, so wird der Kontrast zuweilen ein wenig sonderbar. Indessen können solche Schriften, so wie die meisten der vielen hundert Wiener Traktätchen, eben keinen Schaden anrichten, da ein Kaufmann bald ihren Werth einsiehet; und sie dienen immer, wenn von den großen Gegenständen unseres Jahrzehendes, von der Handlung und Industrie bey einer vornehmen Tafel geredet wird, die Gäste bey gutem Muthe zu erhalten.

Bey dem so allgemeinen Bemühen nach Thätigkeit, das man seit der Regierung des Kaisers in Oestreich verspüret, kann es wohl nicht fehlen, daß unter den Entwürfen solider Kaufleute auch Träume von Projektmachern hervorkommen. Dahin gehört das Projekt eines zu Wien zu errichtenden allgemeinen Handlungshauses, welches Hr. Zollikofer, wohnhaft zu Wien, unter den Tuchlauben Nro. 253, im December 1782 hat drucken lassen. Hr. Hofrath Schlözer hat es in seinen Staatsanzeigen *) mit sehr gegründeten Anmerkungen eines Hamburger Kaufmannes abdrucken

*) VIIs Heft S. 326. u. f.

drücken lassen, welcher sagt, daß er lieber dabey Direktor mit einem guten Gehalt, als Aktionist seyn möchte. Der Verfasser dieses Projekts giebt vor, daß noch keines dergleichen bis jetzt vorhanden gewesen. Der hamburger Kaufmann giebt dieses zu, beweiset aber, daß es nicht auszuführen sey, und wenn es ausgeführt werden könnte, schädlich seyn würde. Ich bin in Absicht des letztern völlig derselben Meynung; aber das Projekt ist nicht einmal das erste in seiner Art. Der erste Entwurf der Banko zu Berlin, welcher von Calzabigi im Jahre 1765 gemacht wurde, war gerade von dieser Art. Diese Banko solte damals, seiner Meinung nach, das einzige Handlungshaus in allen preußischen Staaten, und alle Kaufleute blos Direktoren von Comptoren oder Kommanditen seyn. Diese ungeheure Idee hat niemals Platz finden können. Man sah dieß aber bald ein, und die Banko zu Berlin ist nachher eine Anstalt von einer gänzlich verschiedenen Art geworden. Es wird schwerlich noch ein Beyspiel in der Handlungsgeschichte seyn, daß eine Anstalt nach so widersinnigen Grundsätzen von einem Ausländer angefangen, und nachher, von einheimischen Direktoren, nach entgegengesetzten Grundsätzen und völlig veränderten Zwecken eingerichtet, ein so äußerst wichtiges, solides, und nützliches Werk geworden ist.

Dieß mag genug seyn, von der ehemaligen Beschaffenheit der östreichischen Industrie und Handlung, und von den neusten wohlthätigen Bemühungen, ihnen noch weiter aufzuhelfen.

fen. Ich habe darüber etwas sagen wollen; theils um so viel an mir ist, die wahre Beschaffenheit kürzlich darzustellen; theils weil mir einige Wahrheiten auf dem Herzen lagen, welche nicht eigentlich bloß Oestreich insbesondere, sondern überhaupt die Vorurtheile angehen, welche man in den meisten Ländern bey Beförderung der Industrie und Handlung hat, und durch welche sehr oft, ohne daß man darauf merkt, die besten Absichten vereitelt werden.

Die Kaufleute in Wien wurden 1781 in drey Klassen getheilt: 1) Die Niederläger, 2) die Großhändler, 3) die Kleinhändler. Die Niederläger sind meistens Protestanten. Diese mußten die Niederlagsfreiheit suchen, weil bisher kein Protestant in Wien Bürger werden konnte. Die Niederläger dürfen nur im Großen handeln, haben aber viele besondere Freyheiten. Z. B. Bey außerordentlichen Steuern, dergleichen sonderlich im Kriege pflegen aufgelegt zu werden, geben sie keine Steuer, sondern nur ein freywilliges Geschenk, welches sie nach ihrer eigenen Anlage unter sich aufbringen. Ihre Freyheiten und Rechte sind in Kaiser Maximilians Niederlagsordnung 1515 beschrieben. Kaiser Mathias bestätigte sie 1615, und auch Ferdinand II. 1625. Als aber dieser Kaiser nach 1626 mit Gewalt die katholische Religion in Oestreich allgemein machen wollte, so wurden sie sehr gedrückt, und besonders ihre Religionsfreyheit ward sehr eingeschränkt. Weil indeß doch würklich damals die hauptsächlichste Handlung in Oestreich in ihren Händen war, so konnte man sie nicht

nicht entbehren; und Kaiser Leopold, so abgeneigt er den Protestanten war, setzte sie 1662 in einen Theil ihrer ehemaligen Vorrechte wieder ein. Diese Gesellschaft, welche meist aus Ausländern bestehet, hat bis jetzt durch ihren Fleiß und Thätigkeit Oestreich ungemein viel Nutzen geschaft. Die wichtigsten Handlungsunternehmungen und nützlichsten Manufakturen sind meist durch Personen aus ihren Mitteln betrieben worden. Das vornehmste Mitglied dieser Gesellschaft ist jetzt der vor kurzem in den Grafenstand erhobene Graf Frieß, aus Mühlhausen in der Schweiz gebürtig, welcher durch seinen Kredit dem Staate die größten Dienste geleistet, und viele wichtige Handlungs- und Manufaktur-Unternehmungen ausgeführt hat. *) Zur Gesellschaft der Niederläger gehört auch der Hr. Johann von Weinbrenner, dessen Bemerkung über den Ausfuhrhandel der K. K. Erblande ich oben so vielfältig benutzt habe. Seine patriotischen Versuche die Ausfuhr der ungarischen Produkte, besonders der Weine über Triest zu befördern, sind merkwürdig.

Die Großhändler **) entstanden, weil die Regierung die Anzahl der Niederlagsverwandten

*) Das Grafenpatent, worinn dessen besondere Verdienste um den östreichischen Staat detaillirt werden, steht in Schlözers Staatsanzeigen, Heft XX. S. 411.

**) Ihre Gesellschaft heißt im Wiener Schematismus S. 186. das K. K. privilegirte Großhand-

sen nicht vermehren und doch die Handlung im Großen nicht bloß in den Händen der Niederläger laſſen wollte; der Hof gab alſo verſchiedenen Perſonen beſondere Freiheiten zum Großhandel. Dieſe Freiheiten werden gewöhnlich theuer bezahlt. Wer ſie erlangen will, ſoll beweiſen, daß er wenigſtens 30000 Fl. im Vermögen habe. Es iſt im Jahre 1782 auch ein Mitglied der Großhandlungsgeſellſchaft, der Graf Fuchs in den Grafenſtand erhoben worden. Die gewöhnliche Taxe einer ſolchen Standeserhöhung iſt nach den Zeitungen 20000 Fl. Ein anderes Mitglied dieſer Geſellſchaft, Hr. Georg Philipp Wucherer aus Ulm gebürtig, hat ſich weder durch erworbenen Adel noch Grafenſtand, aber durch eine nützliche Manufaktur von Leoniſchem Drathe und Treſſen *), bekannt gemacht. Er iſt auch der Herausgeber eines 1783 gedruckten Geſangbuchs zum Gebrauche der augſpurgiſchen Konfeſſionsverwandten in den K. K. Erblanden. In den Zeitungen ward viel Rühmens gemacht, daß darinn die geiſtlichen Lieder Gellerts, Klopſtocks, Sturms, Cramers u. a. m. geſammelt wären. Als aber das Buch ſelbſt erſchien,

handlungs-Groemium (ſoll vermuthlich Gremium, bedeuten) und die Mitglieder derſelben heiſſen die Herren Großhandlungs-Groemialiſten.

*) Hr. Prof. Sander, welcher im IIten Bande ſeiner Reiſebeſchreibung S. 529. dieſe Manufaktur beſchreibt, meint, dergleichen ſey nirgends als zu Nürnberg und zu Wien. Man findet ſolche Manufakturen aber auch an mehreren Orten, beſonders auch zu Berlin.

schien, so war es nichts als ein wenig veränderter neuer Abdruck des hollsteinischen Gesangbuchs.

Es ist bekannt, daß aus Griechenland eine große Menge Baumwolle nach Wien gebracht und von da weiter durch ganz Deutschland versendet wird. Die Baumwollenmanufakturen des nördl. Deutschlandes erhalten einen großen Theil der Baumwolle, die sie verarbeiten über Wien. Nach der Türkey wird bekanntlich auch ein wichtiger Handel im Großen zu Wien getrieben. Außer Eisenwaaren, groben wollenen Zeugen und geprägten Thalern, werden eine Menge kurzer Waaren*) dahin geschickt, und Wien bekommt daher noch eine größere Menge Produkte. In der Beylage VIII. 5. liefere ich ein Preißkurrent levantischer Waaren in Wien von 1784, eigentlich nur von Baumwolle und Wolle.

Es

*) Bey der Anzeige eines Magazins von türkischen Waaren, welches in Wien öffentlich dem Meistbietenden verkauft werden solte, waren folgende Waaren benennet: „99 Kisten Glaswaaren folgender „Sorten, als etwelche 100 Schock Glastafeln, „Bundkrügel verschiedener Fason und Gattungen, „Reif- und Thurnlampen, Schüssel, Waaser- und „Scherbetschalen, Wein- und Stengelgläser, Glas„ckenfässelkrügl, Essig- und Oelkannerl, Bouteil„len mit und ohne Stöpsel, auch Fässel mit gläser„nen Korallen von verschiedenen Farben, eisen und „hölzerne Hänguhren, dann porzellainene Kaffee„und Theegeschirr, vergoldet türkische Trinkbecherl „und Rauchpfannen, emaillirt türkische Gürtel„schließen und Steigbügel, Karawannemesserl ver„schiedener Gattungen, türkisch und andere Säbel, „Feuergewöhr.“

Es ist eben so bekannt, daß Wien ein wichtiger Wechselplatz ist. In Nelkenbrechers Taschenbuch eines Bankiers und Kaufmanns *) sind folgende Plätze benennet, mit welchen Wien direkt wechseln soll, die aber nicht im Wiener öffentlichen Kurszettel stehen: Bolzano, Breslau, Frankfurt, Grätz, Leipzig, Naumburg, Linz, Livorno, Milano, Nürnberg. Folgende Plätze stehen im Kurszettel: Amsterdam, Augspurg, Hamburg, Lyon, London, Prag, Venedig, desgleichen Paris, Konstantinopel und Salonichi, welche drey letztern Plätze in Nelkenbrechers Taschenbuch nicht angezeigt sind. Auf Augspurg steht im Kurszettel ein doppelter Kurs: 1) Auf gewöhnlichen Uso, 2) auf zwey Monathe. Der Kurs auf Konstantinopel und Salonichi ist, daß Wien auf 31 Tage Sicht für 100 türkische Piaster z. B. etwan 89 Gulden Wiener Kurrent giebt. Den 13. Jun. 1781 war der Kurs 89½ und den 4. Okt. 1783 nur 86½. Die Ursach dieses niedrigen Kurses ist theils die ungewisse Beschaffenheit des in der Türkey rollirenden Geldes, theils weil die griechischen Kaufleute dieses Geschäft in Händen haben, und nur zu oft den Kurs, wie er ihnen am vortheilhaftesten ist, zu reguliren wissen. Uebrigens ist Wien gewiß der einzige deutsche Wechselplatz, der a drittura auf Konstantinopel und Salonichi wechselt. Zu

*) Von Gerhard herausgegeben Berlin 1781. 8.

dem Wechsel auf den letzten Ort giebt der große Handel mit macedonischer Baumwolle Gelegenheit, womit Wien einen großen Theil der deutschen Kattunmanufakturen versiehet.

Die Kleinhändler begreifen die Kaufleute aller Art, welche die Gerechtigkeit haben, offene Läden zu halten. Ihre Anzahl ist sonst auch bestimmt gewesen, aber jetzt wird leicht dispensirt. *)

Es

*) Ich will hier beyläufig anführen, daß 1783 in Wien, zufolge eines gedruckten Preiskurrents, das Pfd. Dominiko-Kaffe 39 bis 40 Kr. und Martiniko-Kaffe 40 bis 42 Kr. kostete. Zucker kostete der geringste 36 Kr. und feiner Raffinat 45 Kr. Das Wiener Pfd. ist eines der schwersten. Ein berliner Zentner von 110 Pfd. ist in Wien nur 90 Pfd. Indessen ist doch der Kaffe, in Rücksicht, daß darauf vom Centner nur 20 Fl. Mauth, und also bey weitem nicht so eine hohe Abgabe, wie im Preußischen liegt, verhältnißmäßig sehr theuer. Besonders aber der Zucker aus der Raffinerie zu Triest ist in theurem Preise. In Berlin, wo dergleichen Waaren auch nicht wohlfeil sind, kostete 1783 der feinste Kanarienzucker 9 Gr. Brdb. Kurrent. Auch setze ich die Preise von den gewöhnlichsten ungarischen Weinen, im *alla minuta* Ausschank (wie in Wien der Ausdruck ist) aus einem gedruckten Preiskurente hieher:

Weiß.

Es sind in Wien eilf Buchhandlungen. Die beträchtlichsten sind die v. Trattnerische, v. Kurzböckische, Kraußische, besonders aber die K. Gräfferische (in der man unter andern einen sehr ansehnlichen Vorrath von ausländischen Büchern findet), die Johann Georg Weingandische und die Wapplerische. Der Hr. v. Kurzböck hat eine besondere Buchhandlung in dem ehemaligen Jesuiternoviziat bey St. Anna, wo bloß die große Menge der verordneten Schulbücher für die Normalschulen verkauft wird. Er hat den ganzen Vorrath und Verlag der Schulbücher und zugleich auch einen ungeheuern Haufen ehemaliger jesuitischer Schulbücher und Andachtsbücher für eine große Summe gekauft, und giebt noch jetzt eine gewisse Abgabe von dem Verlage und Verkaufe derselben. Es wird aber geklagt, daß diese Schulbücher lange nicht mehr den Abgang haben wie ehemals, theils

Weiß.	Kr.
Wermuth, die Maaß	30
Ratzersdorfer	24
Detto	36
Weiner	30
Neßmilner	30
Oedenburger	30
Ruster	36
Schomlauer	36

Roth.	Kr.
Ofner, die Maaß	24
Detto	30
Detto	36
Szegarder	36
Wihlaner	36
Menoscher	36 – 42
Erlauer	36 – 42

St. Georger-Ausbruch.
Die Großseidel-Bouteille 42 kr.
Tokayer Großseidel 1 fl. 30 –
Detto 2 bis 2, 30 kr.
Detto Essenz 3 bis 4 fl.

Ausbruch, die Bouteille.	
Erlauer	45 kr.
Menoscher	1 fl. 20 —

weil man anfängt die Unnützlichkeit derselben einzusehen, theils weil, wider den ersten Kontrakt, andern Buchhändlern in den Provinzen Privilegien gegeben worden, solche für ihre Provinzen zu drucken. Die Kosten und große Beschwerlichkeiten der Büchercensur und der Büchermauth sind hier der Buchhandlung sehr nachtheilig. Die letztere besonders beläuft sich für Buchhändler, deren Geschäfte einigermaßen ins Große gehen, auf eine beträchtliche Summe. Die hiesigen Buchhändler haben noch nicht, wie an andern Orten Deutschlandes geschiehet, halbjährig Katalogen *) von neuen Büchern drucken lassen können. Es ist solches auch nicht wohl möglich; denn sie müssen alle neue Bücher in die Censur geben, aus welcher sie dieselben erst nach einigen Wochen, ja ehemals erst nach einigen Monaten, einzeln zurück bekommen. Sie pflegen also nur den Zeitungen einzelne Zettel beyzulegen, um neue Bücher anzukündigen. Da diese Zettel natürlich nach ein Paar Tagen mit den Zeitungen vergessen werden, so werden auch die Bücher vergessen. Dieser Mangel an ordentlichen Katalogen trägt nicht wenig bey, daß viele gute Bücher in Wien nicht so bekannt werden, als es wohl zu wünschen wäre.

In dem Hause des Hrn. von Trattner ist in einem Paar besonderer Zimmer ein Lesekabinet, wo

*) Seit 1783 fangen einige an, Verzeichnisse von neuen Büchern herauszugeben.

wo alle Zeitungen und periodische Schriften, nebst andern Büchern gegen monatliche oder jährliche Bezahlung können gelesen werden. Man trift hier oft interessante Gesellschaft an. Der Direktor desselben ist Hr. Johann Friedrich Schmidt, aus Berlin gebürtig, herzogl. sachsen-weimarischer Rath, ein Mann von Einsicht und Geschmack, der durch verschiedene theatralische Arbeiten bekannt ist.

Verschiedene bürgerliche Buchbinder als Hartl, Grund, Tomicy, sind Verleger eines Theils der ungeheuren Menge kleiner Wiener Schriften, die in Wien in so großer Menge heraus kommen, und ohnerachtet sie meist mittelmäßig und elend sind, dennoch immerfort häufig gekauft, gelesen, und bald vergessen werden.

Es sind in Wien auch verschiedene Antiquarien, welche mit gebundenen und alten Büchern handeln. Darunter sind: August Gräffer der jüngere, welcher einen sehr ansehnlichen Vorrath zum Theil von wichtigen Werken hat, und Ernst Klopstock, ein Bruder des berühmten Dichters.

Es giebt in Wien verschiedene Kunsthandlungen, welche Kupferstiche, Landcharten, gestochene Musikalien u. d. gl., theils auf ihre Kosten verlegen, theils verkaufen. Die vornehmsten dieser Handlungen sind Artaria Compagnie, Christoph Torricella, Lucas Hohenleitter, Joseph Frister u. a. m. Ein Schattenbildmacher

weil man anfängt die Unnützlichkeit derselben einzusehen, theils weil, wider den ersten Kontrakt, andern Buchhändlern in den Provinzen Privilegien gegeben worden, solche für ihre Provinzen zu drucken. Die Kosten und große Beschwerlichkeiten der Büchercensur und der Büchermauth sind hier der Buchhandlung sehr nachtheilig. Die letztere besonders beläuft sich für Buchhändler, deren Geschäfte einigermaßen ins Große gehen, auf eine beträchtliche Summe. Die hiesigen Buchhändler haben noch nicht, wie an andern Orten Deutschlandes geschiehet, halbjährig Katalogen *) von neuen Büchern drucken lassen können. Es ist solches auch nicht wohl möglich; denn sie müssen alle neue Bücher in die Censur geben, aus welcher sie dieselben erst nach einigen Wochen, ja ehemals erst nach einigen Monaten, einzeln zurück bekommen. Sie pflegen also nur den Zeitungen einzelne Zettel beyzulegen, um neue Bücher anzukündigen. Da diese Zettel natürlich nach ein Paar Tagen mit den Zeitungen vergessen werden, so werden auch die Bücher vergessen. Dieser Mangel an ordentlichen Katalogen trägt nicht wenig bey, daß viele gute Bücher in Wien nicht so bekannt werden, als es wohl zu wünschen wäre.

In dem Hause des Hrn. von Trattner ist in einem Paar besonderer Zimmer ein Lesekabinet, wo

*) Seit 1783 fangen einige an, Verzeichnisse von neuen Büchern herauszugeben.

wo alle Zeitungen und periodiſche Schriften, nebſt andern Büchern gegen monatliche oder jährliche Bezahlung können geleſen werden. Man trift hier oft intereſſante Geſellſchaft an. Der Direktor deſſelben iſt Hr. Johann Friedrich Schmidt, aus Berlin gebürtig, herzogl. ſachſen-weimariſcher Rath, ein Mann von Einſicht und Geſchmack, der durch verſchiedene theatraliſche Arbeiten bekannt iſt.

Verſchiedene bürgerliche Buchbinder als Hartl, Grund, Tomicy, ſind Verleger eines Theils der ungeheuren Menge kleiner Wiener Schriften, die in Wien in ſo großer Menge heraus kommen, und ohnerachtet ſie meiſt mittelmäßig und elend ſind, dennoch immerfort häufig gekauft, geleſen, und bald vergeſſen werden.

Es ſind in Wien auch verſchiedene Antiquarien, welche mit gebundenen und alten Büchern handeln. Darunter ſind: Auguſt Gräffer der jüngere, welcher einen ſehr anſehnlichen Vorrath zum Theil von wichtigen Werken hat, und Ernſt Klopſtock, ein Bruder des berühmten Dichters.

Es giebt in Wien verſchiedene Kunſthandlungen, welche Kupferſtiche, Landcharten, geſtochene Muſikalien u. d. gl., theils auf ihre Koſten verlegen, theils verkaufen. Die vornehmſten dieſer Handlungen ſind Artaria Compagnie, Chriſtoph Torricella, Lucas Hohenleitter, Joſeph Friſter u. a. m. Ein Schattenbildmacher

Löſchenkohl hat ſo viel Schattenbilder gemacht, daß daraus eine Art von Handlung geworden iſt. Er hat die Perſonen der Kaiſerlichen Familie und andere vornehme Perſonen, in ganzen Figuren und Gruppen ſchwarz abgebildet, welches ſcheußlich ausſiehet. Als es mit dieſen ſchwarzen Figuren nicht mehr ging, hat er verſchiedene vornehme Perſonen und verſchiedene Vorfälle in Wien eben ſo lahm und ledern gezeichnet, wie ſeine Schattenbilder, und dabey bunt übermalt. Dieſe Blätter, die als Kunſtwerke nichts werth ſind, werden doch wegen Aehnlichkeit der Profile viel und theuer verkauft.

Es ſind in Wien neun Buchdruckereyen; die Hofbuchdruckerey des Hrn. v. Trattner iſt die vornehmſte. Er hat in ſeinem großen Hauſe auf dem Graben 4 Preſſen, und in ſeinem Garten in der Joſephſtadt noch 16 beſtändig gehende Preſſen. Es gefiel mir wohl, daß daſelbſt in einem beſondern Zimmer drey Korrektoren beſtändig geſchäftig waren, das was aus der Druckerey kam, zu korrigiren. Desgleichen, daß durch die Kunſt, wodurch das Waſſer zu den Springbrunnen im Garten in die Höhe getrieben wird, auch das Waſſer in das zweyte Geſchoß des Hauſes gehoben ward, um die Formen der daſelbſt befindlichen Druckerey zu waſchen. Ferner iſt daſelbſt eine Schriftgießerey von 6 Oefen, eine Kupferdruckerey von 6 Preſſen, eine Buchbinderey wo 10 Perſonen arbeiteten, und eine große Niederlage von Papier, welches er ſelbſt auf ſeiner wichtigen Papiermühle zu Ebergäſſing

einige

einige Stunden von Wien, machen läßt. Man findet nirgends in Deutschland so wichtige Anstalten dieser Art zusammen, wie die des Hrn. v. Trattner sind; und man muß wohl merken, daß er nichts davon vorgefunden, sondern alles selbst, aber freylich auch durch kräftige Unterstützung der höchstseligen Kaiserinn Königinn, geschaffen hat. Schon allein die Unternehmung der Schriftgießerey ist sehr wichtig. Wenn freylich ein großer Theil seiner, besonders der deutschen Schriften, nicht die schöne Form der Breitkopfschen und anderer hat, so muß man bedenken, welche ganz elende altväterische Form die Buchdruckerey-Schriften in Oestreich vor dem Hrn. v. Trattner hatten. Er hat außer seinen ebengedachten Etablissementen noch eine Buchdruckerey in Inspruk und Agram, an beiden Orten auch Buchhandlungen, und auch Buchhandlungen in Prag und Brünn. Er ist aus Ungarn gebürtig; und es macht ihm wahre Ehre, daß er aus einem ganz niedrigen Stande und ohne eigenes Vermögen durch Betriebsamkeit sich hervorgeschwungen, und so wichtige Anstalten angelegt hat. Es ist zu beklagen, daß er aufs Nachdrucken gefallen ist, und sich dadurch auswärts einen üblen Namen zugezogen hat. Wenn ich auch von der moralischen Seite des Nachdrucks ganz abstrahiren will; so sind doch in seiner Buchdruckerey, in der so sehr große Geschäfte gemacht werden, seine sämmtlichen Nachdrücke zusammen genommen nur ein ganz geringer Theil, und können nie ein so beträchtliches Objekt ausmachen, daß es des Schadens und der üblen Nachrede werth

wäre, die daraus erwachsen. Seine Pressen hätten beständig eben so stark gehen können, wenn er auch an keine Nachdrücke gedacht hätte; und was seine Buchhandlung betrift, so haben derselben die Nachdrücke offenbar zum Nachtheile gereicht. Ich getraue mir durch eine richtige Bilanz der Geschäfte sicher zu beweisen, daß keine Buchhandlung durch Nachdruck empor kommen kann. Sie wird immer von der einen Seite mehr verlieren, als sie von der andern gewinnt. Die Erfahrung zeigt es auch genugsam. Hr. v. T. hat übrigens große Privilegien, unter andern zu vielen Kalendern. Er hatte sonst auch den ausschließenden Verlag der Kompendien, worüber auf der Universität gelesen ward.

Die Buchdruckerey des Hrn. v. Kurzböck, aus Wien gebürtig, bestehet aus 15 Pressen; in derselben ist besonders der Druck der illyrischen Bücher sehr merkwürdig, welcher sonst nirgends in Deutschland zu finden ist. Es werden darinn hauptsächlich Andachts- und Schulbücher für die illyrische Nation gedruckt. Hr. v. Kurzböck, ein Mann von ungemeinem Fleiße und Betriebsamkeit, hat alles was dazu gehöret, neu angelegt, und die Schriften ganz neu gießen lassen. Es hätte dieß eine sehr wichtige Unternehmung werden können; aber unter der Regierung der höchstsel. Kaiserinn Königinn, wurden sehr oft aus unzeitigem Religionseifer, auf Befehl der illyrischen Hofdeputation aus den illyrischen Andachtsbüchern, Blätter ausgeschnitten und nach Gefallen verändert, wo die Unterscheidungs-

zeichen

zeichen der römischen und griechischen Religion vorkamen. Es scheint, man hatte sich geschmeichelt, die illyrischen Griechen würden dieß nicht merken, und würden auf diese Art unvermerkt die Lehren der römischen Religion annehmen. Aber sie merkten es sehr wohl, wurden sehr mißvergnügt über diesen Betrug, und wolten die Bücher nicht mehr annehmen, welches zu vielen Verdrießlichkeiten *) Anlaß gab, und dem Buchdrucker zu großem Schaden gereichte.

Hr.

*) Man sehe den merkwürdigen Aufsatz über Kroatien in Schlötzers Staatsanzeigen 3tes St. S. 360 u. ff. S. 368. steht folgende Stelle: „Das „bisherige Lieblingssystem der theologischen „Union, welches nur dazu gedienet hat, die „Gemüther zu entzweyen, hat den Keim der „heilsamsten Entwürfe erstickt. Warum kehret „man denn die Ordnung um? Warum will man „aus einem wilden Volke früher Orthodoxen als „Menschen machen? Und welchen Vortheil verspricht man sich endlich davon, daß man für „baares Geld Proselyten wirbt, und in einem „Lande, woselbst keine Art von Handel getrieben wird, die Meinung und den Glauben der „Menschen zu einer Waare macht?“ Die illyrische Hofdeputation ward 1777 aufgehoben, nachdem im Bannat ein Aufruhr entstanden war, dessen nächste Veranlassung ein Kalender war, in welchem man willkührliche Veränderungen gemacht, und Festtage ausgelassen hatte, welche das der griechischen Religion zugethane Volk gefeyert wissen wollte.

Hr. v. K. hat auch eine orientalische Druckerey eingerichtet, worinn besonders die neue Ausgabe des wichtigen orientalischen Wörterbuchs des Meninsky unternommen worden ist. Es ist unglaublich, aber wahr, daß, da eine Pränumeration auf dieses wichtige Werk in allen Ländern bekannt gemacht wurde, sich dennoch mehr nicht als Ein Pränumerant, der König von Pohlen, gefunden hat. Die höchstselige Kaiserinn Königinn hat zwar zu diesem Werke 8000 Fl. als eine Pränumeration auf 100 Exemplarien zahlen lassen. Indessen ist leicht zu erachten, daß dieses bey dem sehr großen Unternehmen nur eine kleine Beyhülfe ist, zumal da, nachdem der erste Theil im Jahre 1780 erschienen, von der Fortsetzung noch weiter nichts herausgekommen ist, und das beträchtliche Kapital für den großen Vorrath von Papier zu diesem Werke todt liegt. Es ist dem Unternehmer und der gelehrten Welt zu wünschen, daß die Fortsetzung des Werks bald erscheine.

Die Buchdruckerey der Erben des edlen v. Ghelen ist von 14 Pressen. Hier werden die Zeitungen und das Kundschaftsblatt gedruckt. Die Geroldsche ist die Buchdruckerey des Reichshofraths und der Universität.

Es ist in Wien und in allen östreichischen Erblanden schon seit mehreren Jahren das Postulat, und andere Kunstgebräuche und Schmäuse abgeschaft, wodurch man die Buchdruckerey ehemals

hat

hat in Ehren erhalten wollen, und wodurch man ihrem Fortgange und ihrer Vervollkommung wirklich geschadet hat. Jetzt hält man in Oestreich die Buchdruckerey für das, was sie wirklich ist, für eine freye Kunst, welche durch keine Gebräuche und Förmlichkeiten eingeschränkt werden muß; und für eine höchst nützliche Manufaktur, welche ein jeder anlegen kann, welcher verstehet, was dazu gehöret, *) und in der ein jeder arbeiten kann, welcher die dazu nöthige Geschicklichkeit hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß es im übrigen Deutschlande auch bis dahin käme, wodurch diese edle Kunst geschwinder sich der weitern Vollkommenheit nähern würde.

Die Fabriken und Manufakturen in und um Wien, hat der Hr. Pr. Herrmann im allgemeinen angezeigt. Was er darüber sagt, verdient nachgelesen, und zum Theil reiflich erwogen zu werden. **) Es fehlen freylich von vielen noch die genauern

*) Auch in Rußland ist nun durch eine Verordnung Katharina der Großen vom 15. Jenner 1783 jedermann erlaubt, Buchdruckereyen anzulegen, welche andern Fabriken und Manufakturen sollen gleichgeschätzt werden. S. des St. Petersburgischen Journal 1783 1ster Bd. S. 189.

**) S. Herrmanns Abriß der östreichischen Staaten S. 21. — 31. Desgleichen in seinen Reisen IIIs Bändchen S. 137. u. ff. Viele Nach-

Hr. v. K. hat auch eine orientalische Druckerey eingerichtet, worinn besonders die neue Ausgabe des wichtigen orientalischen Wörterbuchs des Meninsky unternommen worden ist. Es ist unglaublich, aber wahr, daß, da eine Pränumeration auf dieses wichtige Werk in allen Ländern bekannt gemacht wurde, sich dennoch mehr nicht als Ein Pränumerant, der König von Pohlen, gefunden hat. Die höchstselige Kaiserinn Königinn hat zwar zu diesem Werke 8000 Fl. als eine Pränumeration auf 100 Exemplarien zahlen lassen. Indessen ist leicht zu erachten, daß dieses bey dem sehr großen Unternehmen nur eine kleine Beyhülfe ist, zumal da, nachdem der erste Theil im Jahre 1780 erschienen, von der Fortsetzung noch weiter nichts herausgekommen ist, und das beträchtliche Kapital für den großen Vorrath von Papier zu diesem Werke todt liegt. Es ist dem Unternehmer und der gelehrten Welt zu wünschen, daß die Fortsetzung des Werks bald erscheine.

Die Buchdruckerey der Erben des edlen v. Ghelen ist von 14 Pressen. Hier werden die Zeitungen und das Kundschaftsblatt gedruckt. Die Geroldsche ist die Buchdruckerey des Reichshofraths und der Universität.

Es ist in Wien und in allen östreichischen Erblanden schon seit mehreren Jahren das Postulat, und andere Kunstgebräuche und Schmäuse abgeschaft, wodurch man die Buchdruckerey ehemals

hat

hat in Ehren erhalten wollen, und wodurch man ihrem Fortgange und ihrer Vervollkommung wirklich geschadet hat. Jetzt hält man in Oestreich die Buchdruckerey für das, was sie wirklich ist, für eine freye Kunst, welche durch keine Gebräuche und Förmlichkeiten eingeschränkt werden muß; und für eine höchst nützliche Manufaktur, welche ein jeder anlegen kann, welcher verstehet, was dazu gehöret, *) und in der ein jeder arbeiten kann, welcher die dazu nöthige Geschicklichkeit hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß es im übrigen Deutschlande auch bis dahin käme, wodurch diese edle Kunst geschwinder sich der weitern Vollkommenheit nähern würde.

Die Fabriken und Manufakturen in und um Wien, hat der Hr. Pr. Herrmann im allgemeinen angezeigt. Was er darüber sagt, verdient nachgelesen, und zum Theil reiflich erwogen zu werden. **) Es fehlen freylich von vielen noch die genauern

*) Auch in Rußland ist nun durch eine Verordnung Katharina der Großen vom 15. Jenner 1783 jedermann erlaubt, Buchdruckereyen anzulegen, welche andern Fabriken und Manufakturen sollen gleichgeschätzt werden. S. des St. Petersburgischen Journal 1783 1ster Bd. S. 189.

**) S. Herrmanns Abriß der östreichischen Staaten S. 21. — 31. Desgleichen in seinen Reisen IIIs Bändchen S. 137. u. ff. Viele Nach-

genauern Nachrichten, die Anzahl der Stühle und Arbeiter, der Werth der verarbeiteten Produkten und der verkauften Waaren u. s. w. Hr. Sinapius hat sie von einigen Manufakturen angegeben, ob ganz richtig, weiß ich nicht. *) Ich kann darüber auch keine nähere Erläuterung geben, da man in Oestreich von allen diesen Sachen entweder nur in runden und unzuverläßigen Zahlen redet, oder öffentlich gar keine genaue Nachricht hat. Ich will indessen zu dem, was der Hr. Pr. Herrmann anführt, etwas weniges hinzu thun.

Die Baumwollenmanufakturen machen in Oestreich den wichtigsten Theil der Industrie aus, und gehen den Wollen- und Seidenmanufakturen, die auch beträchtlich sind, weit vor. Man muß in Oestreich zum Theil noch fremde wollene Tücher gebrauchen, und die seidenen und leichten wollenen Zeuge dienen bis jetzt nur für den inländischen Debit; von baumwollenen Zeugen aber wird viel ausgeführt. Die großen Manufakturen in Schwechat und Friedau waren sonst am berühmtesten; jetzt kommt die Manufaktur zu Kettenhof sehr empor, seitdem sie ein Neffe des Grafen Frieß führet. In der Beylage VIII. 3. liefere ich ein kurzes

Nachrichten findet man auch im Kommercialschema.

*) S. Kontorblatt 18 Quartal S. 135. Man muß S. 136 anstatt lo Pratiche, Lopresti lesen.

zes Preiskurrent der Manufaktur in Ebreichsdorf bey Wien.

Nächstdem sind die Leinewandwaaren und mit Baumwollen und Leinen gemischte Zeuge, ein wichtiger Gegenstand der Handlung. Sie werden mehr in Böhmen *) als in Oestreich verfertigt. Da diese Manufakturen schon ziemlich weit getrieben, aber auswärts nicht sehr bekannt sind; so glaube ich, es werde meinen Lesern angenehm seyn, wenn ich ihnen in der Beylage VIII. 4. das Preiskurrent eines in Wien etablirten, aus Sachsen gebürtigen Kaufmannes, mittheile, welcher bey einem langen Auffenthalt in Böhmen an der ersten Errichtung und Verbesserung dieser Manufakturen ansehnlichen Antheil gehabt hat.

Es ward vor einigen Jahren ein Versuch gemacht Spinnschulen anzulegen, aber er hatte keinen Fortgang. Doch ist die Spinnerey der Baumwolle und Wolle in Oestreich ziemlich beträchtlich. Der Kaiserl. Hofmechaniker Hr. Johann Baptiste Brün hat zwey Maschinen erfunden, deren eine die Baumwolle streicht, und die andere diese mit besonderer Fertigkeit spinnt, und darüber im August 1783 ein ausschließendes Privilegium auf

*) Etwas weniges von Leinen-Manufakturen ist in Oberöstreich, doch sind es keine feine, sondern nur gemeine Sorten.

auf 10 Jahre erhalten. Von der nähern Beschaffenheit dieser Maschinen ist mir nichts bekannt. Man sinnt jetzt in England auf ähnliche Maschinen für Wolle und Baumwolle. Die Ursache ist, weil daselbst aus verschiedenen Ursachen das Arbeitslohn sehr steigt und weil Menschenhände fehlen. So viel ist aber wohl ausgemacht: Wenn es bey Arbeiten von erster Bedürfniß, dergleichen das Spinnen ist, in einem Lande nicht an Menschenhänden schlechterdings fehlt, so ist es für die Cirkulation des Geldes und für alles was Folge richtiger Cirkulation ist, viel nützlicher, Menschenhände als Maschinen zu gebrauchen. So lange noch viele 1000 Bauern da sind, welche spinnen und streichen könnten, ist es vortheilhafter für Cirkulation, Konsumtion, Bevölkerung u. s. w., daß diese fleißig arbeiten. Es ist in solchem Falle zu früh für Maschinen zu sorgen, welche die Arbeiten von 1000 ersparen, indessen 1000 Arbeiter müssig gehen. Büsch, der so vortreflich auseinandergesetzt hat, was eigentlich Cirkulation ist, und daß keine Cirkulation nützlich ist, als die Industrie erregt und mit sich bringt, mag hier Richter seyn.

Von Seidenmanufakturen in Wien nennte man mir folgende, als vorzüglich: die Chardonsche Manufaktur von reichen Stoffen und seidenen Zeugen, im Lopreſtischen Garten an der Mazelsdorfer Linie (Nro. 62.). Die Ritterſche von seidenen Stoffen. Die Hornboſtelſche (auf der Wieden Nro. 54.) von leichten seidenen Zeugen, (ſoll etwan

etwan 90 Stühle in 2 Häusern haben.) Die Sammetmanufaktur Hrn. Anton Pezzana vorm Schottenthore bey den Schwarzspaniern. Die Bandmanufaktur in Penzing bey Schönbrunn hat ungefähr 80 Stühle. Ueberhaupt, meint Hr. Prof. Hermann, möchten in Wien an 700 Seidenwebersstühle im Gange seyn. *) Nach Erkundigungen, die ich seitdem in Wien eingezogen habe, giebt man weniger an. Ich kann darüber nicht entscheiden. Es wäre aber zu wünschen, daß einheimische Kenner zuverläßige Nachrichten bekannt machen wollten.

Die Porcellanfabrik zu Wien wird für Rechnung der Landesherrschaft betrieben. Sie ward 1734 von Klaudius du Pasquier gestiftet, von dessen Erben sie die Kaiserinn 1744 kaufte. Es sollen darinn 80 Maler, und in allem an 300 Personen arbeiten. Der Scherbel des Porzellans ist dicker als der von dem Berliner, Meißner und Fürstenberger; und die Glasur grauer. In Absicht auf die Malerey habe ich wenigstens kein Stück gesehen, welches mit der schönen Malerey der drey genannten Fabriken zu vergleichen wäre. Auch muß man hier die verschiedenen modernen Façons der ebengedachten Fabriken, besonders die schönen in der Fabrik zu Berlin und zu Meißen befindlichen Vasen nicht suchen. Die Wiener Fabrik hat den meisten

*) S. Hermanns Reisen III. Theil S. 174.

meisten Absatz nach der Türkey, daher bleibt die Façon und die Art der Malerey länger ebendieselbe als in andern Fabriken. Aus eben dieser Ursache siehet man hier auch nicht wenig Sachen, die im Orient gebräuchlich sind, die man in andern Fabriken nicht findet. — Ich habe wohl von zwölf Porcellanfabriken die Niederlagen gesehen, aber in keiner fand ich den Vorrath auf so gute Art fürs Auge geordnet als wie zu **Wien**. Eine große Menge von niedrigen Zimmern folgen in gerader Reihe auf einander. Zu beiden Seiten ist der Vorrath von Porcellan in regelmäßige Figuren aufgestellet. Wegen Niedrigkeit der Zimmer kann man alles bequem besehen und wegnehmen. Die Durchsicht durch die Zimmer macht einen angenehmen Anblick, und am Ende des letzten ist ein großer Spiegel aufgestellet, der die Aussicht noch verlängert. Im letzten Zimmer stehen die Brustbilder des Kaisers Franz und der Kaiserinn Theresia in natürlicher Größe. Wenn sie, wie man mir nachher hat sagen wollen, aus **unglasirtem Porcellan** oder **Biskuit** sind, so sind sie ihrer Größe wegen merkwürdig. Im November 1783 stand in den Wiener Zeitungen, daß Se. Maj. der Kaiser verordnet haben, diese **Porcellanfabrik** entweder zu **verkaufen** oder zu **verpachten**.

Schöne **irdene weiß glasirte Oefen**, welche auch gewöhnlich eine modern-antike Form haben, werden in **Wien** in großer Menge verfertigt und zum Theil auch verführt. Sie gleichen den zu **Hamburg** und **Dresden** gewöhnlichen Oefen.

Man

Man ſiehet in Wien in Häuſern, die nicht ganz gering ſind, nicht die unförmlichen Kachelöfen, die man in Niederdeutſchland, beſonders auch in Berlin in ſonſt ſehr gut meublirten Zimmern findet. In einem Hauſe in Wien ſah ich die ſehr gut geformte Figur eines Ganymeds, welche mit ihrem Fußgeſtelle den Ofen ausmachte, auf eben die Art, wie Hr. Rode der jüngere in Berlin ſolche Figuren-Oefen verfertigt.

Das Gold- und Silberdrahtziehen und die Bereitung der Treſſen und Spitzen von den edlen Metallen wird in Wien ſtark getrieben. Hr. O. K. R. Büſching berichtet, *) daß die Finanzkammer zu Wien den Gold- und Silberdrathziehern zu dieſem Behufe jährlich 18,000 Mark Silber überlaſſe, ohne das amerikaniſche Silber, (vermuthlich Piaſter) welches ſie von dem Grafen Frieß erkauften, und welches vielleicht eben ſo viel ſeyn kann. Ob dieſe Arbeiten auswärtigen Debit haben, weiß ich nicht. Es wird aber im Lande ungemein viel davon verbraucht. Die Frauen und Töchter faſt aller nicht ganz armen Handwerksleute in Wien und in Oeſtreich überhaupt, desgleichen der größte Theil der Dienſtmädchen, tragen Hauben, die mit goldnen Spitzen um das Kopfſtück, und auch vorn um die Stirn und Wangen beſetzt ſind.

*) Wöchentliche Nachr. II. Band S. 20.

Eine Vorrichtung, um Färbeholz vermittelst einer Wassermühle auf der Donau zu raspeln und zu malen, führt Hr. Prof. Sander *) an. Ich wußte nicht, daß sie hier wäre, sonst würde ich gesucht haben sie zu sehen, da man sonst das Färbeholz gewöhnlich mit der Hand, oder höchstens in einer Roßmühle pflegt schneiden zu lassen.

Die vom Hrn. Pr. Herrmann S. 25. angeführte Eisenkochgeschirrfabrik, oder wie sie sich eigentlich nennt, die Fabrik von den neuen Küchen- und andern Eisen-Gesundheitsgeschirren ist zu Piesting nahe bey Wienerisch-Neustadt; sie gehört Herrn Aegid Ignaz Vollgrueber und Kompagnie. Diese Fabrik ist wichtig. Es sollen, wie man mir gesagt hat, an 3000 Ct. Eisenblech daselbst jährlich verarbeitet werden. Dieß ist nun freilich etwas viel, wenn man bedenkt, wie viel Geschirre von Blech zu Einem Centner gehören. Ich habe oft bemerkt, daß man in diesem Lande bey der mündlichen Angabe des Betriebs der Fabriken die runden Zahlen liebt. Zum Lackiren der Geschirre sind vier Oefen in dieser Fabrik vorhanden. Es ist schon in Neuwied eine Fabrik von dergleichen aus Eisenblech verfertigten Küchengeschirren seit verschiedenen Jahren in Deutschland bekannt. Auch hat man in Schlesien einen Versuch damit gemacht

*) S. Sanders Reisebeschreibung II. Band S. 539.

gemacht. Aber die Piestingschen Geschirre haben den Vorzug, daß sie aus dem Ganzen getrieben, so wie man kupferne Geschirre treibt, dagegen die Neuwiedschen Geschirre nur zusammen gelötet sind. Von dem Piestingschen Geschirre kostet von unverzinnten Töpfen, Kasserollen u. s. w. das Pfd. 24 Kr., inwendig verzinnt 27 Kr. und in und auswendig verzinnt 30 Kr. Von Oefen kostet das Pfd. 24 bis 30 Kr. Die lackirten Sachen haben nach Beschaffenheit der Form verschiedene Preise, man klagt aber, daß der Lack nicht dauerhaft ist. Es gehet von diesen Geschirren vieles auswärts, und diese Fabrik hat besondere Niederlagen zu Konstantinopel und Rimini, desgleichen an verschiedenen Orten in Ungarn und in den deutschen Erblanden. In Wien ist die Niederlage am rothen Thurme Nro. 751.

Man sagte bey meiner Anwesenheit, daß der Fürst von Schwarzenberg eine Feilenfabrik wolte anlegen lassen; nachher habe ich weiter nichts davon erfahren.

Es sind um Wien verschiedene Wände und andere Anstalten angelegt, um Salpeter (oder wie man in Oestreich sagt Salniter) durch Kunst zu machen. Zu Döbling unweit Wien hat ein Ht. v. Keßler eine Salniterfabrik anlegen wollen, um aus Meersalze und gemeinem Kochsalze Salpeter zu machen. Man hat aber nicht gehört, daß davon etwas zum Vorscheine gekommen wäre. Es

ward auch einmal gemeldet, daß in Wien die Erfindung gemacht wäre, durch eine beſondere Verbindung von Arſenik und Eiſen eine Art von Kobalt; und durch einen Zuſatz von Pottaſche und Kieſelerde eine gute Smalte zu machen. Zu Ende 1783 ward in den Zeitungen eines zu Schottwien unter Direktion des Hrn. Elſter errichteten Blaufarbenwerks erwähnt. Ich vermuthe, daß dieß die erwähnte Fabrik ſeyn werde.

Die Schwäbiſchgmünder ächte Schmuckfabrik, welche Hr. Prof. Herrmann S. 54 anführt, iſt in der Joſephſtadt beym Adler; ſie gehört einem Hrn. Franz, welcher fünf proteſtantiſche Familien aus Schwäbiſchgmünd hieher hat kommen laſſen. Sie faſſen allerhand böhmiſche unächte Steine, welche bekanntlich ſehr wohlfeil ſind, und bey tauſend Dutzenden verkauft werden, zu Handknöpfen, Schnallen u. d. gl. Für ein Dutzend Paar Handknöpfe in Meſſing zu faſſen bekommt der Arbeiter 7 Kr. Arbeitslohn. Obgleich die Arbeit ziemlich geſchwind gehet, ſo iſt doch leicht zu ermeſſen, daß eine ſolche Fabrik nicht in Wien hätte angelegt werden ſollen, ſondern daß ſie nur an einem Orte, wie Schwäbiſchgmünd beſtehen kann, wo arme Leute ſehr wohlfeil leben können.

Sehr merkwürdig iſt das Etabliſſement des Herrn Friedrich Wilhelm Natorp (aus Weſtphalen gebürtig) auf der Landſtraße zu Wien. Er hat die Lieferung von allen Arzneyen für die K. K.

Armee in Oestreich, Böhmen und Ungarn, und hat deshalb starke Niederlagen in diesen Provinzen. Er besorgt theils selbst die Bereitung der Arzneyen im Großen, theils schaft er sie an. Die Arzneyen sind bestimmte Kompositionen und werden zu Folge des Dispensatorium Viennense bereitet. Der Regimentschirurgus *) eines jeden Regiments übergiebt jedes Vierteljahr bey dem dazu verordneten

*) Bey jedem östreichischen Regimente ist ein Regimentschirurgus. Bey jedem Bataillon ist ein Bataillonchirurgus, und im Kriege bey jeder Compagnie ein Compagniechirurgus. In Friedenszeiten werden letzte bis auf die Hälfte abgedankt, so daß bey zwey Compagnien nur Ein Chirurgus steht. Jährlich wird von jedem Regimente einer nach Wien geschickt, wo er zwey Jahre bleibt, um auf der Universität den ganzen Cursus der medicinischen und chirurgischen Kollegien zu hören. Während dieser Zeit bekommt er vom Regiment 24 Fl. Zulage. Aus den Bataillonchirurgen werden die Regimentschirurgen genommen, und die Stellen bey vorfallenden Vacanzen von dem Generalchirurgus besetzt. Ein Regimentschirurgus hat vom Regimente des Monats 24 Fl., es giebt aber der Kaiser, jedem Regimente jährlich einige hundert Fl. Remunerationsgelder, davon auch der Regimentschirurgus seinen Antheil erhält. Dieses ist bey den Regimentern verschieden eingetheilt, daher mancher Regimentschirurgus auf 36 Fl. und ein anderer über

40 Gul-

Departemente des Hofkriegsraths einen Etat, wie viel er an verschiedenen Arzneyen aufs nächste Vierteljahr für seine Feldapotheke zu brauchen glaubt. Dieser Etat wird vom Obristen oder sonst einem dazu verordneten Staabsofficier attestirt, und zu Wien von einem Staabsmedikus revidirt, und nach Gelegenheit moderirt. Auf gleiche Art wird auch die Rechnung der in dem letzten Vierteljahre verbrauchten Arzney sehr genau, wie sie zu jeder Art von Krankheiten gebraucht worden, abgelegt, und der in der Feldapotheke vorhandene Vorrath genau verifizirt. Der Lieferant liefert die Arzney nach dem revidirten Etate, und erhält seine Bezahlung aus dem Kriegszahlamte. Er bekommt zwar nur die Hälfte des gewöhnlichen Preises, dafür hat er aber auch die Erlaubniß, in allen Städten in Oestreich, Böhmen und Ungarn, wo keine Apotheken vorhanden sind, dergleichen anzulegen. Dazu kommen ihm die Niederlagen von Arzneyen, die er in diesen Provinzen für die Armee halten und die Korrespondenz, die er mit den vornehmsten Apotheken und Materialhändlern führen muß, sehr zu Statten. Man kann daher leicht erachten, daß diese Unternehmung gar sehr ins Große gehet.

Unter den mechanischen Künstlern und Arbeitern sind verschiedene geschickte Leute aus fremden

48 Gulden monatlich dient. Bey jedem Regiment ist wie oben gedacht eine Feldapotheke, welche der Regimentschirurgus administrirt.

den Ländern hieher gekommen. Darunter ist besonders ein sehr geschickter Stahlarbeiter Namens Johann Schwarz merkwürdig, welcher auf der Josephsstadt Nro. 11. wohnt. Er hat lange in England gearbeitet; und macht auch Arbeiten, welche den englischen nichts nachgeben. Von einem Degen mit einem künstlichen stählernen Gefäße, den er 1782 für 10000 Fl. an den König beider Sicilien verkauft hat, ward in öffentlichen Zeitungen geredet.

Ein Uhrmacher in Wien Namens Farrer giebt vor, er habe die Taschenuhren erfunden, *) welche wenn man sie nur täglich bewegt, nicht dürfen aufgezogen werden. Aber Uhren dieser Art sind längst in England erfunden, und sind auch sonst in Deutschland bekannt genug. Sie werden vermittelst einer sehr leicht beweglichen Feder aufgezogen, welche oben in einer beweglichen Kapsel liegt. Die geringste Erschütterung bewegt die Kapsel, welche der Feder ihre Bewegung mittheilt. Es wird also von der Uhr immer mehr aufgezogen als abgelaufen seyn kann. Wenn also die Uhr nur nicht 36 Stunden ganz stille liegt, so muß sie immer fortgehen. Sie hat, um die Bewegung desto weniger zu verhindern, einen langen und leichten Sekundenzeiger.

Bey dem großen Luxus in Wien sind schon seit vieler Zeit sehr geschickte Juwelierer, Goldar-

*) S. Meusels Miscellaneen III. St. S. 29.

hetter und Gold- und Silberſticker daſelbſt geweſen. Der berühmteſte Juwelierer iſt Herr Franz Mock, Kaiſerlicher Hofjuwelier (auf dem Graben Nro. 1120).

Unter die Künſtler müſſen jetziger Zeit auch wohl die Putzmacherinnen gerechnet werden. Die vornehmſte iſt Madame Santi-Bondi (beym Thereſiaorden auf dem Kohlmarkt). Dieſe iſt oft in der Wiener Zeitung zu finden, wie ſie Bonnéts au Chapeau de Henry quatre, au Caprice d'Amour und alle andere Sorten von Dok (ſoll Toques bedeuten;) desgleichen Tazeln (Handſchuhe) à la païſanne, Hof-Tazeln und alle andere Sorten von Tazeln ankündigt, nebſt der von der löbl. mediciniſchen Facultät unterſuchten Handpomade in gläſernen Tögeln à 30 Kr.; desgleichen das längſt bekannte und berühmte Erdbeerwaſſer, welches eine überaus zarte Haut macht, und die Flecken und Wimmerl des Angeſichts benimmt; u. d. gl. ſchöne Sachen mehr.

Eine andere Art von Künſtlern iſt in Wien in großem Anſehen, nämlich die Luſtfeuerwerkmacher. Hr. Johann Georg Stuwer hat hierinn die Ehre Deutſchlands in Wien gerettet. Denn er hat ſeit 1774 in dieſer glänzenden Kunſt mit zwey erfindſamen Italiänern Namens Girandolini und Mellina im Prater gewetteifert; und deutſche Art und Kunſt hat ſich hier ſo vorzüglich gezeiget, daß die Italiäner ihr den Vorzug haben

haben lassen müssen. Hr. Stuwer ist im Besitze, so oft er ein Feuerwerk giebt, allemahl ein hohes und gnädiges Publikum von 10 bis 12,900 Personen in den Prater zu ziehen. Viele Personen in Wien versichern, daß seine Kunst ganz außerordentlich sey. Ja ich habe Dilettanten von den hellleuchtenden und schnellzerplatzenden Kunstwerken eines Stuwers mit einem so großen Enthusiasmus reden hören, daß man von Werken der Einbildungskraft und des Verstandes kaum höher sprechen könnte. Hr. Stuwer ist auch um Ausbreitung des Geschmacks an der Kunst bemühet. Daher macht er auch kleine Feuerwerke, sowohl in der erhabenen als in der lieblichen Art, und er läßt ganze Preiskurrente drucken von Handpufferl, Feuerradl, Feuerbomben mit 48 Donnerkeilen, Blumenstöcken, laufenden Brilliantsonnen und kontralaufenden Brilliantglorien, doppelten Kontrabrilliantwalzen, laufenden Kometen und kämpfenden Kometen, Brilliantfeuerrosen und Feuerkaprizen, und was des flimmernden Spielwerks mehr ist. Alles in so billigen Preisen von 5 Kr. bis 7 Fl. 57 Kr., daß keinem der sonst mit dergleichen Sachen Zeit zu verderben übrig hat, die Kostbarkeit des Zubehörs hinderlich seyn kann.

Herr Fontenelle aus Frankreich (im Krautgassel Nro. 1095) verfertigt Bruchbänder; desgleichen auch ein französischer Zahnarzt Namens Serre, (unter den Tuchlauben Nro. 228).

Ein

Ein anderer Franzose Franz Musy, welcher sich einen Ingenieur der Mechanik nennet, hat laut den Wiener Zeitungen die ausschließende Freyheit auf 10 Jahre für ein mechanisches Werk bekommen, welches eingerichtet ist „alle Gattungen „schon verfertigter, oder neu zu erbauender Müh„len gehen zu machen, ohne daß Feuer, Wasser, „Wind oder Thiere dazu erforderlich sind; sondern „es kann ein Mann allein, mit Beyhülfe eines Kna„bens, diese Maschine in einer Stunde aufziehen, „welche hernach eine Mühle 24 Stunden lang un„ausgesetzt in Gang bringt.“ Es ist leicht zu erachten, daß wenn eine Mühle weder durch Feuer, Wasser, Wind, noch Thiere in Bewegung gesetzt werden soll, so muß es durch eine Art von Uhrwerk, vermuthlich durch ein Gegengewicht geschehen; es müßte denn Herr Musy gar die Kunst besitzen, eine Mühle gleich einer Taschenuhr durch eine Unruhe in Bewegung zu setzen. Er wird ja freylich wohl daran gedacht haben, wenn auch sein Modell gehet, wie viel Unterschied die Friktion machen möchte, wenn das Werk im Großen ausgeführet werden soll. Wer 50 Fl. unterschreibt, kann sein Geheimniß von ihm erfahren.

Ich hatte in Wien einen mechanischen Künstler nöthig, zwar nicht einen so künstlichen, der Mühlen ohne Wind und Wasser in Bewegung setzen könnte, aber doch einen verständigen Mann, der richtige mechanische Begriffe hätte, und ihre praktische Anwendung verstände. Es war nach meiner

Zurük-

Zurükkunft von einer Nebenreise nach Presburg beym Einschieben des Wagens in den Schuppen meinem Wegmesser Gewalt geschehen, und der Schließhaken *) zerbrochen worden, weil dessen oberer Theil von dem ersten Arbeiter allzu dünne ausgefeilt worden war. Ich suchte also einen guten mechanischen Arbeiter, der mir diesen Schließhaken wieder machte. Es wurde mir Herr Joh. Georg Ganser, als ein sehr geschickter Mechanikus empfohlen; aber ich kam mit ihm sehr übel an. Er versicherte mich freilich, sehr viel Wegmesser unter Händen gehabt zu haben, woran ich mir jetzt die Freiheit nehme zu zweifeln. Es waren zwar die Stücke des zerbrochenen Schließhakens noch vorhanden, und ich bat ihn, den neuen darnach zu verfertigen, (welches ganz leicht gewesen wäre), und nachher das Instrument auf dem Wagen selbst einzurichten, und dessen Wirkung zu versuchen. Indes hielt er jenes für einen so großen Mechaniker, als er sich dünkte, zu geringfügig, und warf also die Stücken weg, ehe er den neuen Schließhaken machte; und dieses, ob er es mir gleich gewiß versprochen hatte, war ihm zu ungemächlich, weil der Wagen in der Vorstadt stand. Er brachte mir also nach einigen Tagen das Instrument wieder, und versicherte, daß es nun vollkommener wäre als vorher, und daß ichs nur dürfte aufschrauben lassen. Da ich es mit der Hand probirte, so

*) S. die Beylagen 1ter Theil S. 21. und Tab. IV. Fig. 3. K.

so bemerkte ich gleich, daß der Stern sich nicht rückwärts drehen ließ, und daß also das Instrument, so bald irgend der Wagen zurückgezupft würde, zerbrechen müßte. Er versicherte mir aber mit einer sehr zufriedenen Miene, daß an dem Rade schon dazu eine Feder befindlich wäre, welche das Instrument abspannte. Ich mochte ihn versichern, wie ich wolte, daß am Rade keine Feder und nichts Federähnliches, sondern nur ein bloßer eiserner Stift vorhanden sey; er wußte es besser. Ich gab ihm so gelinde ich konnte zu verstehen, daß es doch etwas gewagtes sey, ein mechanisches Instrument wieder in Stand setzen zu wollen, und die bewegende Kraft nicht zu kennen, welche hier am Rade befindlich war, und bat ihn sehr, er möchte noch hingehen, und untersuchen, was am Rade befindlich wäre. Dieß hielt er aber für unnütz, weil er es schon vorher besser wisse. Ich ersuchte ihn denn, mir nur die Freundschaft zu thun und ohne Rücksicht auf die Feder, welche seiner Meinung nach am Rade sein solte, den Schließhaken so einzurichten, daß der Stern des Instruments vorwärts und rückwärts gedrehet werden könne. Er versetzte ganz trocken: dieß sey unmöglich. Ich wolte nun freylich behaupten, dieß müsse möglich seyn, weil es von Berlin bis Regenspurg und von Wien bis Pressburg und zurück, wirklich so gewesen. Er war aber darüber gar nicht zu bedeuten, und gab mir mit gerunzelter Stirne zu verstehen, daß die Erfahrung eines Layen wie ich, gegen Theorie eines Meisters in der Mechanik, wie er, gar nicht in Anschlag kom-

kommen dürfe. Ich wollte also meine Erfahrung mit der Autorität eines andern Meisters in der Mechanik, des Herrn Bischofs in Nürnberg bestärken, der das Instrument aus einander genommen und mit mir über dessen Struktur umständlich geredet hätte. Er erwiederte aber mit unbeschreiblicher Selbstzufriedenheit, man müßte die Arbeit eines Meisters in der Kaiserlichen Residenzstadt nicht mit Nürnberger Arbeit vergleichen; und ein Nürnberger würde doch wohl nicht besser wissen sollen, wie er, was in der Mechanik möglich sey oder nicht. Hier gestehe ich, daß mir die Geduld riß, und daß ich ihm die Wahrheit ins Gesicht sagte: „Er sey ein Stümper, der nicht werth sey, einem „Manne wie Bischof die Schuhriemen aufzulösen.“ Wenn er nur nicht zuviel Dünkel besessen hätte, um sich nach dem alten Schließhaken zu richten, so hätte er leicht den neuen eben so machen können. Denn nachher zeigte es sich, daß der ganze Fehler, dem abzuhelfen er für unmöglich hielt, in nichts weiter bestand, als daß die Spitze des Schließhakens, die in den innern Stern greift, winkelrecht seyn muß, um auf beiden Seiten gleichviel Spielraum zu haben. Er aber hatte, ohne Sinn, dieser Spitze einen Winkel von etwa 40 Grad gegeben, und daher spannte sich der Schließhaken, wenn der Stern zurück gedreht wurde. Der Eigendünkel und die Unwissenheit dieses Mannes war Ursach, daß ich das Instrument von Wien bis Augspurg nicht brauchen konnte; denn er hatte auf das große Werk, das Instrument zu verpfuschen, sechs ganzer Tage bis an

den

Tag vor meiner Abreise zugebracht, so daß nun die Zeit zu kurz war, um etwa einen andern Mechaniker zu Rathe zu ziehen.

Die Anzahl der Handwerker in Wien hat Hert Prof. Herrmann (S. 32 — 34) nach dem Commercialschema, wo sie alle namentlich angezeigt sind, summarisch angeführt. Er hat zwar nur die etwas merkwürdigen Handwerke genennet, und die gewöhnlichen weggelassen. Indessen scheint er doch anzunehmen, daß nicht mehr Meister, als die im Kommercialschema namentlich angeführten vorhanden sind. Bey einigen Gewerken solte man doch daran zweifeln. Z. B. es sind im Kommercialschema nur 79 Schneidermeister und 91 Schustermeister. Es sollte fast unmöglich scheinen, daß in Wien nicht mehr vorhanden wären; denn es waren in Berlin im Jahre 1777, 783 Schneidermeister und 781 Schustermeister. Von der andern Seite aber, wenn mehr Meister dieser Handwerke in Wien wären, so ist nicht abzusehen, warum eben die angeführten namentlich bekannt gemacht wären. Fast sollte man daher glauben, es wären nicht mehr dort vorhanden. Es wird gleich unten angeführt werden, daß es in Wien fast in allen Handwerken große Summen kostet, um Meister zu werden. Dieß kann wohl die Anzahl der Meister vermindern. Auch ist bekannt, daß die Schneider in Wien viel größere Geschäfte treiben, als an vielen andern Orten. Es giebt viele, die 12 bis 20 Gesellen haben. Sie geben ansehnlichen Credit, und

es

es sollen einige bis 300000 Fl. Schulden ausstehen haben. Sie machen aber auch grossen Kredit bey den Kaufleuten, denn gewöhnlich liefert der Schneider alles Zeug, was zum Kleide nöthig ist, und setzt es auf seine Rechnung. Wien ist vielleicht die einzige Stadt in Deutschland, wo die Schneider Preiskurrente drucken lassen, zu welchen Preisen man bey ihnen ganze Kleider bekommen kann. Ich habe dabey bemerkt, daß einer Namens Philipp Otto, der sich einen bürgerl. Kleidermacher betitelt, auch etwas weniges theurer ist, als Joseph Weinhapl, der mit der Benennung eines bürgerl. Schneidermeisters zufrieden ist. Z. B. Bey jenem kostet ein ganzes tuchenes Kleid, von feinem Tuche die Elle zu 6 Fl. 30 Kr., mit seidenen Croisetfutter und gleich überzogenen Knöpfen 40 Fl, bey diesem 36 Fl. Ein Kleid von Leidner Tuch die Elle 5 Fl. 30 Kr., bey jenem 36 Fl., bey diesem 30 Fl. Ein ganzes Sommerkleid von Dreydrat, bey jenem 26 Fl., bey diesem 25 Fl. u. s. w.

Die Buchbinder in Wien binden ziemlich gut; doch planiren sie die auf Druckpapier gedruckten Bücher nicht. Ein Buchbinder Namens Schöninger ist besonders berühmt, welcher auch wirklich sehr gut arbeitet.

Im Kommercialschema findet man verschiedene Handwerke und Gewerbe, von denen die Benennungen an andern Orten nicht bekannt sind. Dergleichen sind folgende: Z. B. 1) der

Kreuzschmid; er verfertiget die eisernen Kreuze, die man auf den Gräbern der Kirchhöfe sieht. 2) Der Dürrkräutler; er handelt mit getrockneten Wurzeln, Kräutern und Blumen zum ökonomischen Gebrauche. Solche Buden sind auf der Freyung. 3) Der Pfeidler, er verfertigt und verkauft: Hemden, Binden, Manschetten, Unterziehstrümpfe, Schlafröcke ꝛc. und hat seinen Namen von dem östreichischen Worte Pfait, Hemde. 4) Der Ringelschmid, er verfertigt allerhand messingene, zinnerne und andere Fingerringe fürs gemeine Volk, u. s. w.

Meistens muß die Befugniß, Gewerbe zu treiben, wie schon erwähnet worden, besonders, und öfters sehr theuer bezahlt werden. In den Wiener Zeitungen findet man beständig, daß allerhand Gerechtigkeiten, oder wie man es dort heißet Personal-Gewerber, z. B. eine Handlung - eine Bäcken - eine Fleischhacker - eine Fleischselcher - *) eine Käsestecher - eine Bader - eine Brandweiner - eine Sauerkräutler - eine Greißler - **) eine Weinschank - eine Lebzelter - ***) eine Fleckfieder - Gerech-

*) Selchen heißt im östreichischen Dialekte räuchern.

**) Ein Greißler ist, der mit Mehl, Graupen u. s. w. handelt.

***) Ein Lebzelter ist ein Pfefferküchler.

rechtigkeit, *) ein Landkutschergewerbe u. s. w. zu kaufen sind. Sie werden auch oft den Meistbiethenden angeboten und alsdann oft sehr hoch getrieben. Eine Kässtecher- oder Brandweinergerechtigkeit wird wohl mit 800 bis 1200 Fl. bezahlt. Man versicherte mich, daß im Jahre 1780 eine Perükenmachergerechtigkeit mit 3000 Fl. wäre bezahlt worden. **) Oefters sind diese Befugnisse gewisse bürgerliche Gewerbe zu treiben, an Häuser gebunden, oder wie es heißt, darauf radicirt. Diese Gewohnheit trägt besonders in den Landstädten und Flecken in Oe. viel zu Bedruckung der Unterthanen bey. Denn die Rektifikations-

*) Ein Fleckſieder, welcher die Eingeweide der Rinder zur Speiſe zubereitet.

**) In der Bayreuther Zeitung v. 4. Sept. 1783 ward der Werth dieſer Gerechtigkeiten noch höher angeſetzt: Z. B. „Eine Perükenmacher„Butike 8000 bis 10,000 Fl., eine Apotheke „30,000 Fl., eine Kaffeehausgerechtigkeit „13000 bis 16,000 Fl., ſogar eine Obſthändler„gerechtigkeit 12,000 Fl.," welches letztere ganz unglaublich iſt. Es ward zugleich in dieſer Zeitung geſagt, der Kaiſer wolle alle Handthierungen frey geben, und denjenigen, welche ihre Gerechtigkeiten für Geld erkauft, daſſelbe zurückzahlen. Dieß würde, wie leicht zu erachten iſt, eine anſehnliche Summe ausmachen. Man hat nachher nicht gehört, daß dieſes heilſame Vorhaben zu Stande gekommen ſey.

kommiſſion hat das auf die Häuſer radicirte Gewerbe mit in die Steuerlage gebracht, und es muß verſteuert werden, es werde ausgeübt oder nicht. Es kann aber dagegen niemand das Gewerbe treiben, als wer ein ſolches Haus kauft. Die Immungen haben wegen ihrer großen Abgaben auch große Rechte. Hr. Hofr. Meuſel *) führt ein Beyſpiel an, daß 1780 jemand eine Fabrik von Wachslichtern hat anlegen wollen, welche länger brannten, als die gewöhnlichen Wachslichter, und wohlfeiler ſeyn ſollten. Aber die Wachskerzler kamen dagegen ein, und gaben vor, daß ihr Untergang unvermeidlich ſey. Daher ward die Fabrik nicht geſtattet.

Daß dergleichen Einſchränkungen die Induſtrie hindern, wird wohl niemand läugnen, der über die wahre Beſchaffenheit der Gewerbſamkeit und über die Mittel ſie zu befördern nachgedacht hat. Dazu kommt, daß die bürgerlichen Abgaben in Wien und in Oeſtreich überhaupt nicht gering ſind. Man rechnet, daß ein Bürger in Wien, (ohne die indirekten Abgaben der Mauth, des Zolls, des Handgrafenamts und der Trankſteuer, desgleichen der Ausgaben für die öffentlichen Feueranſtalten, Brunnen u. ſ. w.) ohngefähr den ſiebenten Theil ſeiner Einkünfte an feſtgeſetzten Abgaben geben muß. Beſitzt er ein Haus, ſo muß auch der ſiebente

*) S. Meuſels Miſcellaneen VI. St. S. 29.

bente Theil deſſen was das Haus an Miethe trägt, als Abgabe bezahlt werden. Dazu kommt noch, daß wie oben Th. III. S. 143. gedacht worden, in der Stadt Wien ſelbſt, das dritte Geſchoß dem Kaiſer zu Hofquartieren gehört.

Der Luxus, die Gemächlichkeit, das allgemeine Wohlleben und die Neigung zu beſtändigen Ergötzlichkeiten und Zerſtreuungen, welche ſich in Wien finden, erſtrecken ſich auch in großer Maaße auf den Handwerksſtand, beſonders auf den wohlhabenden Theil deſſelben, und verurſachen vielleicht kein geringes Hinderniß der wachſenden Induſtrie. Man darf im Sommer nur an einem Wochentage Nachmittags die Gärten in den Vorſtädten durchgehen, um hievon überzeugt zu werden. Der Verfaſſer der Denkwürdigkeiten von Wien, da er zu verſtehen geben will, daß in Wien der Luxus eingeſchränkt, und mehrere Arbeitſamkeit eingeführt werden müſſe, hat S. 160 folgende Stelle: „Lehrer der Staats-Finanz- und Polizeykunſt! ihr berufet euch auf das Beyſpiel Schwedens? Wie dieſes menſchenloſe, und armſelige Land vergleichet „ihr gegen uns? Ihr thut wohl daran; — ein „Land, wo der Bürger einen Erdapfel ausrauft, „und dabey jauchzt: Hui, welch ein Leckerbiſſen! „Sehet einen Schneidermeiſter zu Wien in einem Schlafrocke von Peruvienne ſitzen, wie er mit „kaltem Blute eine Taſſe Schokolade nimmt, und „wenn er ſie getrunken hat, zu ſeinem Jungen „ſpricht: Beſtie! ich werde dich lehren, künftig

„von der feinern Sorte zu bringen.“ Ich will nicht entscheiden, ob diese Schilderung nach dem Leben gemacht ist: wenn sie sich aber auf den Handwerksmann irgend einer Stadt in Deutschland passen soll, so wird es nur auf den zu Wien seyn können. Seit undenklichen Zeiten hat der Hof großen Aufwand gemacht *), und die vielen Fürsten und Grafen und andere reiche Leute haben überaus große Summen Geldes in Wien verzehret und zum Theil verschwendet. Daher ist es dem Handwerksmann nicht sauer geworden, viel zu verdienen. Dieses, und daß verschiedene Mittel des Wohllebens in Wien wohlfeil sind, hat dem Handwerksstand in Wien eine ganz andere Lebensart gewohnt gemacht, als man irgend in andern Städten findet. Die Begierde zu genießen, welche in Wien so allgemein ist, erstreckt sich auch bis auf die untersten Stände. Die beständige Begierde nach Genuß aber, nebst dem damit verknüpften Zeitverlust und Zerstreuung, kann dem Bestreben nach Erwerb, welches doch die Mutter der Industrie ist, nicht zuträglich seyn. Sie hindert, daß die Anzahl der fleißigen betriebsamen und sparsamen Leute, die in Wien wirklich vorhanden sind, von der Anzahl derjenigen, die es nicht sind, bis jetzt noch übertroffen wird.

Durch das Patent vom 1sten Septbr. 1783 ward der Werth einiger Goldmünzen und Silbermünzen erhöhet:

Die

*) S. oben S.

	gelten jetzt	galten sonst
Die Kremnitzer Dukaten: Die Mailändischen neu ausgemünzten Zecchini Die Florentiner Gigliati und Venezianer Zecchini	4 Fl. 22 Kr.	4 Fl. 18 Kr.
Kaiserl. Churbayr. Salzburgische Dukaten	4 Fl. 20 Kr.	4 Fl. 16 Kr.
Holländer und andere ordinäre Dukaten	4 Fl. 18 Kr.	4 Fl. 14 Kr.
Souverainsd'or	12 Fl. 51 Kr.	12 Fl. 40 Kr.
Mailändische Doppien	7 Fl. 12 Kr.	
Schildlouisd'or	9 Fl. 12 Kr.	
Niederländische Dukatons	2 Fl. 32 Kr.	
Kronenthaler	2 Fl. 14 Kr.	

In Ansehung aller andern Goldmünzen hat es bey dem Patent v. 17. Aug. 1763 sein Verbleiben.

Neunter Abschnitt.

Von den bildenden Künsten, und der Baukunst, in Wien.

1) Die Kaiserl. Königl. Akademie der bildenden Künste verdienet hier zuerst genannt zu werden. Ihr ist jetzt das ganze dritte Geschoß des neuen Universitätsgebäudes in der obern Beckenstraße Nro. 779 eingeräumt. Weil der im zweyten Geschosse befindliche Universitätssaal auch durch das dritte gehet, so werden durch denselben

die Zimmer der Akademie in zwey Theile getheilt, die nicht miteinander verbunden sind. Von der Seite des Jesuiterplatzes *) ist das Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, das, wo die Abgüsse von antiken und modernen Statuen verwahrt werden, und der Rathssaal. Zu dieser Seite hin gelangt man vermittelst der Haupttreppe des Universitätsgebäudes. Um von da zu der entgegengesetzten Seite zu kommen, muß man ganz heruntergehen, und wieder eine Nebentreppe hinaufsteigen. Daselbst ist das Zimmer, wo die Anfänger zeichnen, das für die Landschaftszeichner, und drey Zimmer, wo die Baukunst gelehrt, und dahin gehörige Zeichnungen gemacht werden. Die obenerwähnte Sammlung der Abgüsse von Statuen ist beträchtlich. Der Laokoon dort ist der schönste und schärfste Abguß, den ich irgendwo gesehen habe. Auch sah ich daselbst einen Abguß von dem schönen antiken Antinous mit ausgestreckten Armen, der im Königl. Garten zu Sanssouci bey Potsdam steht; **) imgleichen von dem vortreflichen bogenschnitzenden Kupido von Otto Mangiot, der in der Königl. Kunstkammer zu Berlin befindlich ist, und den man lange für ein Werk des

*) S. Anton Weinkopfs Beschreibung der K. K. Akademie der bildenden Künste Wien 1783 8., wo auch ein Grundriß der zur Akademie gehörigen Zimmer anzutreffen ist.

**) Man s. unten Nro. 7. bey der Fürstl. Lichtensteinischen Sammlung.

des berühmten Fiamingo gehalten hatte. *) Das Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, kann, da es ein Eckzimmer ist, von verschiedenen Seiten, und auch von oben Licht erhalten. Es wird im Winter Abends von 5 bis 7 Uhr, und im Sommer Morgens von 6 bis 8 Uhr daselbst gearbeitet; und alle Montage ein neuer Akt gestellt. Das Verzeichniß der Gemälde und Statuen, welche hier befindlich sind, findet man in der unten angeführten Weinkopfischen Beschreibung der Akademie.

Kaiser Leopold errichtete 1704 diese Akademie, und ließ die Abgüsse der berühmtesten Statuen aus Italien kommen. Sie hatte ruhmvolle Künstler, z. B. Daniel Gran, August Querfurt, Franz Ferg, Christian Seybold, Raphael und Matthäus Donner u. a. m. Sie kam aber doch nach und nach in Abnahme, besonders 1745, da sie den Platz, den sie damals im Bibliothekgebäude neben der Burg hatte, dem berühmten K. K. Leibarzt van Swieten abtreten mußte. 1750 erhielt sie endlich einen Platz auf dem K. K. Marstall auf dem Spitalberge vorm Burgthore. 1759 ward ihr in dem 1756 gebauten neuen Universitätsgebäude das oberste Geschoß eingegeben. 1772 übernahm Se. Durchl. der Fürst Kaunitz, der selbst ein trefflicher Kunstkenner ist, die Protektion dieser Akademie, und es ward zugleich die unter seiner

*) S. Beschr. v. Berlin IVter Anhang S. 35.

Protektion 1766 errichtete Kupferstecher-Akademie und die 1767 errichtete Bossir- und Graviérakademie mit derselben vereinigt.

Jetzt besteht die Akademie der bildenden Künste aus sechs Klassen: 1) Die Geschichtmalerey, 2) die Bildhauerey, 3) die Baukunst, 4) die Landschaftsmalerey, 5) die Erzverschneiderey, 6) die Kupferstecherey. Die Schüler von aller Art rechnet man auf 190. Die Akademie nimmt verschiedene Künstler und Kunstkenner zu Mitgliedern auf. Einige derselben in Wien machen den akademischen Rath aus. Sie berathschlagen über dasjenige, was zum Besten der Akademie gehöret; die Entscheidung stehet aber ganz dem Protektor zu.

Ein Künstler, der in einer von den sechs Klassen zum Mitgliede aufgenommen werden will, muß der Akademie ein Aufnahmestück übergeben. Die Akademie soll auch alle zwey Jahr in jeder Klasse zwey Preisaufgaben geben, für die erstere ist eine Schaumünze von 24 Dukaten an Werth und für die zweyte von 8 Dukaten bestimmt. Alle Künstler in den K. K. Erbländern, die keine wirkliche Mitglieder sind, können um den Preis streiten. Aber seit 1772, nachdem die Akademie vereinigt worden, wurden keine Preise ausgetheilt. Im Jahre 1781 wurden nur in der Bildhauerey, in der Baukunst und im Erzverschneiden Preise gegeben, weil in den übrigen drey Klassen nicht zwey Künstler vorhanden

den waren, welche um den Preis streiten konnten. *) 1783 im May wurden wieder die Preise in allen sechs Klassen ausgeschrieben. Ob sie auch in allen Klassen vertheilt worden sind, weiß ich nicht zuverläßig. In der Erzverschneiderklasse wurden sie den 8ten December ausgetheilt. In dem Hause, wo der berühmte Kupferstecher, Hr. Direktor Schmuzer wohnt **) fand ich auch noch die Anstalten, daß 30 bis 50 Personen bey einander zeichnen können. Man hat aber nachher freylich gefunden, daß die Kupferstecher nicht besonders zu zeichnen nöthig haben, und sie zeichnen also auf der Malerakademie mit den andern Künstlern. Sonst hatte Hr. Schmuzer drey Schüler, wofür er bezahlt ward; darunter scheint Hr. Zoller, aus der Schweiz gebürtig, vorzügliche Anlage zum Stechen von Landschaften zu haben. In den Hamburger Zeitungen ward 1783 berichtet, daß Hr. Heinrich Friedrich Füger zum Direktor der Malerklasse bey der Akademie ernannt worden sey. Er ist zu Heilbronn 1757 gebohren, lernte die Anfangsgründe der Malerey unter Guibal zu Stuttgard, studirte darauf in Halle unter Segner, bildete sich weiter in der Malerey in Leipzig unter Oeser, ward durch den damaligen engländischen Gesandten in Dresden Ritter Keith in Dresden

und

*) S. Weinkopfs Beschreibung der Akademie S. 106.

**) Im sogenannten Täubelhofe Nro. 1021.

und hernach in Wien bekannt, von wo er auf Empfehlung des Fürsten Kaunitz 1775 auf Kosten der höchstsel. Kaiserinn Königinn mit einigen andern jungen Künstlern nach Rom geschickt ward, wo er bis 1783 blieb.

Die Akademie pflegt zuweilen auf dem Redutensaale eine Ausstellung der neuen Werke der Wiener Künstler zu veranstalten. Eine nützliche Anordnung, um unter den Künstlern Wetteifer, und zugleich beym Publikum Theilnehmung an den Kunstwerken zu befördern.

2) Die Kaiserl. Bildergallerie. Diese Sammlung, welche zu den vorzüglichsten in Europa gehört, ist jetzt im Belvedere in der Vorstadt die Landstraße genannt. *) Schon K. Maximilian I. und K. Rudolf II. sammleten Gemälde; aber die Kaiserl. Gallerie ward erst beträchtlich, als 1657 die vorzüglich schöne Gallerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm von Brüssel nach Wien gebracht wurde. Sie ward nach und nach vermehret, und Kaiser Karl VI. ließ sie 1728 in verschiednen Zimmern in der sogenannten Stallburg aufstellen. Damals stach Anton Joseph und Johann Joseph

*) S. oben im III. Bande S. 24. Es stand 1782 in vielen Zeitungen, sie sollte von da wieder weggebracht werden. Dieses war aber ganz ohne Grund.

seph Prenner eine große Anzahl Bilder aus denselben, und Jakob Männl schabte einige in schwarzer Kunst, aber höchst mittelmäßig. Die Prenner kopierten zum Theil einige Blätter nur ab, welche David Teniers ehemals in der Gallerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm gestochen hatte. *)

Als die Stallburg zu anderm Gebrauch eingerichtet wurde, so ward 1776 die Gallerie nach dem Belvedere gebracht. Der damalige Direktor derselben, der aus Dresden dahin berufne Landschafts- und Thiermaler Joseph Roos sollte sie daselbst in eine neue Ordnung bringen. Dieses kam aber nicht recht zu Stande. Im Jahr 1778 berief der Kaiser, zu diesem Behufe, den durch seine weitläuftige Kunsthandlung zu Basel berühmten Kupferstecher und Kunstkenner Hrn. Christian von Mechel, nach Wien. Es wurden aus allen Kaiserlichen

*) Lukas Hohenleitter Kunsthändler in Wien, kündigte 1783 in der Wiener Zeitung für 19 Fl. an: die K. K. Bildergallerie im Belvedere, bestehend in 166 Blättern. Dieß ist aber ein bloßer Betrug, denn was er für 19 Fl. verkauft, sind die schlechten Prennerischen und Männlischen Blätter, noch dazu in elenden Abdrücken. Ebenderselbe macht auch bekannt, daß er die K. K. Gallerie im Belvedere in 35 Blättern à 10 Fl. verkaufe. Diese habe ich nicht gesehen. Es ist aber sehr vermuthlich nichts, als die Blätter von Jakob Männl.

chen Lustschlössern in allen Provinzen, besonders aus Presburg, Inspruck, Prag und Brüssel, und aus vielen Kirchen und Klöstern, besonders aus der ehemaligen Jesuiterkirche in Antwerpen, viele und vortreffliche Gemälde nach Wien gebracht. Der Vorrath war so groß, daß Hr. von Mechel, ohnerachtet kein ganz schlechtes Stück darunter war, doch über 1000 Stücke zurückgesetzt hat. Er brachte von 1778 bis 1781 mit der Anordnung, so wie sie jetzt ist, zu.

Die Hauptidee des Hrn. von Mechel war, die Gemälde nach den Schulen, und so viel möglich die Stücke von jedem Meister neben einander zu bringen; wozu, wie er selbst sagt, der Pallast des Belvedere sich so gut schickte, als ob er ausdrücklich dazu wäre gebauet worden. Die Gallerie ist von ihm in vier Haupttheile abgetheilt worden. Im ersten Geschosse rechter Hand von dem mittlern großen Saale, stehen die verschiedenen italiänischen Schulen in sieben Zimmern; linker Hand, ebenfalls in sieben Zimmern, die niederländische Schule, deren Hauptzierde nicht wenig Kapitalgemälde von van Dyk und Rubens sind. Im obern Geschosse linker Hand in vier Zimmern die alte niederländische Schule von Jan van Eyk an; gegenüber rechter Hand in vier Zimmern die deutsche Schule. In der letztern sind hauptsächlich des Alterthums wegen drey auf Holz gemalte Bilder merkwürdig: von Thomas von Mutina 1297, von Nicolaus Wurmser aus Strasburg

burg 1357, und von Theodorich von Prag 1357; von welchen drey Gemälden verschiedene Künstler und besonders auch Hr. von Mechel nach gemachten Proben überzeugt zu seyn glauben, daß sie mit Oelfarben gemalt wären. Wenn dieses, wie es das Ansehen hat, völlig kann verifizirt werden; so reichen diese Bilder weit über das Zeitalter Huberts und Johannes van Eyk heraus, und beweisen, daß der Gebrauch der Oelfarben in der Malerey älter ist, als man ihn gemeiniglich annimmt. *) Im untern Belvedere, einem Gebäude, das am Ende des am Abhange einer Anhöhe angelegten Gartens stehet, ist auch noch eine beträchtliche Anzahl guter Gemälde. Hr. von Mechel rechnet die gesammte Anzahl aller Stücke auf 1300. Ueber jedem ist auf einem besondern Brettchen, die Nummer und der Namen des Meisters zu lesen.

Dem Werthe der Gemälde dieser ansehnlichen Gallerie darf ich keine Lobrede halten. Man kann ihn schon ermessen, wenn man die Oerter bedenkt, woher der größte Theil dieser Gemälde genommen ist. Reisete z. B. sonst nicht jeder Künstler, der Rubens in seiner ganzen Größe sehen wollte, nach Ant-

*) Hr. Ehemant Professor zu Prag fand diese Gemälde, nebst mehreren 1778, auf dem Schlosse Karlstein in Böhmen. Sie wurden auf Kaiserl. Befehl nach Wien gesendet.

Antwerpen? Itzt muß man deshalb noch Wien reiſen. Eine nähere Nachricht von dieſer Gallerie giebt Hr. von Mechel ſelbſt in ſeinem 1783. in gr. 8. erſchienenen Verzeichniß der Gemälde der K. K. Bildergallerie, nach der auf allerhöchſten Befehl im Jahre 1781 gemachten neuen Einrichtung, wobey auch Grundriß und Aufriß des obern und untern Belvedere, zu beſſerer Erklärung der Anordnung, befindlich ſind. Dieſer gelehrte Künſtler verſpricht von dieſer ſo vorzüglichen Sammlung noch ein beſonderes Verzeichniß mit erläuternden Anmerkungen herauszugeben, welches unfehlbar wichtige Beyträge zur Geſchichte der Malerey beſonders in Deutſchland enthalten wird.

Wider die Anordnung dieſer Gallerie haben manche Leute nicht wenig einzuwenden. Es giebt beſonders Künſtler, die faſt alles daran tadeln. Die Stimme mehrerer Kenner muß entſcheiden. Was mich betrift, ſo ſcheint es mir, daß alles dabey völlig zweckmäßig angeordnet iſt; und daß beſonders ein Korreſpondent im deutſchen Muſeum*) höchſt unbillig urtheilte, wenn er ſagte: durch eine ſolche Anordnung ſey dieſe Sammlung „um „den Charakter einer Gallerie gebracht, und „auf eine Bildermuſterkarte reduzirt.“ Es ſcheint mir ſogar vorzüglicher, wenn eine große Sammlung von Gemälden in mehrere Zimmer vertheilt

*) Septbr. 1782. S. 254.

theilt ist, als wenn sie auf gewöhnliche Art in einer großen weitläuftigen Gallerie stehet. Es können nicht allein auf diese Art wegen der Zwischenwände mehrere Gemälde in eben dem Raume Platz finden, sondern, welches wichtiger ist, diese Zwischenwände geben Gelegenheit, mehrere Gemälde in solchem Lichte zu hängen, das ihnen günstig ist; dahingegen in einer großen Gallerie nur zweyerley Licht ist, ein volles den Fenstern gegenüber, und ein schlechtes neben den Fenstern. Dazu kommt, daß eine sehr lange Gallerie auch verhältnißmäßig sehr hoch ist, und daher die Gemälde, welche in der Höhe hängen, zuweilen von dem Auge des Zuschauers zuweit entfernt sind, oder wenn das Licht nicht hoch genug einfallen kann, an der Beleuchtung verlieren, oder auch wohl beide Mängel zugleich haben. Hingegen Zimmer in einem Pallaste haben zu Kabinetstücken in Absicht der Beleuchtung und des Anschauens die bequemste Höhe; und Säle, welche durch zwey Geschosse gehen, geben großen Gemälden gehörigen Raum. Freilich fällt eine Sammlung von Gemälden in einzelnen Zimmern nicht so schnell in die Augen, als in einer großen weitläuftigen Gallerie. Aber muß denn die Anordnung einer solchen Sammlung nothwendig auf den vorübergehenden ersten Eindruck, soll sie nicht vielmehr auf die stille fortdaurende Betrachtung gerichtet seyn, welche anfänglich und auf den ersten Blick nur wenig entdeckt, aber bey genauerm Anschauen immer mehr Schönheiten entwickelt, und von Genusse zu Genusse ungesättigt fortschreitet?

Daß jede der verſchiedenen Schulen in Einem Zimmer zuſammengebracht iſt, wird eben ſo getadelt. Die meiſten Künſtler meinen, man könne beſſere Wirkung erwarten, wenn Gemälde mehrerer Art untereinander gemiſcht ſind, ſo daß eins das andere hebe. Man kann zugeben, daß jede Art der Zuſammenſtellung ihren Vortheil hat. Vielleicht aber iſt es nicht ſo lehrreich, wenn manchem Gemälde durch die Zuſammenſtellung mit ganz fremden Arten ein ſcheinbarer Werth beygelegt wird, als wenn man Stücke von einerley Manier zuſammen ſtellt, ſo daß jedes in ſeiner Art für das erkannt wird, was es iſt. Ueberdieß, wenn die Werke der Meiſter von einerley Schule zuſammen ſtehen, findet ein Kontraſt zwiſchen Meiſter und Meiſter, zwiſchen Meiſter und Schüler Statt, der mir viel lehrreicher ſcheint, als wenn man z. B. ein helles Gemälde gegen ein dunkeles ſetzet, um eins durch das andere zu heben. Der Geiſt iſt in mehrerer Ruhe, wenn er Gegenſtände von einerley Art überſiehet, als wenn er durch Gegenſtände von mancherley Art zerſtreuet wird. Noch mehr öffnet ſich ein Feld zu lehrreichen Betrachtungen, wenn man ähnliche Dinge, die doch von verſchiedener Art ſind, betrachtet; am meiſten, wenn man durch ähnliche Dinge ſtufenweiſe, von der mindern Schönheit zu der größeren geleitet wird. Ich habe oben geſagt, daß ich dieſer vortreflichen Gemäldeſammlung keine Lobrede halten dürfe. Aber ich kann den Eindruck nicht verſchweigen, der ſich allemal in mir zeigte, wenn ich im erſten Geſchoſſe die beiden erſten Zimmer voll

niede-

niederländischer Gemälde betrachtete, und den Geist gleichsam ganz in die Stimmung der niederländischen Manier gesetzt hatte; und nun ins dritte Zimmer trat, wo van Dyks Meisterstücke stehen. Hier ist die höchste Schönheit der niederländischen Schule in den Bildnissen dieses großen Malers; die getreueste Darstellung der Natur, über welche doch das Ideal der Schönheit als ein leichtes Lüftchen weht. Es ist eine unbeschreibliche Empfindung, wenn man eine Zeitlang von dieser Betrachtung des Schönen erfüllet ist, und nun in das vierte Zimmer, in den grossen Saal tritt, wo man den erhabenen Rubens in seiner ganzen Größe erblickt. *) Man ist in Er-

*). So sehr Rubens durch die unaufhaltsame Gewalt seiner Kunst an sich ziehet, so fährt doch der Zuschauer, welcher gesunden Verstand liebt, zusammen, wenn er sehen muß, daß dieser große Künstler die absurdesten Legenden durch seinen Pinsel fortgepflanzt hat. Z. B. dienen die hier befindlichen, als Kunstwerke, herrlichen Vorstellungen, wie Ignaz Lojola aus Besessenen den Teufel austreibt, und wie Franz Xaver vor dummen Indianern Wunder thut. Wie weit edler würde Rubens sich gezeigt, wenn er durch seine nunachahmliche Kunst vorgestellt hätte, wie Ignaz und Xaver durch ihren abscheulichen blinden Gehorsam, durch ihre abscheuliche Moral, die gesunde Vernunft in Fesseln geschlagen und den Jesuitismus ins menschliche Geschlecht gebracht haben, der auch noch

staunen verfahren über diesen Anblick, und empfindet, daß hier die ganze Macht der Kunst erschöpft ist. Ich zweifle, ob man dieses so sehr anschauend empfinden würde, wenn man nicht hier, blos die niederländische Manier, in ihrer verschiedenen Art sähe, und stufenweise vom Guten zum Schönen und vom Schönen zum Erhabenen fortschritte. Etwas ähnliches empfindet man auf eine andere Art in der innern Gallerie zu Dresden, wo die italiänischen Stücke zusammenstehen; und würde es vielleicht noch mehr empfinden, wenn die Einrichtung dort erlaubte, daß die Stücke jeder italiänischen Schule nebeneinander Platz fänden. Jede Schule hat bekanntlich ihre Manier, und so auch jeder Meister. Das heißt, jeder Meister hat einen Augenpunkt, aus welchem er die so unbeschreiblich mannichfaltige Natur betrachtet, und hat seine Art, die Mittel, welche die Kunst zu Darstellung der Natur darbietet, zu gebrauchen. Wenn man sich nicht in diesen Augenpunkt versetzt, so wird man kein Gemälde richtig empfinden und billig beurtheilen können. Ich dächte also, wenn man mehrere Gemälde eben derselben Schule und eben desselben Meisters nebeneinander betrachten und gleichsam bey der Betrachtung von eben der Manier ausgehen kann, mit der der Maler gemalt hat, so wird die wahre Kenntniß und die innige Empfindung der Kunst sehr gewinnen;

daran als ein verborgener Krebs nagt, und dessen beste Kräfte verdirbt!

winnen; und dieſes iſt doch wohl der hauptſächlichſte Zweck einer großen Gemäldeſammlung, nicht aber vorübergehende Augenbeluſtigung. Wenn die Anordnung der Gallerie zu Wien jene vorzüglich befördern kann, ſo iſt ſie wohl für ſehr zweckmäßig zu achten. Noch iſt zu gedenken, daß die chronologiſche Ordnung, ſonderlich der deutſchen Schule, zur Geſchichte der Kunſt und ihrer ſucceſſiven Entſtehung viel beytragen kann.

4) Die K. K. Schatzkammer. Ich muß dieſe Sammlung, welche ich ſelbſt nicht geſehen habe, hier kurz anführen, nicht ſowohl wegen der großen Menge von Juwelen und anderen Koſtbarkeiten, die man in der ſogenannten weltlichen Schatzkammer findet, noch wegen der großen Menge von Reliquien, womit die ſogenannte geiſtliche Schatzkammer *) pranget; ſondern wegen der daſelbſt befindlichen Kunſtwerke. Die Gemälde ſind zwar nach der Gallerie gebracht worden, aber es ſind noch verſchiedene Kunſtwerke in Erz, Holz u. ſ. w. vorhanden; nicht weniger eine beträchtliche Sammlung von geſchnittenen Steinen.

5) Das K. K. Münzkabinet. Ich hätte dieſe weltberühmte Sammlung auch in dem Abſchnitte

*) Die Schatzkammer iſt in dieſe beide Theile eingetheilet. S. Verſuch einer Beſchreibung der K. K. Schatzkammer zu Wien. Nürnberg 1771. 8.

ſchnitte von der Gelehrſamkeit anführen können; denn ſie hat zu Erläuterung der Geſchichte und mehrerer Theile der Gelehrſamkeit einen ſehr wichtigen Nutzen. Doch iſt der Vortheil den die bildenden Künſte daraus ziehen können, auch nicht gering. Schon im 16ten Jahrhundert war dieſe Sammlung beträchtlich. Nachher ward ſie durch den berühmten Buſbeck vermehret. Unter Karl VI. ward das Münzkabinet der Kartauſe zu Rom, und die Sammlung des Grafen v. Paar dazu gekauft. Unter Maria Thereſia ward ſie noch gar ſehr vermehret, beſonders durch die Granelliſche Sammlung; ſo daß ſie jetzt über 40,000 Münzen enthält, darunter ohngefähr 22,000 antike ſind. Sie ſtand ſonſt in einem Zimmer bey der Kaiſerl. Bibliothek. Im Jahr 1755 aber wurden dieſem Kabinette anſtändige Zimmer auf dem Korridor hinter der Bibliothek angewieſen, wo es noch ſtehet. Es ward von *Valentin du Val* und von den beiden gelehrten Jeſuiten Erasmus Fröhlich und Joſeph Khell in die jetzige ſyſtematiſche Ordnung gebracht. Schon 1755 wurden die vorzüglichſten antiken Münzen beſchrieben und zum Theil in Kupfer geſtochen;*) und im Jahre 1779 gab der jetzige gelehrte Vorſteher Hr. Abbe Joſeph Eckhel ein vollſtändiges Ver-

*) Numismata Cimelii Caeſarei Regii Auſtriaci Vindobonenſis, 2 partes. Vindobon. 1755 II Bde. in gr. fol.

Verzeichniß desselben heraus. *) Der gelehrte Piarist P. Adaukt Voigt hat angefangen, die deutschen Münzen des Mittelalters, **) welche hier vorhanden sind, zu beschreiben. Als ich dieses Kabinet besah, war ich nicht so glücklich, den Hrn. Abbe Eckhel daselbst zu finden; ich war aber in Gesellschaft eines andern großen Münzkenners des Hrn. Kanonikus Neumann, welcher 1783 zum Aufseher der modernen Münzen dieser Sammlung ernennt worden ist.

6) Die Fürstl. Kaunitzische Gemäldesammlung, in dem Landhause des Fürsten zu Mariahilf, welche durch die beträchtliche Gemäldesammlung, die der Fürst auf seinem Schlosse Austerlitz ***) in Mähren hatte, ist vermehret worden. Vermuthlich wird der Hr. von Mechel auch davon eine Beschreibung geben. Der Fürst selbst ist bekannt-

*) Catalogus Musei Caesarei Vindobonensis Numorum veterum, distributus in Partes II. quarum prior Monetas Urbium, Populorum Regum; altera Romanorum complectitur. Disposuit et descripsit *Josephus Eckhel*, eidem Museo Praefectus &c. Vind. 1779 II Bde. in gr. fol.

**) Numi Germaniae medii aevi qui in numophylacio Caes. Vindobonensi adservantur. Eos in Ord. Chronol. disposuit, descripsit, illustravit *Adauctus Voigt*. Pars prior Vienn. 1783. gr. 8.

***) S. Bernoulli Samml. v. Reisebeschreibungen XII. Band S. 260.

kanntlich ein feiner Kenner von Gemälden. Unter vielen schätzbaren Stücken schienen mir besonders im Wohnzimmer drey heilige Familien merkwürdig. Die mittelste von Raphael zog meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Die Madonna ist eine herrliche Figur. Daselbst sieht man auch das Bildniß des Fürsten in ganzer Statur, wie er neben dem Brustbilde der Kaiserinn Maria Theresia stehet. Die höchstsel. Kaiserinn Königinn hat Ihm 1780 dieß Bildniß geschenkt. In einem andern Zimmer ist eine Anzahl schöner Bildnisse von berühmten Personen. Besonders frappirten mich die Physiognomien des K. Philipps II. von Spanien, des Kortes, und des D. Juan d'Austria, deren Bildnisse nebeneinander hängen. Der Fürst besitzt auch eine sehr beträchtliche und auserlesene Sammlung von Kupferstichen.

7) Die Fürstl. Lichtensteinische Gemäldesammlung. Diese vortrefliche Sammlung ist im dritten Geschosse des herrlichen Fürstl. Lichtensteinischen Pallastes in der vordern Schenkenstrasse, in einem großen Saale und zwölf Zimmern, aufgestellt. Der Fürst Johann Adam sammlete sie im Anfange dieses Jahrhunderts, und machte sie zum Fideikommiß der Fürstlichen Familie. Der Fürst Joseph Wenzel, welcher sich in Italien viel Kunstkenntnisse erworben hatte, vermehrte die Gallerie mit vielen vorzüglichen Stücken, und ließ von dem damaligen Aufseher der Gallerie dem Bildnißmaler Vincenz Fanti eine vollständige Beschreibung

hung derselben machen, welche 1767 in 4to gedruckt ward. *) Da aber der jetzt regierende Fürst Franz Joseph sie mit verschiedenen beträchtlichen Stücken, welche in dem Fürstl. Pallaste in der Rossau und in dem Lustschlosse Feldsperg gewesen war, besonders mit neunzehn mythologischen Gemälden von dem bolognesischen Maler Marko Anton Franceschini vermehrte; so wurden nun die sämmtlichen Stücke in eine andere Ordnung gesetzt; und der jetzige Aufseher der Gallerie, der Landschaftmaler Hr. Anton Dallinger, verfertigte eine neue Beschreibung, wobey das Werk des Fanti zum Grunde geleget ward, und welche der Abbate Lucchini ins Französische übersetzte. Sie ward 1780 zu Wien gedruckt. **) Beide Werke kann man nicht kaufen, sondern sie werden von dem Fürsten verschenkt. Zufolge der letzten Beschreibung waren 1780 hier 713 Gemälde und 138 Werke der Bildhauerkunst vorhanden; doch sind noch verschiedene Stücke nachher hinzugekommen.

Da ich diese vortrefliche Sammlung mit der Beschreibung in der Hand sehr aufmerksam betrach-

*) Descrizione completa di tutto cidche ritrovasi nella Galleria di Pittura e di Scultura di S. A. Giuseppe Venceslao Principe di Lichtenstein. Vienna 1767. 4to.

**) Description des Tableaux & des Pieces de sculpture que renferme la Gallerie de S. A. François Joseph Prince de Lichtenstein. Vienne 1780. gr. 8.

er habe, ſo will ich wenigſtens einige meiner Bemerkungen hieher ſetzen.

S. 30. Im erſten Zimmer Nro. 58. Chriſtus der das Kreuz träget, von Leonard da Vinci, iſt ein ſehr ſchönes Gemälde: im Geſicht ein ſeltener Ausdruck.

S. 63. Im dritten Zimmer Nro. 171. 172, ſind nicht von Sewald, ſondern von dem bekannten Chriſtian Seibold, der K. K. Kabinetsmaler war. Seine Manier fällt ſehr in die Augen, und auf Nro. 171 hat er auch geſchrieben: C. Seibold pinx. 58 Jahr *) 1761 geb. zu Mainz.

S. 103. Die im fünften Zimmer befindlichen 19 mythologiſchen Gemälde von Franceschini ſind ein überaus ſchöner Zuwachs der Gallerie. Die Figuren ſind treflich gezeichnet, und voller Grazie; ſonderlich ſind Nro. 296 und 304 vorzüglich ſchön.

In eben dieſem Zimmer ſiehet man einen Abguß in Erz von dem ſchönen ehernen antiken Antinous mit ausgeſtreckten Armen, deſſen Original im Garten zu Sansſouci bey Potsdam ſtehet. **) Der Fürſt Joſeph

*) Fueßli in ſeinem Künſtlerlexicon ſagt: Seybold ſey 1768 zu Wien im 71ten Jahre ſeines Alters geſtorben. Wenn er aber 1761 nur 58 Jahre alt war, ſo war er 1768 nur 65 Jahre alt.

**) Man ſiehet hier noch die Ueberbleibſel der Wirkung der ehemaligen Keuſchheitskommiſſion in Wien. An dieſer Statue, an einem ſchlafenden Kupido von Franz Bonanni, und an manchen andern Statuen ſind die Geburtsglieder mit Papier beklebt.

seph Wenzel von Lichtenstein kaufte das Original in Italien. Da er damals nicht soviel Vermögen als Liebe zur Kunst hatte; so ließ er unter andern diese schöne Statue an den König verkaufen. Ehe sie aber nach Potsdam abgeschickt ward, formte sie jemand in Italien heimlich ab. Da nachher die Hauptlinie des Lichtensteinischen Hauses mit dem Fürsten Johann Karl ausstarb, und Joseph Wenzel regierender Fürst ward, hätte er gern diese Statue wieder gehabt. Da dieses aber nicht angieng, so ließ er sie in Italien nach der gemachten Form abermals in Erz ausgießen, und setzte diesen Abguß in seine Gallerie.

S. 119. Die mit Wasserfarbe gemalte Vorstellung des Thurmbaus zu Babel ist in seiner Art ganz vorzüglich schön, wegen der überschwenglichen Menge kleiner und wohlgezeichneter Figuren.

S. 164. Im siebenten Zimmer ist Nro. 567. die Figur der Madonna sehr schön. Wenn aber der Katalogus an diesem Gemälde la beauté du Dessein lobt, so hätte vielmehr angemerkt werden sollen, daß vieles sehr verzeichnet ist, besonders eine Figur rechts deren Rücken man siehet.

S. 174. Im achten Zimmer Nro. 508. die schlafende Venus von Franceschini ist schön, besonders der Ausdruck im Gesichte des schlummernden Kupido ist ganz allerliebst.

S. 177. Nro. 583. Der liegende Kupido von Guido Reni ist treflich. Schade daß er zwischen den beiden Festern nicht im Lichte hängt.

S. 212. Im zehnten Zimmer Nro. 650. das Bildniß der Prinzessin Maria Louisa von Taxis, von Vandyk, ist ausbündig schön. Dieß Gesicht konnte ich nicht genug anschauen. Es ist darinn ein wahrer Charakter von Weiblichkeit, Grazie und Ruhe. Alle Bildnisse in diesem Zimmer sind vortrefflich. Nro. 671 von Albani ist ausbündig schön.

S. 223. Im eilften Zimmer, die von Theseus verlassene Ariadne auf einem Felsen sitzend, von Guido Reni. Unsere Schauspielerinnen, welche in Benda's Ariadne auf dem Theater mit den Händen fechten und herumrasen, wenn sie vielmehr tiefe zärtliche Empfindung zeigen solten, möchten wohl das Große und Innige dieser Ariadne betrachten, und wenn es möglich wäre, sich einprägen. Je mehr man diese herrliche Figur anschauet, desto mehr ziehet sie an sich.

Das zwölfte und letzte Zimmer ist ganz voll Meisterstücke. Die Geschichte des Decius in sieben Gemälden von Rubens ist vortreflich. Besonders schön sind Nro. 708, 710, 711; und Nro. 712, das Leichenbegängniß des Decius von Rubens verdienet allein einige Tage lang studieret zu werden. Ich konnte mich fast nicht davon losreißen.

Der große Saal, welcher den Eingang zu den Zimmern macht, in denen die Gemäldesammlung aufbehalten wird, ist von einem edlen Verhältnisse, 70 Fuß lang, 35 breit, und 40 hoch.

8) Se. Exzellenz der Graf Karl Palffy, Königl. ungarischer Vicekanzler, hat in seinem Pallaste

laste in der Stadt eine beträchtliche Sammlung von Kupferstichen, worunter viele alte rare Stücke sind.

9) Die Gräfl. Schönbornische Sammlung von Gemälden, welche in dem Gartenpallaste in der Alsergasse Nro. 14. befindlich ist, und 7 bis 8 Zimmer einnehmen soll. Da sie in keiner von den vielen Beschreibungen von Wien angeführt ist, so war sie auch mir damals noch unbekannt, und ich habe sie daher nicht gesehen. Ich führe sie aber an, um darauf aufmerksam zu machen. Sie rührt von dem großen Liebhaber der Künste, Grafen Friedrich Karl, Reichsvicekanzler und Bischof von Bamberg und Würzburg her. *)

10) Das de Francesche Kabinet von Münzen, Gemmen, Statuen und andern Alterthümern. Es gehört jetzt dem Hrn. Reichshofrathe von Heß und seiner Gemahlinn, geb. Baronesse von Cannengießer. Dieses sehr schätzbare Kabinet, welches unter Privatsammlungen sehr wenige seines Gleichen haben wird, ward von Joseph de France Kaiserl. Königl. Kammerrath und Oberaufseher der K. K. Schatzkammer und des K. K. Münzkabinets, der 1761 gestorben ist, gesammlet. Die Erben, welche diese ansehnliche Sammlung verkaufen wollen, haben davon ein ausführliches Verzeichniß **) drucken

*) S. Meusels Miscellaneen VI. St. S. 32.

**) Musei Franciani Descriptio; Pars I. comprehendens Numismata & Gemmas Lipſ. 1781 gr. 8. Pars II. com-

drucken lassen. Die Münzen hat der berühmte Aufseher des K. K. Münzkabinets Hr. Joseph Eckhel beschrieben. Zu Beschreibung der Gemmen *) und der übrigen Alterthümer ward Hr. Prof. Reiz aus Leipzig ausdrücklich nach Wien berufen, wo er sich deshalb auch über ein Jahr aufhielt. Er hat auch den ersten Band des Verzeichnisses herausgegeben, worinn des Hr. Eckhels Beschreibung von 1688 Münzen und seine eigene Beschreibung von 2507 geschnittenen Steinen enthalten ist. Den 2ten Theil hat der Hr. Rektor Martini in Leipzig aus den Schriften des Hrn. Professor Reiz herausgegeben, und eigene Beyträge hinzugethan. In diesem Bande sind beschrieben 735 große und kleine Statuen von Erz, Marmor, Elfenbein, u. s. w. (der kleinen sind die meisten); 261 Köpfe und Brustbilder, 269 halb erhobene Arbeiten; 92 Gefäße, Becher und Schüsseln, 307 Instrumente

comprehendens Signa, capita, & imagines quas promomas vulgo appellant, anaglypha s. caelata opera, vala, pocula, pateras, aliam suppellectilem, & instrumenta, res varias & miscellas. Lipsi. 1783 gr. 8.

*) Einer derselben, Nr. 970, ein orientalischer Achat, auf welchem der Kopf des Alexanders nebst verschiedenen Schlachten vorgestellt ist, ist vergrößert auf einem Foliobla gestochen. Es ist viel darüber gestritten worden, ob dieser Stein ächt ist, besonders, da die Schlachten mit den bekannten Schlachten des le Brün eine auffallende Aehnlichkeit haben.

mente und kleine Geräthschaften, 407 Dinge von verschiedener Art, so daß das ganze Kabinet aus 6266 Stücken bestehet. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, es sey die Sammlung von geschnittenen Steinen nach England verkauft worden; ich habe aber nicht zuverläßig erfahren, ob es andem ist.

Es sind noch mehr Sammlungen von Kunstwerken in Wien, die ich nicht anführen kann, um nicht zu weitläuftig zu werden, und weil ich sie nicht gesehen habe. So besitzt z. B. der K. K. Cabinetsrath Hr. Oberstlieutenant v. Wöber eine ausgesuchte Sammlung von Gemälden. Der schon erwähnte Hr. Kanonikus Neumann hat eine auserlesene Sammlung von antiken Münzen; besonders ist seine beträchtliche Sammlung von falschen antiken Münzen sehr merkwürdig, da sie zu Entdeckung der verschiedenen Arten des Betruges, mit welchen Münzliebhaber und zuweilen auch Kenner hintergangen werden, dienen kann.

Der K. K. Hofrath und geheime Reichsreferendarius Hr. von Gundel, welcher bey meiner Anwesenheit starb, hatte eine überaus treffliche Sammlung von Kupferstichen, welche sich auf 70,000 Stück belief. Er machte ein seltsames Testament, in welchem er diese ansehnliche Sammlung demjenigen vermachte, welcher für ihn die meisten Seelenmessen werde lesen lassen. Ein solches der Geistlichkeit sehr angenehmes Testament würde

wurde unter der vorigen Regierung den Hrn. von Gandel in einen besondern Geruch der Heiligkeit gebracht haben. Ich fand in der Wiener Zeitung: „Man sey gesonnen den 25. April 1783 die„se Sammlung unzertheilt den Meistbietenden „käuflich hindanzulassen.“ Es ward zwar nicht angezeigt, welche Art von Valuta der Meistbietende geben solle; aber ich darf doch wohl voraussetzen, daß man nicht den Meistbietenden an Seelenmessen, sondern den Meistbietenden an baarem Gelde gemeint habe. Wenigstens ward hernach diese Sammlung wirklich für 12,400 Fl. an den Fürsten Ludwig von Lichtenstein verkauft, und das Geld zur Religionskasse geschlagen.

11) Diejenigen unter den vorzüglichsten Künstlern in Wien, welche nebst ihren Kunstwerken ich habe kennen lernen, werde ich hier nennen. Daß noch mehrere verdiente Künstler dort vorhanden sind, versteht sich von selbst. Es wäre zu wünschen, daß ein Kunstkenner in Wien uns von allen dortigen Künstlern und von ihren vorzüglichsten Werken eine genaue Nachricht geben wolte.

Hr. Jakob Adam Kupferstecher. Dieser Künstler ist selbst in Wien, seinen großen Verdiensten nach, nicht genug bekannt und geschätzt. Ich konnte seine Wohnung nur mit vieler Mühe erfragen. Er hat Bildnisse verfertiget in einer fleißigen punktirten Manier, welche an Sauberkeit den Fiquetschen nahe kommen. Seine beiden besten mir bekann-

bekannten Bildnisse sind, die des berühmten Dichters von Denis 1781 und des eben so berühmten Hrn. Hofraths von Born 1782. Mich wundert, daß ein so geschickter Künstler nicht Mitglied der Akademie ist. Er hat sich lange mit elenden Handarbeiten, z. B. mit Heiligenbildern, mit den Trachten von Wien, mit den sogenannten Cris de Vienne u. d. gl. beschäftigen müssen, worunter doch einige nicht schlechte Blätter sind. Er hat auch versucht historische Vignetten zu Büchern zu machen, welche ihm aber nicht gelingen.

Herr Friedrich Wilhelm Beyer. Er ward 1729 in Gotha gebohren, bildete sich in Paris und Rom, und kam in herzogl. Wirtenbergische Dienste; von Stuttgard gieng er nach Wien. Von den vortreflichen Statuen dieses Künstlers, der unter die vorzüglichsten in Deutschland gehöret, habe ich schon oben S. 93. etwas gesagt. Seine Gattinn Gabriele gebohrne de Bertrand aus Lüneville in Lothringen gebürtig, ist eine geschickte Pastelmalerinn, und so wie er, Mitglied der Akademie der bildenden Künste.

Herr Joseph Ceracchi aus Rom gebürtig. Er machte 1780 auf Befehl des Kaisers das schöne marmorne Brustbild des Fürsten Kaunitz, welches in dem goldnen Kabinette des Belvedere aufgestellt worden. Hernach verfertigte er auf gleichen Befehl die marmornen Brustbilder der Feldmarschalle Lascy und Laudon.

Herr Johann Donat, Bildnißmaler. Er reisete 1779 nach Teschen, wo er die Bildnisse der sämmtlichen damals der Friedenshandlung wegen dort versammleten Gesandten malte. Von denselben hat Adam nach ihm das Bildniß des K. Preuß. Gesandten des Freyherrn von Riedesel, den als Schriftsteller und als Freund Winkelmanns ganz Deutschland kennt, in Kupfer gestochen.

Herr Franz Eckher. Er ist eigentlich ein junger Wundarzt, der aber gar sehr viele Bildnisse mit schwarzer Kreide gezeichnet hat. Sie sind zuweilen ein wenig hart, aber gut getroffen.

Herr Martin Fischer, ein geschickter Bildhauer. Er ward auf Kosten der höchstsel. Kaiserinn nach Italien gesendet. Es stehen von ihm 2 Statuen auf dem neuen Flügel des Rathhauses. Auch hat er einen Gladiator in kleiner Natur für den K. Preußischen Residenten Hrn. Jacobi gemacht.

Herr Johann Baptist Hagenauer *), Bildhauer. Er ist vormals in Salzburg gewesen, wo

*) Er ist bey der Akademie Direktor der Erzverschneiderklasse; hingegen Direktor nicht allein der Maler, sondern auch der Bildhauerklasse war 1781 Hr. Grunbach ein Maler. Dieß scheint ein wenig sonderbar. So ist auch bey der Akademie die Stelle eines Lehrers (die Direktoren

er viele große Werke gemacht, und zum Theil in Erz hat gießen lassen, besonders einen großen Brunnen, der mit vielen Figuren gezieret ist. Auch stehet von ihm in Salzburg eine kolossalische Bildsäule des Kaisers Sigismund über einem Stadtthore, das durch einen Felsen gehauen ward. In Schönbrunn hat er verschiedenes gearbeitet. Ich sah bey ihm in einem großen Saale viele schöne Modelle von seiner Arbeit die ihm Ehre machen. Er hat auch eine Art von Manufaktur von gypsenen Statuen, die er durch verschiedene Leute gießen und zusammensetzen, und zum Theil auf Marmorart glätten, zum Theil bronziren läßt. Die größten Stücke dieser Art werden in Kasten in festgestopfte Sägespähne gepackt und weit versendet. Ich sah eben eine kolossalische Statue des heil. Paulus zusammensetzen, die für den Altar einer Kirche in einer Landstadt bestimmt war. Mir schien die Stellung, besonders auch das Gewand etwas trocken. Die weiblichen Figuren scheinen diesem Künstler am besten zu gerathen. Sie haben viel Anmuth, und gleichen sehr oft in einzelnen Theilen der Venus von Medicis. Er unterweiset auch an den Sonn- und Feyertagen Nachmittags einige Handwerker in Zeichnung von Verzierungen.

Kurz Herr

rektoren lehren in Wien so wenig bey der Akademie als bey der Universität) der Bildhauerkunst nicht besetzt, da doch in Wien so geschickte Bildhauer sind; und der Lehrer der Baukunst ist Hr. Bauer, Fischer ein Maler.

Herr Joseph Hickel, ein vortrefflicher Bildnißmaler, aus Böhmischleipe in Böhmen gebürtig. Er ist K. K. Kammermaler, und hat den Kaiser, die Personen des Kaiserl. Hauses, und die berühmtesten Minister und Generale oft gemalt. Das Bildniß des Kaisers, welches im Zimmer des Königs im neuen Schlosse zu Sanssouci stehet, ist von ihm. Er hat vermuthlich den Liebhabern zu gefallen eine helle angenehme Manier gewählt, die aber doch natürlich und nicht ohne Kraft ist. Die Zeichnung seiner Figuren ist korrekt und mannichfaltig. Ich sah bey ihm Superporten, wie halberhobene Arbeiten gemalt, welche zum Täuschen waren; desgleichen verschiedene herrliche Bildnisse von Brandel und von Kupetzki. Er hat einen jüngern Bruder Franz, welcher an vielen Orten in Deutschland herumgereiset ist. Von dessen Arbeit sah ich in Manheim das Bildniß des dortigen Kupferstechers Hrn. Verhelst, einen Kopf voll Kraft und Anmuth.

Herr Ferdinand von Hohenberg (oder Hochenberg, ich fand seinen Namen auf beiderley Art geschrieben), K. K. Hof- und Fürstl. Kaunitzischer Architekt, gebohren zu Wien 1732. Er hat viele Gebäude in Wien gebaut; ich habe aber nicht eigentlich erfahren können, welche von ihm sind. Am Schlosse zu Schönbrunn hat er gearbeitet. Vermuthlich ist auch das schöne Landhaus des Fürsten Kaunitz in Mariahilf von ihm. Er hat ehemals auch Theatermalereyen gemacht, wie in Füßli's Künstlerlexikon gesagt wird.

Herr

Herr Johann Jacobe, ein Schwarzkunstarbeiter, 1733 zu Wien gebohren. Er hielt sich, als ich in Wien war, schon seit einiger Zeit in England auf, wo er seine vorher etwas trockene Manier sehr verbessert hat. Daselbst hat er das Bildniß des Otaheiters Omai, desgleichen der Miß Monkton in schwarzer Kunst gemacht. Er ist seitdem nach Wien zurückgekommen.

Herr Ignaz Jetzl K. K. Münzgraveur.

Herr Klemens Kohl, ein guter Kupferstecher. Das von ihm gearbeitete Bild des jetzt regierenden Herzogs von Braunschweig nach Graf macht ihm Ehre.

Herr Johann Ernst Mannsfeld, ein geschickter und sehr fleißiger Kupferstecher, gebohren zu Prag 1738. Man hat von ihm eine ziemliche Anzahl gut gestochener Bildnisse in Oktav von den vornehmsten östreichischen Ministern, Generalen und andern Staatsbedienten, desgleichen von wienerischen Gelehrten und Künstlern. Auch hat er verschiedene gute große Blätter gearbeitet. Eins der vorzüglichsten ist das Bildniß des K. Großbrit. Gesandten zu Wien, Sir Robert Murray Keith nach Graf.

Herr Christian von Mechel aus Basel. Seine großen Verdienste um die K. K. Bildergallerie zu Wien habe ich schon oben S. 494. gerühmt.

Herr Achaz Rähmel, ein Bildnißmaler aus Berlin gebürtig. Er bildete sich hier nach der Madame Matthieu, nachherigen Frau von Gase; hielt sich eine Zeitlang in Prag auf, wo er viel Bildnisse malte; und setzte sich endlich in Wien.

Herr Ulrich August Reddeslob, Münz- und Medaillengraveur-Adjunkt. Er hat die Aufsicht über die neun Stempelschneider, welche die Stempel zu den Kurrentmünzen schneiden, worunter auch ein Taubstummer ist. Herr R. zeigte uns mit vieler Gefälligkeit die Arbeiten derselben, so wie auch viele Stempel von ehemals auf Kaiserl. Befehl geprägten Denkmünzen. Es war uns aber nicht erlaubt das Prägen der Münzen selbst zu sehen, ohnerachtet wir um die Erlaubniß darum angesucht hatten, und sie uns auch war versprochen worden. Ich muß sonst rühmen, daß man uns in Wien nichts versagt hat, was wir zu sehen verlangt haben. Ich weiß also nicht, warum man diesesmal aus einer Sache ein Geheimniß machte, deren mechanische Einrichtung wohl so ziemlich allenthalben bekannt ist. Ich würde auch gar nicht um die Erlaubniß sie zu sehen, angesuchet haben, wenn ich nicht geglaubet hätte, die Kaisergroschen würden noch, wie sonst, vermittelst einer Walze geprägt, welches Walzenwerk ich sonst noch nicht gesehen hatte, da es jetzt nicht mehr gewöhnlich ist. Ich hörte aber nachher, daß auch hier schon seit langer Zeit die kleinen Münzen auf gewöhn-

wöhnliche Art geschlagen werden; und konnte mich daher über die versagte Erlaubniß um so viel eher trösten.

Herr Kaspar Franz Sambach, aus Breslau gebürtig, wo er 1715 gebohren ward. Er malte Bastreliefs in de Witts Manier sehr gut. Sein Sohn Christian ist ein Bildnißmaler.

Herr Jakob Schmutzer. Seine Kupferstiche, besonders das Bildniß des Fürsten Kaunitz, sind allen Kennerer bekannt.

Herr Christian Vinazer, aus Gardena in Tirol gebürtig, K. K. Medaillen-Graveur. Er hat sehr schöne Denkmünzen geschnitten. Eins seiner letzten Werke war ein sehr schönes und ähnliches Bild des Fürsten Kaunitz in Profil, welches Mannsfeld in Kupfer gestochen hat. Er starb 1782. Sein Sohn oder Bruder Hr. Joseph Vinazer ist noch K. K. Münzgraveur.

Herrn Ignaz Unterberger, einen allgemein gerühmten Historienmaler, habe ich leider! nicht kennen gelernt.

Herr Johann Nepomuk Würth, K. K. Kammer-Medailleur und Ober-Münz- und Medaillen-Graveur. Er ist einer der treflichsten Medailleure

heilleute, die jetzt leben. Er hat schöne Denkmünzen geschnitten, besonders auf den Teschner Frieden und auf den Tod der höchstsel. Kaiserinn Maria Theresia. In der Amtswohnung, die er in dem K. K. Haupt-Münzamt bewohnt, sah ich schöne Modelle von Mathäus Donner, desgleichen ein großes Brustbild des Kaisers Karl VI. in halberhabener Arbeit von eben demselben.

Ich kann nicht umhin, hier einiger Frauenzimmer in Wien zu gedenken, welche sich mit den bildenden Künsten, als mit einem edlen Zeitvertreibe beschäftigen. Ihre Excellenz die Frau Gräfinn von Dietrichstein, geb. Gräfinn v. Thun, Gemahlinn des Kaiserl. Oberstallmeisters, hat vorzügliche Talente im Zeichnen und Malen. Ich sah bey Ihrem Hrn. Gemahle ein schönes Historienstück eines italiänischen Malers, welches diese Dame meisterhaft kopirt hatte. Die Frau von Sonnenfels, Gemahlinn des berühmten Schriftstellers, ist im Stricken und Zeichnen, eine Schülerinn von Schenelli. *) Ich habe von ihr Arbeiten gesehen, die ihr Ehre machen. Die Frau von Matolay, eine der schönsten Frauen in Wien, zeichnet auch sehr artig.

Die

*) Joseph Schenelli, aus Aachen gebürtig, ein Mann, der die Kunst des Stickers mit dem Talente des Malers vereinigt. Er stickt besonders Gemälde von Blumen und Früchten, deren Ansehen mit der Natur wetteifert. Er war Mitglied der Akademie zu Wien, und wohnt jetzt zu Berlin, mit Pension des Königs.

Die jungen Künſtler pflegen in Wien durch Lehrunterricht ihren Unterhalt zu ſuchen; Nicht nur Fürſten und Grafen, ſondern faſt jeder bemittelte Bürger läßt ſeine Kinder im Zeichnen unterrichten. Und weil in Wien dazu in öffentlichen Schulanſtalten (Privaterziehungsanſtalten ſind in Wien nicht vorhanden) nur ſchlechte Anweiſung iſt, ſo ſind bemittelte Eltern genöthigt ihre Kinder durch Privatlehrer unterrichten zu laſſen. Für 12 Stunden bezahlt man einen Souverain'or. Der oben erwähnte Hr. Kohl, ein Schüler des Hrn. Schmutzer wird am meiſten geſucht. Unter deſſen Lehrlingen haben ſich die Kinder Sr. Excell. des Hrn. Landmarſchalls Grafen v. Pergen am meiſten hervorgethan.

Als ein Anhängſel von den bildenden Künſtlern muß ich noch wohl der Schattenbildmacher erwähnen. Lavater hat durch ſeine Phyſiognomik die Sucht nach Schattenbildern, beſonders nach den verkleinerten, in allen großen und kleinen Städten Deutſchlandes allgemein gemacht, ſo daß ſie bey hunderttauſenden ſeitdem ſind gemacht worden. Dieſe allgemeine Mode hat in ſehr vielen Städten eine Anzahl von Menſchen hervorgebracht, welche das Schattenbildmachen als ein Gewerbe betreiben. Sie möchten gerne Künſtler heißen, ohnerachtet die allermeiſten faſt nichts von irgend einer Kunſt wiſſen; und nicht einmal die genaue Achtſamkeit, und die feſte und ſichere Hand beſitzen, welche die einzigen Erforderniſſe ſind, wenn Schat-

tenbilder gut gemacht werden sollen. Auch in Wien wird das Schattenbildmachen sehr im Großen getrieben. Aber die Leute, welche es als ein Gewerbe üben, wollen nicht Schattenbildmacher heißen, sondern geben sich Namen, die sie als Künstler ankündigen sollen.

Herr Löschenkohl, von dem ich schon oben S. 456 angeführt habe, daß er das Schattenbildmachen bis an dessen äußerste Gränzen und noch darüber treibt, nennt sich einen Graveur. Vermuthlich will er dadurch anzeigen, daß er seine Schattenpersonen auch in Kupfer ätzt. Denn er macht, wie ich schon erinnert habe, nicht bloß Schattenbilder von Gesichtern, sondern auch Schattenabbildungen von ganzen Figuren, und ganze Zusammensetzungen von Schattenfiguren; ja er sucht sogar diese Schattenrisse ins Leben zu bringen, indem er den Umriß radirt, Augen und Ohren zierlich fleiß hineinzeichnet, und mit allen in der Natur zu findenden Farben illuminirt. Man kann von den Werken dieses sonderbaren Künstlers sagen, daß sie entweder sehr schwarz oder sehr bunt sind. Ein Mittel dazwischen giebt es nicht.

Zwey andere Schattenbildmacher nennen sich Zeichenmeister. Der eine ist ein Franzose Namens Franz Gonord, und der andere ein Deutscher Namens Franz Deuwel. Der Franzose machte bey meiner Anwesenheit eine Nachricht in Patentformate bekannt, auf welche oben das ganze K. K.

Wapen

Wapen geſetzet war. In derſelben kündete er an, daß er tauſend Schattenbilder von Perſonen von Diſtinktion in Druck geben, und eine Abhandlung über die Phyſiognomie hinzufügen wolle. Dieſes ſolte 2 Bände in 8. ausmachen, und nicht weniger als 12 Fl. 40 Kr. koſten. Das luſtige war, daß diejenigen, welche die erſten Abdrücke verlangten, beſonders pränumeriren ſolten. Die erſten Abdrücke von Schattenbildern ſollen Vorzüge haben! Hat man je ſo etwas gehört! Dieß iſt eine ungereimte Folge davon, daß das Schattenbildmachen für eine Kunſt gehalten wird. Uebrigens kann ich Hrn. Gonord das Zeugniß geben, daß alle ſeine Schattenbilder von mir bekannten Perſonen verzagt, unſicher und ſteif waren. Seiner Abhandlung über die Phyſiognomie wird vermuthlich niemals Aufmerkſamkeit erwecken. Ich weiß nicht, ob ſie wirklich herausgekommen iſt, wenigſtens habe ich ſie auf wiederhohlte Nachfrage nicht erhalten können. Auf dem Titel eines Verzeichniſſes der Schattenbilder, die er zu verkaufen hat, nennt er den Storchſchnabel, cet inſtrument ſi *rare* & ſi *peu connu*, qu'on appelle ſinge ou *pentographe* (ſoll *pantographe* heißen). Ich dächte, dieſes Inſtrument wäre jedermann bekannt genug.

Von Hrn. Franz Deuwel kann ich weiter nichts ſagen, als daß er, weil er nur ein Deutſcher iſt, (ce n'eſt qu'un Allemand!) nur halb ſoviel Bezahlung nimmt als der Franzoſe. Denn bey ihm koſtet ein gewöhnliches Schattenbild 10, und bey dem Franzoſen 20 Kreuzer.

Zehn-

Zehnter Abſchnitt.

Von der Muſik in Wien.

Wer der Muſik wegen reiſen will, muß nicht im Sommer, ſondern im Winter reiſen. Die vorzüglichſten Koncerte und muſikaliſchen Schauſpiele hört man im Winter. Die großen Herren, die Kapellen halten, genießen im Sommer der Landluft und beſchäftigen ihre Muſik nicht. Die Virtuoſen ſind alsdann auf Reiſen u. ſ. w. Ich habe alſo bey weitem nicht alles ſehen und hören können, was in Wien in Abſicht auf Muſik merkwürdig iſt. Da ich aber von meiner erſten Jugend an für gute Muſik die innigſte Empfindung gehabt habe, ſo bin ich auch in Wien auf alles, was Muſik betraf, und beſonders auf dasjenige, was in der dortigen Muſik charakteriſtiſch ſeyn möchte, aufmerkſam geweſen; ſoviel mir die Menge anderer Gegenſtände, die meine Aufmerkſamkeit erforderten, erlaubte. Was ich bemerkt habe, will ich mittheilen.

Schon Kaiſer Leopold zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und Kaiſer Karl VI. in dem itzigen, waren Kenner und Liebhaber der Muſik. Die italiäniſchen Veränderungen und Verbeſſerungen der Muſik kamen früh nach Wien. Karl VI. hielt eine ſtarke Kapelle, und nebſt den vielen Kirchenmuſiken ließ er viele große Opern aufführen; weshalb er

auch

auch den berühmten Metaſtaſio nach Wien berief. Sein erſter Kapellmeiſter war der berühmte Johann Joſeph Fux, der nicht allein Geſetzgeber der deutſchen Muſik im Kontrapunkte ward; ſondern auch, ungeachtet der mechaniſchen Strenge der Form des Satzes, die man ſich damals auferlegte, ein Komponiſt war, der erhabene Gedanken auszudrücken wußte. Derſel. Quanz, ein Mann, der, gewiß ſo ſehr als irgend ein Muſiker, über die Wirkung der Muſik bey der Aufführung, beſonders über die Wirkung der begleitenden Inſtrumente, die man nach itziger Gewohnheit meiſt nur wie Scherwenzel braucht, nachgedacht hatte, hat mir mehr als einmal mit großer Achtung von der Wirkung geſprochen, welche eine Oper von Fux, die er in ſeiner Jugend gehört hatte, ungeachtet ihrer damals ſchon etwas veralteten Schreibart, auf ihn gemacht hatte. Fux hatte auf die Muſik in Deutſchland, beſonders aber in Oeſtreich einen wichtigen Einfluß. Sein ernſthafter Stil, der einen zugleich ernſthaften und markirten Vortrag erfoderte, ward freilich im vierten und den folgenden Zehenten dieſes Jahrhunderts auf dem Theater durch den lieblichern Italiäniſchen Geſang verdrängt. Er erhielt ſich aber in den Kirchen, und noch 1781 fand ich die Spuren davon in Wien nicht ganz ausgelöſcht.

Die Muſik fieng nun (die Kirchenmuſik ausgenommen) an, nach und nach in Oeſtreich zu fallen. Wien hatte verſchiedene gute Komponiſten, aber kein ausgezeichnetes Genie, welches einem Seb.

und

und K. Ph. E. Bach, Telemann, Graun und Hasse, Männern, welche im nördlichen Deutschlande der Musik eine ganz neue Wendung gaben, hätte an die Seite gestellt werden können. Die Musik schmiegte sich endlich ganz an den sinnlichen Charakter der Nation an. Gassationen, Liederchen, Menuetten und Steyerische Tänze, galten bey Hohen und Niedrigen für Werke musikalischer Kunst; ernsthafte und erhabene musikalische Gedanken erregten Langeweile. Endlich stand ein Mann auf, dergleichen Oestreich lange nicht gehabt hatte, ein Mann von weitumfassender Einbildungskraft, reich an Erfindung, an neuen Wendungen und an edlem Gesange. Joseph Haydn fieng, wie es seine ersten Werke zeigen, im Geschmacke der gewöhnlichen Volksmusik an. Er wußte sich das Gute desselben eigen zu machen, aber erhob sich bald sehr weit über denselben. Seine Instrumentalstücke, besonders seine Symphonien und Quartetten haben einen unverkennlichen Stempel von Originalität, und die meisten seiner Singestücke zugleich die Anmuth eines simpeln und angenehmen Gesanges. Er fällt zuweilen, vermuthlich einem Theile seines Publikum zu gefallen, unvermuthet in den niedrigen ehemals allgemein beliebten Stil zurück; eine Gefälligkeit, die ein so großer Künstler nicht nöthig hätte. Er hat den Geschmack seiner Nation größtentheils umgeschaffen, und er darf es wagen ihn noch weiter zu führen.

Nach ihm haben Vanhall und Leopold Hofmann am meisten zur Bildung eines bessern musikalischen Geschmacks in Oestreich beygetragen. Gaßmann, ein Mann von ausbündigem Talente, starb in seinen besten Jahren, und lebt nur noch in seinen nicht genug bekannten und zum Theil verkannten Werken. Seine Oper Psyche ist eins der vorzüglichsten davon. Vanhall, ein Mann von feiner Empfindung, die bey ihm oft in Melancholey übergeht, hat diesen Charakter seinen Instrumentalkompositionen eingeprägt, welche Innigkeit und Sonderbarkeit verknüpfen. Sie würden zuweilen noch mehr Wirkung thun, wenn er sie etwas abzukürzen wüßte. Leopold Hofmann, Kapellmeister zu St. Stephan in Wien, ein guter Kirchenkomponist, hat besonders durch seine Violinkoncerte und andere Violinsachen, welche voll edeln Gesanges sind, das Verdienst, dieses Instrument, dessen Anwendung in Wien so gesunken war, zuerst auf seinen wahren Zweck, auf Ausdruck und Rührung, zurückgeführt zu haben.

Der Ritter Gluck ist unter den Wienerischen Tonkünstlern am berühmtesten; hat aber, obgleich in Wien, so wie allenthalben, höchst gepriesen, auf den musikalischen Geschmack daselbst, soviel ich bemerken können, keinen sehr merklichen Einfluß gehabt. Daß er ein Mann von sehr vorzüglichen Talenten ist, wird niemand läugnen, dem nicht Empfindung für Musik fehlt, und der von den besten Werken dieses berühmten Komponisten eines oder das andere gehört,

hört, oder auch nur in Partitur gesehen hat. Nachdem Gluck für die berühmtesten Theater Italiens eine ziemliche Anzahl Opern in der gewöhnlichen Art mit Beyfall geschrieben hatte, fieng er mit seinem Orpheus zuerst an, die Form der gewöhnlichen Opernmusik zu ändern; und mit seiner Alceste, welche in italiänischer Sprache 1768 zu Wien aufgeführt ward, kündigte er sein Vorhaben an, die Opernmusik selbst umzubilden, und sie auf ihren natürlichen Zweck, daß sie nemlich bloß den Sinn der Poesie weiter ausdrücken sollte, wieder zurückzuführen. Dieses Vorhaben, in sofern es Abschaffung von wirklichen Mißbräuchen betrifft, wird jedermann für sehr löblich erkennen. In Absicht der Ausführung aber, in wie fern es ganz auszuführen sey, und ob es Gluck bisher ganz ausgeführet habe, sind des großen Rühmens eines Theils des Publikum ungeachtet, die Meinungen der Kenner bis jetzt noch getheilt gewesen. Ich am allerwenigsten kann und will darüber etwas entscheiden. Indessen bin ich kein Freund des Nachbetens, und traue in Sachen der Musik, in Absicht auf dasjenige, was aus Partituren erkannt werden kann, bloß meinen Augen, und in Absicht der Aufführung, nur meinem eignen Gehöre und der Empfindung und Beurtheilungskraft, die ich durch vieljähriges Anhören und Vergleichen der besten musikalischen Werke erworben haben kann. Die Beschreibung einer Musik, besonders einer neuen Art von Musik, kommt mir so vor, wie die Beschreibung eines gegessenen Gerichts. Kommen beide von einem Kunstkenner, so wird dem

dem Musiker oder dem Koche ein Begriff von den Mitteln gegeben werden können, welche zu Erlangung einer neuen Art von Wohlgefallen sind angewendet worden. Will aber in beiden Fällen ein Dilettante das gehabte Wohlgefallen beschreiben, besonders es deklamatorisch beschreiben; so wird der Leser eigentlich nichts erfahren, sondern der musikalische Sinn wird so hungrig bleiben, wie der Gaum. Bis jetzt sind es aber nicht Musiker von Profession, sondern bloß Dilettanten gewesen, zum Theile gar solche, welche eigentlich nicht einmal Kenner waren, welche über Glucks Musik schrieben.

Ich habe die besten Stellen aus der Gluckischen Alceste von den besten Sängern der K. Kapelle in Berlin *) mit Begleitung der besten Instrumentisten derselben zweymal, und auch nachher dieselben sonst verschiedenemal von andern Personen, obgleich nicht so gut, aufführen hören. Ich habe mich unpartheyisch meiner Empfindung überlassen, und darüber nachgedacht. Die Talente dieses Komponisten zu verkennen, werde ich mir nie zu Schulden kommen lassen. Die Arie Misero che farò, ist mir unvergeßlich, so wie viele andere einzelne erhabne

*) Der König wollte 1770 diese Musik in Potsdam hören. Es wurden vorher in Berlin einige Proben gemacht, davon ich zwey hörte.

ne Stellen. Aber ich gestehe auch, vieles wollte mir nicht gefallen, verschiedenes schien mir sogar zweckwidrig. Im Ganzen schien es mir gar nicht, als ob mit dieser Form von Musik bisher außerordentliche Wirkungen erreicht worden wären. Ich sage dieß bloß aus Liebe zur Wahrheit. Ich habe Musikfreunde gesprochen, die in Paris die berühmte Iphigenie gehört hatten, und eben der Meinung waren. Irre ich, irren sie, so wird das offenherzige Geständniß unserer vielleicht mangelhaften Empfindung, dem berühmten Komponisten, dem der Beyfall so sehr vieler Leute in Wien und Paris ohnedieß schmeichelhaft genug ist, weiter nichts schaden können. Aber der Kunst kann es schaden, wenn diejenigen, welche Kunstwerke anhören, Empfindungen heucheln, die sie nicht haben. Dieß geschieht nur allzuoft; mir aber ist es um Wahrheit zu thun. Kann ich durch meinen Zweifel Gelegenheit geben, daß ich und andere von jenen bisher unbekannten Wirkungen der Gluckischen Musik überzeugt werden; so werde ich meinen Zweifel um so viel weniger bereuen; und werde alsdenn mit großem Vergnügen meine Ueberzeugung zu erkennen geben, und ihr folgen. Aber ohne Ueberzeugung und sogar wider meine Ueberzeugung bloß den Worten anderer nachzusprechen, ist überhaupt nicht meine Sache; und hier um destoweniger, da ich seit vielen Jahren mich geübt habe, musikalische Werke von sehr verschiedener Art, jedes in seiner möglichsten Wirkung zu empfinden, und was vielleicht wenige Zuhörer thun, über wiederholte Empfindung derselben nachzuden-

zudenken. Ich glaube also auf meine Empfindung eines musikalischen Werks nicht ein gänzliches Mißtrauen setzen zu dürfen.

Zwar sagen diejenigen, welche von den ausserordentlichen Wirkungen der Gluckischen Alceste mit enthusiastischer Wärme reden: Wenn man diese Musik nicht unter Glucks Anführung ganz vollkommen, so wie er sie gedacht hat, aufführen höret; so ist es eben so, als ob man sie gar nicht gehört hätte. Sie sagen: diese Musik muß ganz genau auf die von ihm selbst den Spielern beygebrachte Art aufgeführt werden, sonst thut sie nicht die rechte Wirkung, und niemand kann sodann von ihrem wahren Werthe urtheilen. Herr Gluck sagt selbst in der Vorrede zu seiner Oper Paride: „Durch „einige Veränderung im Ausdrucke könne aus ei„ner seiner schönsten Arien ein Marionettentanz „werden. — Eine mehr oder weniger ausge„haltene Note, ein nicht am rechten Orte an„gebrachter Vorschlag, könne in einer seiner „Opern eine ganze Scene verderben.“ Durch ein solches Vorgeben kann man freylich einem jeden den Mund stopfen, der nicht zu der Zeit nach Wien oder Paris reisen kann, wenn der Ritter Gluck seine Opern selbst aufführt. Wer nun aber dieses Glücks nicht theilhaftig werden kann, und doch viele andere Musiken gut und schlecht hat aufführen hören, wird glauben, daß zwar jede Musik mehr oder weniger verliert, wenn sie nicht auf die gehörige Art exekutirt wird, und daß eine jede Musik ungemein viel

gewinnt, wenn sie unter Anführung des Komponisten aufgeführt wird, der durch öftere Proben die Musiker genau gelehrt hat, wie er jedes will vorgetragen wissen. Aber wer in Beurtheilungen von Musiken kein Neuling ist, wird doch auch glauben, daß bey einer Musik, welche alles verlieren soll, wenn sie nicht auf die allervollkommenste Weise aufgeführt wird, doch wohl nothwendig ein großer Theil ihres Werths, nicht sowohl in den eigenthümlichen Gedanken des Komponisten selbst, als in der eigenthümlichen Art, sie aufzuführen, liegen müsse; so wie gewisse Arten von Scenen sich nur auf dem Theater gut ausnehmen, wenn sie von einem vortreflichen Schauspieler, für den sie geschrieben sind, in der ihm eigenen Manier deklamirt werden, und in dem Munde eines andern gar keinen Werth haben. Ich kenne die große Wichtigkeit einer vollkommenen musikalischen Aufführung. *) Alle musikalische Kunstwerke, so wie alle theatralische Scenen, verlieren bey unvollkommener Aufführung viel, aber nicht alles. Vielleicht ist es aber auch bey musikalischen

*) Hr. Kapellmeister Reichard hat in seinem musikalischen Magazine S. 153 und 203 angefangen, diese Materie zu berühren. Ich wünsche sehr, daß er sie ferner ausführen, und besonders in den Detail der Mittel hineingehen wolle, wodurch sowol der Ausdruck bey der Aufführung verbessert, als auch die Art der Behandlung deutlich gemacht und bestimmt bezeichnet werden kann.

lischen Werken eben wie bey theatralischen Scenen, daß diejenigen verhältnißmäßig weniger verlieren, die am meisten eigenthümlichen Werth haben. Daß aber ein nicht am rechten Orte angebrachter Vorschlag eine ganze Scene verderben könne, gehört zu den Uebertreibungen, von denen ich wohl wünschte, daß ein Meister sich derselben enthalte, der den wahren Werth seiner Kunstwerke bestimmen will.

Ich habe verschiedene von Händels vortrefflichsten Werken, zum Theil schlecht, zum Theil nur mittelmäßig gut aufführen hören. Ich kann gewiß behaupten, daß ich sie sicherlich nicht in der Manier gehört habe, wie sie Händel gedacht hat. Denn da schon bey Händels Lebzeiten ein Mann wie Corelli*) Händels nachdrückliche Manier im Vortrage nicht ganz fassen konnte; so ist leicht zu erachten, daß bey dem jetzigen Vortrage mit leichtem Bogen und übereilten Zeitmaaßen Händels pathetische Manier wohl selten erreicht wird. Ich befürchte, es wird mit der musikalischen Aufführung immer

*) Händel riß einst bey einer Probe dem Corelli, der das Orchester anführete, voll Eifer die Violine aus der Hand, und spielte ihm eine Stelle, welche verschiedenemal nicht recht war gespielt worden, vor. Der sanftmüthige und kunstverständige Corelli antwortete bescheiden: Ma caro Sassone, questa Musica è nel stilo francese; di chi io non m'intendo.

so bleiben. Nach kurzer Zeit ändert sich unmerklicher Weise die Art des Vortrags, die mittlere Bestimmung des Zeitmaaßes, und andere Dinge mehr. Ein musikalisches Werk wird also immer, je älter es wird, desto mehr an seinem eigenthümlichen Ausdrucke verlieren. Gleichwohl bin ich auch bey der schlechtesten Aufführung des Judas Makkabäus, des Alexander Fests, des Messias, aus innigste gerührt und erschüttert worden. Es war eine Zeit, da ich Haydns Werke zuerst hörte, da sie mir also fremd waren und ich sie nicht ganz fassen konnte. Ich habe nachher besonders seine Instrumentalstücke oft gehört, schlecht, mittelmäßig, und gut, und bin dadurch bekannter mit ihrem Sinne geworden. Nie aber bin ich so glücklich gewesen, ein Werk dieses Meisters von ihm selbst, oder von Musikern, die es unmittelbar unter ihm studirt hätten, vortragen zu hören. Kaum kann in irgend einer Art von Musik es mehr auf ganz genaue Aufführung in der rechten Manier ankommen, als in einem Haydnschen Quartette, wo erhabene Züge so oft an Laune gränzen. Gleichwohl würde ich niemals, auch in dem mittelmäßigsten Vortrage eines Werks von Haydns bester Schreibart, den Mann von außerordentlichen musikalischen Talenten verkennen. Man führe das Haydnsche akkompagnirte Recitatif Ombra del'Idol mio auch noch so schlecht auf, und man wird bey dem che sento! im Innersten erschüttert werden. So ist es mit allen außerordentlich glücklich gedachten musikalischen Werken oder mit einzelnen Stellen daraus. So ist es mit den

Wer-

Werken eines Leonardo Leo, eines Kaiser, und anderer, die wir auch kaum noch in ihrer rechten Manier, wenigstens nicht im Großen hören können.

Ich gestehe, ich kann es bis jetzt nicht begreifen, daß die Gluckſche Musik außerordentlich seyn, und doch, selbst durch den Vortrag der besten Musiker, wenn sie sie nicht unmittelbar unter Gluck einstudirt haben, alles was sie vorzügliches hat, verlieren könne; nicht begreifen, in welchem Sinne dieser Komponist sagen darf, ein unrechter Vorschlag könne in seiner Musik eine ganze Scene verderben, ohne daß er im geringsten anzeigt, wie denn die neue Behandlung der Noten beschaffen seyn soll. Ich will mich gern darüber belehren lassen. Eine solche Belehrung würde zugleich Gewinn für die Kunst seyn, und den wahren Ruhm von Glucks Erfindung, wenn sie da ist, noch mehr erhöhen. So wie die Sache jetzt liegt, muß ja sonst alles, was diese Erfindung außerordentliches haben kann, in ganz kurzer Zeit völlig verlohren gehen. Es wird auf diese Art nicht viel helfen, daß Glucks Partituren auf die Nachwelt kommen. Dasjenige, was an dieser Musik eigentlich am allervorzüglichsten geachtet wird, kann ja — der Komponist selbst sagts — nicht mit Noten ausgedrückt werden, und man hat auch noch keine andere Zeichen dafür erfunden.

Gleichwohl bedarf die neue Art der Musik, welche Gluck einführen will, ihrer Natur nach noch eine

genauere Bezeichnung als irgend eine andere. Er will die Worte des Dichters im Ausdrucke verstärken, die Aktion des Schauspielers beleben. Kann er nun nicht jeden Accent völlig genau und richtig bestimmen, so ist gar nicht abzusehen, was dem Dichter und dem Schauspieler damit geholfen seyn, und selbst wodurch sich beurtheilen lassen soll, daß der Sänger und das Orchester den rechten Accent, den rechten Ausdruck und nicht einen falschen getroffen haben. Wir schweben denn immer wie vorher in der Einbildungskraft, welche in allen Künsten die Gegenstände lebhafter ausmalet, als sie in der Natur können ausgedrückt werden. Ein Künstler thut also wenig für die Kunst, wenn er nur sagt, daß er mit der bisherigen Aufführung unzufrieden sey. Die schwere Aufgabe ist, deutlich und praktisch zu zeigen, wie es könne besser gemacht werden. A priori kann freilich die Bezeichnung nicht gefunden werden. Aber wenn Glucks neue Erfindungen verschiedenen Sängern und ganzen Orchestern ist praktisch begreiflich gemacht worden; so kann man gewiß einen Kenner verständigen, worinn sie eigentlich bestehen. Die öftere Aufhaltung des Takts kann das außerordentliche darinn eigentlich allein nicht ausmachen. Kennern der Musik ist der Werth und die Wirkung der mannichfaltigen Tempi rubati schon bekannt. Die Verstärkungen und Schwächungen des Tones können es allein auch nicht ausmachen, denn auch davon ist der Gebrauch und Mißbrauch nicht unbekannt. Es muß also, wenn es etwas außerordentliches ist, etwas seyn, wo-

von

von selbst Musiker noch bisher keinen deutlichen Begriff haben, und welches selbst geübte Musiker, deren in Wien nicht wenige sind, wenn sie nicht unter Glucks unmittelbarer Anführung stehen, so wenig praktisch fassen können, daß sie Glucks eigene Musik nicht in seiner Manier aufführen können, wenn er nicht selbst dirigirt. Diesem bloß kann ich es zuschreiben, daß seine Manier, die man für so außerordentlich kräftig ausgiebt, doch selbst in Wien, wo sie allen guten Musikern bekannt seyn sollte, auf den allgemeinen Vortrag der Musik sogar keine Wirkung gehabt hat. Und doch haben ja Haydn und Vanhall mit der neuen Wendung ihrer Gedanken auch so schnell einen neuen Vortrag bilden können.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich äußerst gewünscht habe, in Wien etwas von Glucks besten Werken, besonders seine Alceste oder seine Iphigenia in Tauris nach der ihm eigenen Manier gut aufführen zu hören. Dazu war aber keine Hofnung. Dieser berühmte Komponist selbst war Krankheitshalber im Bade zu Baden. Man sagte mir, Alceste und Iphigenia könnten nicht aufgeführt werden, weil sie auf keine Weise einstudirt wären. Es fand sich auch kein Sänger oder Sängerinn, welche einzelne Stücke davon nach der eigenthümlichen Gluckschen Manier hätten wollen hören lassen. Endlich ward auf den 30. Junius von einer französischen Gesellschaft, die auf dem Theater am Kärntherthore spielte, eine Vorstellung des Orfee angekündigt. Dieß war mir außeror-

denklich angenehm, zumal da mir diese Musik aus der Partitur nicht ganz unbekannt war, und ich Gelegenheit hatte, sie Tages vorher nochmal durchzusehen. Das große Schauspielhaus war gedrängt voll. Glucks Verehrer sagten mir, ich möchte den Werth der Musik nicht nach dieser unvollkommenen Vorstellung beurtheilen. Dieß würde in der That unbillig gewesen seyn; und ich gieng gewiß mit dem Vorsatze ins Schauspielhaus, unparteyisch alles abzurechnen, was, so weit ich es einsehen könnte, die Exekution dem innern Werthe der Musik rauben möchte. Zwar muß ich gestehen, wenn mir nicht einige warme Verehrer Glucks (welche freilich eigentlich nicht Musikkenner waren) selbst bey der Aufführung so oft ins Ohr geraunt hätten, die Exekution der Musik sey ganz elend, und man kenne Glucks Musik gar nicht wieder; so hätte ich, nachdem ich mit größter Aufmerksamkeit zugehört hatte, wirklich geglaubt, wenigstens das Orchester habe die Musik noch ziemlich gut vorgetragen. Es war kein schlechtes Orchester. Es spielte mit Gleichheit und ziemlicher Präcision, diskret und achtsam gegen die Singstimme, mit markirter Eigenheit und Kraft des Ausdrucks (gegen andere Musik gerechnet, die ich sonst in Wien gehört hatte), welches ich gern für etwas von der eigenthümlichen Gluckschen Manier gehalten hätte, wäre mir nicht immer zugeflüstert worden: das wäre alles noch gar nichts.

Freylich

Freilich Gesang und Aktion war so gut als gar nichts. *Le Sr. le Petit* krähete wie ein Hahn und quäkte wie ein Frosch, stand immer vorwärts gerichtet in einem Winkel von 45 Grad, wie der Korporal Trim im Tristram Shandy, und wenn er gegen seine Euridice zärtlich that, so legte er die rechte Hand vor die Brust, die linke vor den Bauch, und krümmte sich, als ob er die Kolik hätte. Gleichwohl war des Klatschens kein Ende, welches aber hoffentlich nur den Komponisten gelten sollte, sonst wäre es zu arg gewesen. *Mad. Giorgi Banti* hatte eine ganz artige ziemlich biegsame Stimme und sang ihre Rolle nun so ohne Anstoß herunter. Mademoiselle Laurent, in fleischfarbenem Taffent mit einer sittsamen Opernschürze eingeschnürt, machte eigentlich nicht den Amor, sondern den Kupido; denn sie liebäugelte immer rund herum von den ersten Logen bis zur 10 Kr. Gallerie.

Daß Gluck selbst mit den spielenden Personen sehr schlecht würde zufrieden gewesen seyn, ist sehr leicht zu erachten. Indessen so unvollkommen die Vorstellung war, so sehr lieb ist es mir gewesen sie zu hören. Sie hat meinen Begriff von der Art der Gluckschen Musik wenigstens in etwas lebhafter gemacht, oder vielmehr manches bestätigt, was ich schon vorher dabey vermuthet hatte. Ich konnte annehmen, daß ein gutes Orchester in Wien, und das war dieses (so sehr es auch einige Zuhörer erniedrigen wolten) doch der Art des Vortrags, wie sie Gluck verlangt, näher komme als irgend

ein

ein anders. Daher war ich auf jede Stelle, worinn ich auch nur einen schwachen Wiederschein des Genies dieses berühmten Komponisten zu erblicken glaubte, äußerst aufmerksam. Besonders muß ich unpartheyisch bekennen, daß das Orchester verschiedene in dieser Oper vorkommende ausdrucksvolle Instrumentalstücke, (worinn Gluck, wie mir aus seinen Ballettmusiken bekannt war, eine vorzügliche Stärke besitzt) mit Geist und Kraft vortrug, so daß sie treffliche Wirkung thaten.

Ich sah übrigens auch hier, daß eine wirklich gute Musik, selbst bey der schlechtesten Exekution noch als gut erscheint. Denn die Arie im zweyten Aufzuge: Laissés vous toucher par mes pleurs, womit *Orfée* das Chor der Ombres & Larves besänftigen will, stach auch hier vorzüglich hervor, obgleich der abscheuliche *S. le Petit* die Arie dahin ächzete und krähete, und das Chor der Ombres das so oft dazwischen ertönende *non* herausstieß, in einem Tone zwischen Hundegebell und eines schnarrenden Regals Nasentone, so daß auch das Parterre jedes *non* mit einem Echo von lautem Gelächter erwiederte. Außerdem gelangen der Mad. Giorgi Banti, die in der Stimme, aber nicht in der Aktion, viel Natürliches hat, verschiedene einzelne Ausdrücke überaus gut. Die bloße natürliche Empfindung mußte sie darauf geführt haben; denn daß sie die Rolle nicht gehörig verstand, oder gehörig darüber nachgedacht hatte, zeigte

zeigte die große Menge anderer Stellen, die sie in ganz falschem Sinne sang.

* * *

Ich habe wenige Virtuosen in Wien persönlich kennen lernen, obgleich gewiß dort viele vorhanden sind. Hr. Albrechtsberger ist ein guter Orgelspieler. Ich hörte ihn in der Kirche zu St. Dorothea. Er hat Fugen in Kupfer gestochen herausgegeben. Hr. Anton Hofmann, Bruder des Kapellmeisters Leopold H., ist ein guter Violinspieler. Hr. Holzer ein sehr guter Klavierspieler, komponirt auch. Man rühmte mir sehr Hrn. Joseph Steffani, als einen sehr vorzüglichen Klavierspieler; ich war aber, ob ich mir gleich Mühe darum gab, nicht so glücklich, ihn kennen zu lernen oder zu hören. Er hat auch für den Gesang komponirt. Seine Stücke sind bey Liebhabern in Wien in großer Achtung. Hr. Kapellmeister Salieri, ein Schüler Gasmanns und Glucks, welcher in Deutschland durch seine gedruckte Oper Armide bekannt ist, war verreiset, als ich in Wien war.

*

Des Orchesters im Theater am Kärnthenthore habe ich schon erwähnt. Das im Theater am Burgthore scheint mir fast noch vorzüglicher. Ich bin sehr aufmerksam gewesen, nicht allein in Singspielen, sondern auch auf die Symphonien zwischen den Akten, auf welche die Zuhörer gewöhnlicherweise so wenig Acht zu geben pflegen. Es fügte sich,

ſich, daß ich verſchiedene Symphonien von Haydn und Vanhall hörte, die ich in Berlin oft gehört, und ſie ziemlich behalten hatte. Ich war auf die Art des Vortrags ſehr aufmerkſam. Ich glaubte vorher, eines Wieneriſchen Orcheſters Vortrag würde von dem Berliniſchen noch mehr unterſchieden ſeyn, als ich wirklich fand. Beſonders merkte ich bey Symphonien von Wieneriſcher Kompoſition, daß gute Berliniſche Orcheſter das Zeitmaaß, den Nachdruck und die Abwechſelung gewiſſer Stellen darinn beſſer gefaßt hatten, als ich ſelbſt geglaubt hatte; obgleich hier der Unterſchied am auffallendſten hätte ſeyn können. Ich hörte in Wien Haydns und Vanhalls Symphonien beynahe eben ſo, wie ich ſie in Berlin gehört hatte. Im Bogen war der Unterſchied am merklichſten, aber nicht ſo merklich, als ich mir vorgeſtellt hatte. Bey den Stellen wo die Stärke des Bogens kurz gebraucht, und abgeſetzt wird, welches beſonders Haydns Werke auf eine beſondere Art erfodern, desgleichen, wo verſchiedene kurze tokkirte Noten mit kurzem Bogen nacheinander geſpielt werden müſſen, merkt man den Unterſchied am deutlichſten. Die letztere Art von Noten ſpielen die Wieneriſchen Orcheſter mit einer Gleichheit und Präciſion, wozu bis jetzt in Berlin vielleicht noch kein großes Orcheſter geübt worden iſt; denn einzelne Virtuoſen daſelbſt kennen dieſen Vortrag auch ſehr wohl. Hingegen lange gezogene Töne pflegen ſelten von ganzen Orcheſtern in Wien ſo völlig egal gemacht zu werden, als in Berlin, wie ich dieß in der Komödie und auch bey den beſten

Kirchen-

Kirchenmusiken in Wien bemerkt habe. Der gewöhnliche leichte Bogenstrich verursacht dieses. Ein feiner aber doch merklicher Unterschied zwischen dem Wiener und Berliner Vortrage ist beym Andante zu hören. Wenn ein Stück dieser Art an beiden Orten sonst gleich gut, und auch in gleichem Zeitmaaße gespielt wird, so gehet es doch in Wien einen leichter Gang. Wer ein Hasseisches Andante oder Adagio in Dresden und in Berlin hat spielen hören, und auf den Unterschied aufmerksam gewesen ist, wird mich verstehen. In Dresden wird es hebender gespielt, als in Berlin. In Wien ist der Gang aber noch leichter als in Dresden. Hüpfend würde zuviel gesagt seyn, und würde einen widrigen Nebenbegriff haben, der mir gar nicht im Sinne liegt. Das französische lesteement kommt vielleicht dem Sinne am nächsten. Hingegen hörte ich im Schauspielhause zufälliger Weise zwischen den Aufzügen eines Stücks eine Art von *grave*, welches wenn ich nicht irre in Hamburg komponirt ist. Hier war wieder der Vortrag vom Berliner Vortrage merklich unterschieden. Die punktirten Noten eines grave werden in Berlin mehr gehalten, und mehr mit gedehntem Bogen gespielt, als in Wien, und empfangen wirklich dadurch auch einen ziemlich veränderten, und wie ich glaube bessern Ausdruck. Ich habe dieß auch in Wien bey pathetischen Stellen in Kirchenmusiken oft bemerkt.

Ich hörte daselbst viele Kirchenmusiken, denn es waren damals noch beständig Messen mit Musik; und ich konnte, weil der Anfang in jeder Kirche zu unterschiedenen Zeiten gemacht ward, an jedem Sonn- oder Festtage wohl zu drey oder vier Messen die Musik hören. Die Orchester waren in keiner Kirche so gut als die in den beiden Schauspielhäusern. Es mochten wohl gute Musiker darunter seyn, aber sie waren nicht so gut zusammen eingespielt. Sogar in der St. Stephanskirche fand ich die Musik nicht so gut, als ich sie mir unter der Anführung eines Leopold Hoffmanns vorgestellet hatte. Vermuthlich liegt die Schuld nicht an diesem berühmten Manne. Die singenden Stimmen in allen Kirchen waren nicht vorzüglich; die besten nur mittelmäßig. Was ich wegen des Vortrags der Chöre in Regenspurg *) bemerkt hatte, daß daselbst die Chorsänger, besonders die Bässe, nicht so gewaltig schreyen, wie in vielen Städten des nördlichen Deutschlandes, gilt auch von Wien.

In Absicht auf Komposition hatte die katholische Kirchenmusik bis vor einigen Jahren noch immer viel von einem eigenthümlichen Charakter. Aber nunmehr drängt sich allenthalben die Opernmusik auch in die Kirche, und was noch schlimmer ist, die fade neumodische italiänische Opernmusik. Dieß fand ich auch in Wien nur allzusehr. Ich wurde wirk-

*) Ilter Band S. 352.

wirklich bey manchem Credo oder Benedictus zuweilen nicht, ob ich auch etwan Musik aus einer italiänischen Opera buffa hörte. Das beste war immer noch, wenn die Musik in dem Tone des Angenehmen und Lieblichen blieb, so daß sie nicht zu sehr herunter sank. Das war denn wenigstens erträglich. Selten hörte ich etwas herzrührendes oder Erhabenes. Was prächtig seyn sollte, war meist nur rauschend. Wenige Ausnahmen fanden sich. Z. B. in der Kriegskirche, oder der ehemaligen Jesuiterkirche hörte ich den 17. Junius eine schöne Musik zu einer Messe. Sie war zwar im modernen Geschmacke, aber voll von edlen und neuen Gedanken. Das Sanctus ward bloß mit einer obligaten Solo-Violine begleitet, welche auch recht gut gespielet ward. Das Agnus Dei ward mit einer durchaus obligaten Posaune begleitet, welche rein und mit Verstande geblasen ward, und eine gute dem Kirchenstile angemessene Wirkung that. *) Am Peter-Pauls-Tage hörte ich auch bey den Lorenzerinnen eine Musik, welche, wie in Nonnenklöstern gewöhnlich geschieht, bloß von Frauenzimmern aufgeführet ward. Die Execu-

*) Die Posaune ist in unsern Gegenden bey vollstimmigen Musiken beinahe ganz ungewöhnlich geworden. In Oestreich und Bayern wird dieses Instrument besonders in Kirchen noch sehr viel gebraucht und gut gespielt. Gluck hat es in seinen Opern- und Balletmusiken oft mit dem glücklichsten Erfolge angebracht.

Execution war freilich ſchlecht; denn die ſchönen Geigerinnen hätten nicht rein geſtimmt. Das beſte war noch der Contraviolon, aus welchem Inſtrumente vielleicht wenig Mannsperſonen ſo ſonore Töne ziehen möchten, als hier eine Nonne that. Die Sopranſtimmen waren heiſer und unrein. Aber es war da eine ſchöne helle reine tiefe Altſtimme, eine Bruſtſtimme, zwiſchen dem hellen deutlichen, wie Porporino in Berlin, und dem ſanften und langſam aufſchwellenden, wie Mademoiſelle Salomon in Berlin ehemals hatte. In die Chöre ſchien ſich die weibliche Flüchtigkeit zu miſchen, denn ſie wurden ſehr gejagt. Im Parhammeriſchen Waysenhauſe hörte ich in der Frohnleichnams-Oktav das *Te Deum* von Haſſen von den Knaben und ihren Muſikmeiſtern aufführen. Es war für mich eine ähnliche Empfindung, als wenn man einen guten Bekannten, den man hochſchätzet, unvermuthet in einem fremden Lande wieder findet. Die Exekution war leidlich, aber das Zeitmaaß aller Stücke war übereilt, und ſo gieng alle Kraft verloren.

Von alter Muſik iſt mir nur folgendes merkwürdige bekannt geworden. Man hatte mir geſagt, in der Kirche der Auguſtiner würde noch die Meſſe nach dem alten gregorianiſchen Geſange geſungen. Ich war begierig dieß zu hören, aber die Muſik war gewiß nicht ſo alt, als man ſie ausgiebt. Meines Erachtens kann ſie wohl nicht älter als höchſtens aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſeyn. Der Geſang ward bloß mit der Orgel begleis

begleitet, die auch zuweilen einige kleine Sätze dazwischen spielte. Er konnte seiner Natur nach vierstimmig seyn, wie schon das Accompagnement der Orgel zeigte (und dieß allein konnte beweisen, daß es der gregorianische Gesang nicht war); aber ich hörte meistens alle Stimmen im Einklange, und nur zuweilen zwey Stimmen, die in Terzen und Sexten einhergiengen. Da die höchste Stimme der Tenor und verschiedene gute Baßstimmen dabey waren, so hätte dieser Gesang etwas feyerliches haben können, wenn er langsam und gesetzt wäre vorgetragen worden; aber es wurde alles gewaltig gejagt, und in untheilnehmendem Tone abgeplärrt, daher kein Schein von ernsthafter Wirkung da war. In der Kirche St. Barbara *) hörte ich die Messe der unirten Griechen, in griechischer Sprache. Dieser Gesang war sehr alt. Die Stimmen sangen

*) Die kleine Kirche bey S. Barbara (S. d. 1ten Theil S. 642) mit dem vormaligen Convikte der Jesuiten war, seit Aufhebung der Jesuiten, das Seminarium für studirende griechische Geistliche der mit der lateinischen oder römischen unirten griechischen Kirche. Die Seminaristen werden nach vollendeten Studien auf die Pfarren ihrer Religion nach Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Gallizien promovieret. Die nicht unirte Griechen halten ihren Gottesdienst im Steyerhof und in der russischen Gesandschaftskapelle. Im Jahre 1783 sind die Seminaristen von St. Barbara nach Erlau in Ungarn geschickt worden.

zum Theile im Einklang, zum Theile zweystimmig Terzenweise ohne alle Begleitung eines Instruments. Es klang nicht nach unserer Art schön, aber wirklich feyerlich. Bey einer Procession, die am Dreyfaltigkeitsfeste von St. Peter ausging, hörte ich den Gesang mit einem Chor von Zinken, zwey Posaunen und zwey Fagotten begleiten, welche Instrumente mit ihren lang gezogenen Tönen weit eher eine andächtige Wirkung hervorbrachten, als alle die Poponzerey von Meßgewanden, Fahnen, Tragbimmeln und andern dergleichen Dingen, womit man das elende Gepränge der Processionen feyerlich machen will.

Ich hörte einmal unvermuthet an einem Montage in einer Kapelle der Augustiner Hofkirche*), in die ich durch einen Zufall gerieth, indem ich eben nach dem Kaiserlichen Naturalienkabinette gehen wolte, eine Todtenmesse. Die Besetzung und die Exekution konnte nicht schlechter seyn. Es waren nur zwey Violinen, jede einmal besetzt und schlecht gespielt, ein Violoncell und Violon, zwey Posaunen und ein Positiv. Das Chor war auch sehr

*) Man sagte mir nachher, daß alle Montage in dieser Kapelle solche Todtenmessen aufgeführt würden; es that mir leid, daß ich dieses nicht eher erfahren hatte, denn ich würde gewiß keinen Montag versäumet haben, um alte merkwürdige Musiken zu hören.

sehr schwach. Aber die Komposition war sehr merkwürdig. Sie mochte etwan von Fux oder von seinem Zeitgenossen und Kollegen Caldara seyn. Kurze beständig kontrapunktische Sätze, dabey ein sehr simpler edler Gesang, voll Ausdruck. Besonders rührte mich eine schöne mäßig langsame Arie, die ein Chorknabe sang, der eine reine, sanfte, biegsame obgleich in Absicht auf den Vortrag und das Tragen der Töne (portamento di voce) noch ungebildete Altstimme hatte. Sie ward bloß mit einer beständig concertirenden Tenorposaune und sonst mit gar keinem Instrumente begleitet. Es war doch in dieser fremden aber simpeln Zusammensetzung so viel zu Erregung einer dunkeln heiligen und hehren Empfindung! Diese langgezogenen, sanften, beständig sich folgenden, beständig sich begegnenden Töne, erregten ein stilles Staunen. Besonders ein Paar Stellen, wo die Posaune nach und nach in die Tiefe sank, und aushielt, und dagegen die Altstimme, welche eine Pause von ein Paar Takten gehabt hatte, in der Höhe wieder in sachtem sich allmählig verstärkendem langem Tone hören ließ, giengen recht ans Herz. Ich habe lange nichts zweckmäßigeres gehört.

Bey der neuen Anordnung des Gottesdienstes im Jahre 1783 ist die figurirte und Instrumentalmusik aus den Kirchen zu Wien ganz verbannet worden. Nur bloß in der Kaiserl. Hofkapelle werden noch Messen in Musik aufgeführt; und bey St. Stephan wird, wenn der Kardinal-Erzbischoff

pontificiret, noch musiciret, er muß aber die Musik besonders bezahlen. Statt der Musik sind in den Kirchen deutsche Gesänge eingeführt worden, welche unter der Messe von der Gemeine gesungen werden. Dieß ist allerdings der Absicht des Gottesdienstes viel angemessener, als lateinische Worte, die ohnedieß niemand verstehet, und die man vor dem Geräusche der Musik noch weniger verstehen kann. Indessen wünschte ich diesen katholischen deutschen Gesängen mehr von der herzerhebenden Kraft und Harmonie der protestantischen Kirchenlieder. Die Melodien der katholischen Kirchenlieder (die ganz alten ausgenommen, welche die Katholiken mit den Protestanten gemein haben) sind von moderner Komposition, zum Theil zwar noch leidlich simpel und sangbar*), aber leer an Harmonie, süß, einförmig, und ohne

*) Der sel. Rath von Kohlbrenner in München, welcher redliche Mann, unter aller Verfolgung, unablässig gearbeitet hat, den deutschen Kirchengesang in die Kirchen in Bayern einzuführen, hat (wenn man die Umstände, die noch so sehr mangelhaften dogmatischen Einsichten der Katholiken, und die ganz überwiegende Macht der Geistlichkeit bedenkt) ganz gute Kirchenlieder gemacht und zusammengetragen. Aber in den Melodien ist der Musiker höchst unglücklich gewesen. Sie sind für den Kirchengesang viel zu viel figurirt, unsangbar, voll Fehler und unrichtiger Harmonie. So ist es auch mit den katho-

ohne Ausdruck. Um einigen Begriff von der Art solcher Komposition zu geben, will ich die Musik zur Litaney in der Beylage X. 1. beyfügen, wie ich sie bey der großen Frohnleichnamsprocession von den Knaben des Parhammerischen Wayſenhauſes ſingen hörte. Die Komposition iſt artig, aber nicht dem Ernſte des Gottesdienſtes angemeſſen; ſangbar, aber von der leerſten einförmigſten Harmonie. Welch ein Unterſchied, wenn man die herzerhebenden Melodien proteſtantiſcher Kirchenlieder, z. B. Ein veſte Burg iſt unſer Gott; Ich bin ja Herr in deiner Macht; Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut; u. ſ. w. dagegen hält. Der Normalmeßgeſang, ſo wie er im Jahre 1783 verordnet worden, iſt eben von ſolcher leichten Komposition. Man ſieht offenbar, er iſt am Klaviere komponirt worden. Der Komponiſt hat nicht an einen Chor von bloß ſingenden Stimmen, am wenigſten im Groſſen gedacht. Sonſt müßte doch, der hier ganz fehlenden Fülle kräftiger Harmonie gar nicht einmal zu gedenken, der Baß einen ganz andern Geſang und die Oberſtimme nicht ſo viele verzierte durchgehende Noten haben. Sehr langſam muß dieſer Geſang

katholiſchen Kirchenliedern, welche ein geſchickter Mann, Herr Steinsky Lehrer bey der Normalſchule in Prag 1783 herausgegeben hat. Die Lieder ſind, ſo weit es der katholiſche Lehrbegriff erlaubt, gut gewählt, und im Ausdrucke verbeſſert. Aber die Melodien ſind ohne alle Kraft.

gesungen werden, sonst ist er vollends gar nichts. Um einigen Begriff von der jetzigen Beschaffenheit des katholischen Kirchengesanges in Wien zu geben, habe ich auch die Melodie des Normalmeßgesanges in der Beylage X. 2. abdrucken lassen.

Oeffentliche Koncerte sind im Sommer nicht, aber viele im Winter. Besonders in der Fastenzeit, wenn die Schauspielhäuser geschlossen sind, und also Mangel an Zeitvertreib ist, werden viele sogenannte Akademien öffentlich und in Privathäusern gehalten, wo denn unter dem Musiciren auch Karten gespielt und Erfrischungen gegessen und getrunken werden. Als ich in Wien war, kündigte einer Namens *Philippe Jaques Martin* als Unternehmer die Errichtung eines großen Dilettanten-Konzerts in Wien an, „bey dem vie„le hiesige Herren Dilettanten sich mit vollständigem „Orchester üben wollen, und sich unsere schönen Ge„sellschaften dabey versammlen, sich sehen, unterhal„ten, welches für fremde Bemerker der National„Unterhaltungen einer der herrlichsten Anblicke wer„den könnte; weil auch solche Konzerts in Brüssel, „Frankfurt am Mayn, Mainz und hauptsächlich in „Berlin, mit dem besten Erfolge, und zum höchsten „Vergnügen des dasigen sämmtlichen Adels und übri„gen Publikums seit vielen Jahren gegeben werden, „und immer zur größern Vervollkommerung der Ton„kunst bisher noch fortgehen.“ Dieses Liebhaberkonzert sollte Freitags von ½ 7 bis ½ 9 Uhr Sommers und Winters in der Mehlgrube gehalten werden. Es ist auch wirklich zu Stande gekommen,

war aber den folgenden Sommer aufgehört. Im §. VI. der Ankündigung hieß es: „In den Nebenzimmern werden Spieltische für alle Arten Kommerzespiele bereit gehalten, für deren jeden *à Discretion* „Spielgeld erlegt wird, so wie auch die Gesellschaft „mit allen Arten von Erfrischungen auf Begehren bedienet werden wird.“ Dieß ist wenigstens nicht nach dem Muster des Liebhaberkoncerts zu Berlin eingerichtet. Daselbst ist man mit dem bloßen Vergnügen an der Musik zufrieden, ohne das Vergnügen des Kartenspielens und Essens und Trinkens dazu haben zu wollen. Man würde daselbst glauben, sowohl den musikübenden Liebhabern als den Musikern von Profession eine Unhöflichkeit zu bezeigen und die Musik zu entehren, wenn man Spielmarken und Schokolatetassen dazwischen klappern ließe.

Es giebt in Wien viel eifrige Liebhaber der Musik, und auch nicht wenige, die Kenner sind, und mehr oder weniger für Virtuosen gelten können. Diese billigen es gewiß nicht, daß man dort die Unterhaltung mit der Musik, welche den Geist dessen, der Musik zu empfinden fähig ist, so ganz erfüllen kann, durch Kartenspielen und Essen hindert. In Privatkoncerten wahrer Liebhaber, denen ich in Wien beygewohnt habe, war es auch nicht so. Folgende Personen, die als Liebhaber vorzügliche Talente in der Musik haben, sind mir bekannt worden. Daß sehr viele andere

Personen von musikalischen Talenten vorhanden sind, die ich nicht habe kennen lernen, ist sehr leicht zu begreifen, da in Wien der Geschmack an Musik allgemein ist.

Das Fräulein Franciska von Auenbrugger, eine Tochter des rühmlich-bekannten Arztes, spielt meisterhaft auf dem Klavier, und singt mit reiner Intonation und wahrem Affekte. Ihre Stimme ist ein tiefer Sopran. Ihre liebenswürdige Schwester Mariane, welche ich noch sehr krank sah, und welche seitdem gestorben ist, spielte gleichfalls das Klavier, und komponirte. Den Zutritt in diesem Hause hatte ich dem Hrn. Baron du Payne zu danken, einem eifrigen Liebhaber der Musik, der besonders auch eine ansehnliche Sammlung guter Musikalien besitzt. Man hat mich versichert, daß die älteste Gräfinn Tochter Sr. Excellenz des Hrn. Landmarschalls Grafen von Pergen, das Klavier treflich spielt. In dem Gartenhause des Hrn. Hofrath von Spielmann hörte ich in einem kleinen Konzerte, dessen Fräulein Tochter, ein Kind von etwa sieben Jahren, das Klavier auf solche Art spielen, daß sie, wenn sie so fortfährt, eine große Virtuosin werden kann. Ihre Lehrerinn war ihre Frau Mutter gewesen, welche auch vorzügliche Talente besitzt. Hier hörte ich auch den Hrn. Hofsekretar von Wißdorf überaus gut die Violine spielen. Besonders trug er das Adagio eines Quartetts mit innigem Ausdrucke vor. Die Frau Hofräthinn von Kruft, gebo-

gebohrne von Hahn, ist eine meisterhafte Klavierspielerinn, und soll besonders mit vielem Geiste und Erfindung auf diesem Instrumente Fantasien spielen.

Das Fräulein von Paradis, welche blind ist *) obgleich Mesmer versicherte, sie durch seine Magnete kurirt zu haben, spielt auch trefflich auf dem Klaviere

*) Bey meinem Aufenthalte in Mannheim lernte ich einen sehr merkwürdigen Blinden, den Hrn. Weissenburg kennen, der von dem geschickten Hrn. Kammerrath Niesen in Bruchsal in der Mathematik unterrichtet worden ist. Er ist von ungemeiner Fähigkeit. Er schreibt Briefe und Aufsätze mit einem Griffel auf ein Papier, das unter einem andern liegt, welches geschwärzt oder geröthet ist. Er legt beide zu dem Ende in einen messingenen Rahm, in dessen obern Theil alle halbe Zoll ganz dünne Bindfaden eingespannet sind, an welchen die Hand und der Griffel geleitet wird, damit die Zeilen nicht ineinander gerathen. So korrespondirt er mit dreyzehen Blinden. Besonders führt er einen starken Briefwechsel mit dem Fräulein von Paradis, welche ihrer Seits ihre Antworten, sogar auch die äußern Aufschriften, mit Buchdruckertypen (aus Tertiaschrift) setzt, und sie sodann in einer Handpresse abdruckt. Der Briefwechsel wird mit viel Lebhaftigkeit und Geist geführt. In den zu Mannheim herausgekommenen Rheinischen Beyträgen zur Gelehrsamkeit steht ein merkwürdiger

viere. Ich habe dieſes merkwürdige Frauenzimmer nicht, ſo wie ich wohl gewünſcht hätte, kennen lernen. Der 1782 verſtorbene würdige ſchwediſche Geſandſchaftsprediger Hr. Sucke hat zwey Nichten, welche ſehr gut das Klavier ſpielen.

Der Freyherr von Swieten, Präſident der Studienhofkommiſſion war mir ſchon von Berlin als ein eifriger Liebhaber und Kenner der Muſik, ja ſelbſt als Komponiſt, bekannt. Zu den größten Kennern der Muſik unter den Liebhabern gehört der Herr Reichshofrath von Braun. Er ſchätzt beſonders die Kompoſitionen des großen Philipp Emanuel Bach. Er hat freylich darinn den zahlreichſten Theil des Publikums zu Wien wider ſich. Ich ſelbſt habe manche ſonſt eifrige und geſchickte Liebhaber der Muſik in Wien von Bach nicht allein mit Gleichgültigkeit, ſondern auch mit innerm Widerwillen ſprechen hören. Kozeluh und Steffan waren ihnen für das Klavier alles. Ich will dieſen Komponiſten an ihrem Verdienſte gar nichts ſchmälern; aber ich glaube, was Quintilian vom Cicero ſagt *), dürfe man völlig auf P. E. Bach anwenden: daß derjenige in Kenntniß der Muſik weiter

ger Brief des Hrn. Weiſſenburg an das Fräulein v. Paradis über die Blinden. In demſelben nennt er uns, die wir ſehen können, die Fünfſinnigen.

*) Ille ſe profeciſſe ſciat, cui Cicero valde placebit. *Quint.* X. 1.

weiter gekommen ist, dem Bachs Kompositionen vorzüglich gefallen.

Die schon oben S. 455 erwähnte Kunsthandlung *Artaria Comp.* hat auch eine starke Niederlage von Musikalien; davon sie von Zeit zu Zeit Verzeichnisse bekannt macht. In der Kunsthandlung des Christoph Torricella findet man auch Musikalien. Einer Namens Laurent Lauseh, der sich einen Musikalienverleger nennt (in der Kärntherstraße Nro. 939) verleihet Musikalien, dafür man auf ein halbes Jahr 6 Fl. bezahlt. Einer Namens Johann Traeg (im Pilatischen Hause im ersten Stocke) handelt mit geschriebenen Musikalien, verleihet auch einzelne Stücke, z. B. ein Quartett für 3 Kr.

In den Wiener Zeitungen findet man viel musikalische Ankündigungen, darunter zuweilen einige sonderbar genug sind. So kündigte einer z. B. Zupfstrügelchen mit 18 musikalischen Veränderungen an. Was das sey, weiß ich wenigstens nicht. Sind es vielleicht kleine Nürnberger Drehorgeln? Ein anderer Namens Matthias Stipa kündigte „ein ganz neu von ihm verfertigtes Werk „auf das Fortepiano an, unter dem Titel: Das „vergnügte Gemüth am hohen schattichten „Berge, worinn durch die Musik 1) der Aufgang „auf den Berg, 2) der Chor von Vögeln im Echo, „3) das darauf vergnügte Gemüth, 4) die verschiedene Aussicht, und 5) der Herabgang vom „Berge

„Berge in verschiedenen Stücken natürlich vorgestellet wird.“ Schöne Raritäten! Wenn doch Engels kleiner Aufsatz über die Malerey in der Musik den Musikern bekannter wäre. Hr. Kapellmeister Reichard giebt ihnen im zweyten Bande seines musikalischen Magazins Gelegenheit, diese treffliche Abhandlung zu nutzen, indem er sie daselbst mit musikalischen Beyspielen in Noten erläutert.

Noch verdient die Militarmusik bemerkt zu werden, welche zu Wien alle Abend vor der Hauptwache auf dem Hofe gemacht wird, ehe man den Zapfenstreich schlägt. Sie bestehet aus zwey Schalmeyen, zwey Klarinetten, zwey Waldhörnern, Einer Trompete, zwey Fagotten, Einer gewöhnlichen und Einer großen Trommel. Es werden Stücke von mancherley Art nach Noten gespielt. Diese Musik ist nicht allein eine angenehme Unterhaltung, besonders an einem stillen mondhellen Sommerabend; sondern sie verdient auch die Aufmerksamkeit eines Musikers, der seine Kunst von verschiedenen Seiten betrachten will. Die beiden Trommeln z. B. sind oft auf eine glückliche Art zur Begleitung einiger musikalischen Gedanken gebraucht. Man kann hier einige Ideen über den Rhythmus schöpfen, der einen großen Theil der Wirkung der alten Musik machte, und der in der neuern Musik obgleich mannichfaltiger, doch auch unmerklicher geworden ist, seitdem der Kontrapunkt eingeführt, und der Gesang mehr vervollkommnet

worden

worden ist. Burney, der so viel von Militärmusik und Volksmusik schwatzt, führt diese so merkwürdige Militarmusik nicht an, welches ein neuer Beweis der Nachläßigkeit ist, die sich allenthalben bey ihm findet. Die türkische Musik im Prater hat gar nichts ausgezeichnetes.

Die Tanzmusik ist in Wien gewöhnlich gut, und wird markirt und hebend gespielt, ohnerachtet der eigentliche östreichische Tanz viel sanfter und gemäßigter ist, als man sich bey uns einen Steyerschen Tanz vorstellet. Er besteht bloß aus fortgehendem Walzen von einer Anzahl tanzender Paare. Aber dieß geschieht in gemäßigter Bewegung, und ist viel anständiger, als das bey uns in die engländischen Tänze eingeführte wilde und heftige Walzen. Die Tanzspieler hatten sonst (wie im IIIten Bande S. 298 erwähnt ist) unter sich eine Zunft, welche man das Spielgrafenamt nannte. Wer nicht in diese Zunft getreten war, durfte nicht öffentlich zum Tanze spielen. Auf Kaiserlichen Befehl aber ist 1783 das Spielgrafenamt gänzlich aufgehoben worden. Aber ein Musikimpost ist noch vorhanden, so wie bey uns. Alle Auflage auf die Freude des Volks hat für mich einen sehr widrigen Begriff. Ausschweifungen aller Art muß man einschränken, und selbst dabey sind Auflagen unwirksam. Aber Einschränkungen und Auflagen auf Freuden? Ich bedaure, daß dieser Gedanken einer gesetzgebenden Macht eingefallen ist! Doch wir finden ja schon in

der

der alten Geschichte, daß selbst Vespasian durchs Herrschen unempfindlich genug geworden war, zu sagen: Lucri bonus odor ex re qualibet!

Eilfter Abschnitt.

Von den öffentlichen Schauspielen in Wien.

Der Schauspiele giebt es in Wien viele, und sie sind für den größten Theil des dortigen Publikums ein sehr wichtiger Gegenstand. Das Volk in Oestreich liebt den Genuß. Ich habe schon einmal gesagt*), daß es hauptsächlich Panem & Circenses ruft. In Wien ruft es nur Circenses; denn das Schmausen findet sich daselbst doch genug, und die gebackenen Hendel**), die Cervelat- oder italiänische Salcicciottowürste, und Kipfel sind bey jedem Schritte im Ueberflusse anzutreffen.

I. Das

*) IIter Band S. 525.

**) Geviertelte und in geschmolzener Butter gebackene junge Hühner; ein Lieblingsessen der Wiener. Kipfel sind kleine Milchbrödchen.

I. Das deutsche Schauspiel im Theater am Burgthore, oder wie man es in Wien nennt, das Nationaltheater.

Die ersten Schaubühnen in Oestreich, so wie in allen katholischen Ländern, eröfneten die Jesuiten. *) Sie haben sich beständig beflissen, alles allein zu seyn. Sie allein wolten regieren, unterrichten, Ketzer bekehren, Sünden vergeben, und belustigen; alles zu grösserer Ehre Gottes, das heißt zu größerer Ehre ihres Ordens, der ihnen alles, so viel wie Gott, und mehr wie Gott war **); denn alles was sie thaten und was sie noch thun, war bloß um ihres Ordens willen, ohne den nichts in der Welt geschehen soll, und durch den wirklich mehr geschiehet, als man insgemein glaubt.

Die

*) Die Jesuiten zu Rennes in Frankreich erlangten 1757 das Recht öffentliche Komödien aufzuführen, durch ein Urtheil des dortigen Parlaments. S. Mösers Harlekin oder vom Groteskekomischen, S. 28.

**) Der General heißt ihnen Dei locum tenens. (Const. Soc. Jes. Part. V. c. 3. §. 2.) Sie stellen sich Gott als einen König aus dem mittlern Zeitalter vor, und setzen Ihm ihren General zum Major domus.

Die Jesuiten ließen durch ihre Schüler, unter denen sie alle junge Leute aus den vornehmsten und reichsten Häusern hatten, Schauspiele, welche die Unsrigen (die *Patres nostri*) selbst gemacht hatten, aufführen. Sie luden zu solchen Schauspielen alles was vornehm und reich war, ein; und die guten Väter und Mütter freuten sich innigslich, daß ihre Söhne durch die Bemühung der Väter der Gesellschaft Jesu so wunderseltsame Dinge agiren konnten. *) Die Patres nostri sorgten nämlich dafür, daß die Schaubühne mit den buntesten Dekorationen, auch wohl mit fremden Maschinen zu fliegenden oder schwimmenden Figuren versehen war, und ihre Schüler, — versteht sich auf Kosten der Eltern — in bunte und flitternde Kleider gesteckt waren. Es gab da so viel anzugaffen, für jeden, der nur gaffen wollte, daher wurden viele Leute in ihre Schauspiele gelockt; und diese schlauen Nichtmönche brauchten unter so vielen andern Mitteln auch dieses, um dem großen Haufen Zuneigung zu ihrem Orden beyzubringen. Gesunden Verstand, noch weniger irgend einige wahre dramatische Anlage, hatten solche Stücke freilich selten. Die Patres exteri in den Kollegien sowohl, als die Patres nostri in den Profeß-

*) Noch vor etwa acht Jahren, schon nach der Aufhebung des Jesuiterordens, wurden von den adelichen Zöglingen des Theresianum die lateinischen Tragödien des Jesuiten P. Andreas Fritz aufgeführt, die deshalb in Wien gedruckt und übersetzt wurden.

Professhäusern *) (so schlau und pfiffig auch von jeher diejenigen waren die am Hofe und in der Welt gebraucht wurden) hatten selten gesunden Verstand und wahren Geschmack, oder durften ihn doch nie merken lassen. **) Leute, denen vom ersten Augenblicke

*) S. den IIten Band S. 644.

**) Es stehet ausdrücklich in den Constit. S. J. von dem blinden Gehorsam, den die Jesuiten ihrem Generale geleistet haben, und noch bis jetzt leisten: „ut — omnem *sententiam ac judicium* — cæca quadam *obedientia* abnegando — sinerent se verti „ac regi a *divina providentia*, per *superiores suos* — „perinde ac si *cadaver* essent, quod *quoquoversus* „*ferri* & quacumque ratione tractari se *sinit*: vel „similiter atque *senis baculus*, qui, *ubicumque & quacumque in re* velit eo *uti*, *qui eum manu tenet*, ei „inservit.“ *Const.* S. J. P. VI. T. 1. §. 1. Wenn doch Menschenfreunde aufmerksam werden wollten, auf diese abscheulichen, dem wahren Wohl aller menschlichen Gesellschaft zuwider laufenden Grundsätze und Gesinnungen. Wenn doch die Großen der Erde aufmerksam würden, zu sehen, welcher schädliche Staat im Staate erwächst, wenn, ohne Rücksicht auf die ersten Rechte und Pflichten der menschlichen Gesellschaft, eine Gesellschaft sich verbindet, wider ihren eignen Verstand und Gewissen, mit blindem Gehorsam, nach dem Willen eines Einzigen zu handeln, der denn bloß zum Nutzen seines Ordens handelt, und durch diesen blinden Gehorsam zu allen, auch den schädlichsten Absichten,

genblicke an, da sie in den Orden treten, durch alle Mittel, besonders auch durch das abscheuliche Meditiren über unsinnige ascetische Bücher der Verstand so gelähmt wird, daß sie den eignen Kräften ihrer Seele zu entsagen, und gleich einem todten Leichname oder einem dürren Stabe, mit blindem Gehorsame sich von ihren Obern regieren zu lassen versprechen, solche Leute müssen nothwendig an der edelsten Ausbildung der Seelenkräfte Mangel leiden.

Ihre Schauspiele, die sie aus der geistlichen und weltlichen Geschichte hernahmen, und mit allem Flitterstaate kahler Pedanterey und platten Schulwitzes aufstutzten, stießen beständig wider den gesunden Verstand an. Ich kann nicht umhin, den gedruckten Inhalt eines Jesuiterschauspiels von 1725, den ich in Wien kaufte, in der Beylage XI. beyzufügen. Was extradummes ist auch schön! Einen solchen Unsinn mit Methode, ein solches Schauspill mit seinem Vorspill, Unterspill, und Nachspill, einen solchen Abraham und Isaak mit Perseus und Andromeda vereinbart, stellt man sich jetzt kaum als möglich vor; und doch ward dieser Unsinn noch vor sechzig Jahren vor einer sehr ansehnlichen Gesellschaft von Zuschauern wirklich aufge-

ten, fertige Werkzeuge findet. Redet nicht die Geschichte des ganzen siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts laut davon: und so wenige merken darauf.

aufgeführt. Es scheint aber jetzt in manchem Betrachte nöthig zu seyn, zurückzuschauen, wie es im katholischen Deutschlande vor sechzig Jahren aussah. Sollte es auch nur seyn, um sich lebhaft zu erinnern, daß man es bloß der gesunden Vernunft und der Freiheit zu denken zu verdanken hat, wenn es jetzt nicht allenthalben ganz so arg mehr aussiehet; *) sollte es auch nur seyn, um auch von dieser Seite die Schädlichkeit der wiederaufkeimenden

*) Es würde eine interessante Vergleichung seyn, wenn jemand aus alten Schriften heraussuchen wollte, wie seit hundert Jahren der katholische Theil Deutschlands, in Industrie, in Sitten, in Belustigungen, in Schauspielen sich gegen den protestantischen Theil verhalten habe; wie ungleich die Fortschreitung in beiden gewesen, und man darf es wohl sagen, noch bis jetzt ist. Freilich war vor sechzig Jahren auch das protestantische Deutschland noch gar sehr zurück. Es hatte auf dem Theater die Haupt- und Staats-Aktionen. Aber so schlecht diese waren, so waren sie Meisterstücke gegen Jesuiterkomödien. Besonders wurden in den zwanziger Jahren die Haupt- und Staatsaktionen eines gewissen Joh. Georg Ludovici aus Pommern gebürtig, der sich in Wittenberg als Magister aufgehalten hat, und in Hamburg gestorben ist, mit großem Beyfalle gespielt. Dieses Mannes wird in den verschiedenen seynsollenden Geschichten des deutschen Theaters, so viel ich weiß, nicht gedacht. Er verdiente es aber gewiß mehr, als so mancher

jesuitischen Hierarchie einzusehen, die alle päbstliche, bischöfliche und mönchische Hierarchie an Schädlichkeit so weit übertrift.

Es war den Jesuiten vorbehalten, durch ihre geistlichen phantastischen Wunderspiele auch zu Gründung der weltlichen Bühne in Oestreich zufälligerweise Gelegenheit zu geben. Joseph Stranitzki *), ein Schlesier, wenn ich nicht irre aus Schweid-

cher Schreiber elender regelmäßiger Stücke. Mein sel. Freund Lessing besaß, aus dem Nachlasse der berühmten Neuberinn, eine Anzahl dieser Ludovicischen Stücke. Es waren darinn nach damaliger Art, zum Extemporiren, nur die Folge und der Inhalt der Auftritte angezeigt, und nur wenige Hauptscenen waren ganz geschrieben. Man sah aus diesen Entwürfen, daß Ludovici kein gemeiner Geist war, obgleich roh, und daß er alles aus sich selbst, ohne alle fremde Anweisung geholt hatte. Er hatte viel Sinn fürs pathetische und stark rührende. Die Anlagen seiner Plane zeigten, daß er Empfindung von der Wirkung auf dem Theater hatte. Ich erinnere mich besonders noch des Grafen von Esser, des Kromwell, und des Königs Ottokar von Böhmen. Wenn sich irgendwo noch dergleichen Entwürfe fänden, so verdienten sie hervorgezogen und bekannt gemacht zu werden, denn es ist viel Gutes darinn.

*) Ich habe diese, soviel ich weiß, nirgend bekannt gemachte Umstände Stranitzki betreffend, von dem

Schweidnitz gebürtig, studirte auf einem der protestantischen Gymnasien in Breslau. Es ist bekannt, welche unbeschreibliche Bekehrungssucht den Jesuiten in allen Ländern von je her und noch bis jetzt anklebt. Besonders ist es in Schlesien sehr bekannt, wie sie, so lange Schlesien noch unter östreichischer Regierung stand, beständig trachteten, durch Gewalt, durch List, durch alle nur mögliche Intriguen protestantische junge Leute, vorzüglich wenn diese einige Fähigkeit besaßen oder reich und vornehm waren, an sich zu locken. Die Protestanten hielten daher alle junge Leute von den Jesuiten ab, weil sie sehr wohl wußten, daß keine Gerechtigkeit zu erhalten war, sobald jene vorgeben konnten, der Jüngling hätte katholisch werden wollen. Weil die Jesuiten eben dieses auch sehr wohl wußten, trachteten sie um so viel mehr die Jugend durch das, was ihr am liebsten war, an sich zu ziehen. Stranitzki war ein muntrer Kopf, der das Vergnügen liebte; sie steckten ihm daher Einlaßbillette zu ihren Schauspielen zu. Er fand ein großes Belieben daran, und so wie er daran immer mehr Theil nahm, kamen die Jesuiten mit ihren Beredungen zur Bekehrung dazwischen. Stranitzki der noch sein angetauftes Glaubensbekenntniß nicht verlassen wollte, kam in Verlegenheit, weil ihn die Jesuiten nicht aus den Händen lassen wollten. Der sel. Rekt. Kranz

dem sel. Kirchhoff, einem guten Schauspieler, der selbst eine Zeitlang auf dem Wiener Theater war.

brachte ihn daher durch eine List aus der Stadt weg, und schickte ihn, ob er gleich noch sehr jung war, auf die Universität Leipzig. Hier fand er die wandernde Veltheimische Truppe, von der er in kurzem Mitglied ward. Seine Verwandten kamen darüber in Allarm. Er mußte sie verlassen, und es kam dahin, daß er mit einem schlesischen Grafen auf Reisen nach Italien gieng. Daselbst besuchte er so viel er konnte, das Theater, besonders fand er an den dortigen charakteristischen lustigen Personen viel Geschmack. Er kehrte nach Deutschland nicht in den besten Umständen zurück, kam wieder unter eine Truppe, mit derselben nach Salzburg, und so nach Wien, wo man damals eine Art von unförmlicher Schaubühne errichtet hatte, davon wie gewöhnlich die lustige Person Pickelhering das Hauptwerk war. Stranitzki wählte sich den Charakter und die Kleidung eines salzburgischen Bauren, dem er den schon vorher bekannten Namen Hanswurst *) gab, und damit das bergamaskische goffo des Arlekin, freilich ein groß Theil plumper, auszudrücken suchte. Er fand mit dieser Neuerung viel Beyfall, und sie war in der That ein Schritt zur Verbesserung, weil wirklich der Charakter

*) Es ist bekannt, daß in allen Ländern, Italien ausgenommen, wo die Zani bestimmte Nationalcharaktere haben, die lustigen Personen den Namen von einer Speise genommen haben: dergleichen sind *Jean Potage*, *Jack Pudding*, Pickelhering, Stockfisch, Hanswurst, u. d. gl.

rakter eines einfältigen und dabey possirlichen Bauern der Natur gemäß, und also mehrerers Interesse fähig ist, als der bloße Charakter eines Narren, der Narrenstreiche macht, um sie zu machen. Dabey fanden auch die Stücke, die er angab, großen Beyfall; denn er hatte aus Italien eine Menge Scenen und Entwürfe mitgebracht, aus denen er seine Stücke zusammensetzte. So plump er dabey zu Werke gieng, so blieb doch die natürliche komische Anlage der Handlung, und die Possierlichkeit und Lebhaftigkeit des Dialogs gieng nicht ganz verlohren; zudem waren die Zuhörer an nichts feines gewöhnt. Er selbst gab einen Theil dieser seiner einzelnen Scenen heraus, in einem jetzt ziemlich raren Buche, *) das in keiner Geschichte des deutschen Theaters an-

*) Olla potrida des durch getriebenen Fuchsmundi. Worinnen lustige Gespräche, angenehme Begebenheiten, artliche Ränke und Schwänke, kurzweilige Stichreden, politische Nasenstüber, subtile Vexierungen, spindisirte Fragen, spitzfindige Antworten, curieuse Gedanken und kurzweilige Historien, satyrische Püff, zur lächerlichen, doch honnetten Zeitvertreib sich in der Menge befinden. An das Licht gegeben von Schalck Terraa. (S. T. soll Stranitzki anzeigen, vermuthlich soll Fuchsmundi wieder eine schale Anspielung auf Schalckterrä seyn) als des obbesagten ältesten hinterlassenen resp. Stiefbruders Vetterns Sohn. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war 1722. 8.

geführt ist, unerachtet es lange Zeit das Handbuch aller angehenden lustigen Personen war, die auf dem deutschen Theater in Stranitzki's Fußtapfen traten. In demselben ist der italiänische Ursprung der meisten dieser Scenen allenthalben deutlich zu merken; und obgleich die italiänische Karikatur von der plumpern deutschen Karikatur noch ärger verzerret worden ist, so findet man doch hin und wieder noch einige Spuren von ächter vis comica. Daß übrigens Stranitzki katholisch geworden ist, daran ist kein Zweifel; denn nach damaliger Denkungsart hätte man gewiß einem Ketzer nicht verstattet, auf einem rechtgläubigen Theater, die lustige das heißt die Hauptperson zu spielen. Sein Schicksal war sonderbar genug. Er sollte durch die Liebe zum Theater zur katholischen Religion bekehret werden, floh aus Furcht vor der katholischen Religion, und gerieth zum Theater, durch welches er wieder dahin gerieth katholisch zu werden.

Die extemporirten Possenspiele hielten sich, und fanden in Wien allgemeinen Beyfall, bis der Ruf, daß Gottsched das deutsche Theater nach den Regeln und Mustern der Alten verbessert hatte, auch in Wien erscholl. Da gab es Leute, so Gott will, von Geschmacke, welche darauf bestanden, auch in Wien regelmäßige Stücke aufs Theater zu bringen. Sie brachten es denn dahin, daß 1747 die allemannischen Brüder, ein sehr regelmäßiges, aber höchst ungeschmacktes Trauerspiel in Wien gespielt ward, und meinten nun, daß

sie

ſie etwas rechtes gethan hätten. Es war wenigſtens ſoviel, daß man in Wien von einem Schauſpiele nach einer Art von vernünftigem Plane und nicht mit Poſſen untermiſcht, einen Begriff bekam. Von dieſer Zeit an bemühte man ſich mit ungleichem Erfolge unabläßig, das extemporirte Poſſenſpiel vom Wiener Theater ganz zu verbannen. Es gab eine Menge Streitigkeiten darüber. Man miſchte das narrenhafte unter das ernſthafte, und ſpielte Miß Sara Sampſon mit Hanswurſt, welcher die Rolle des Nortons machte. Endlich gelang es 1769, das Extemporiren ganz zu verbannen. Es war dieſes in Abſicht auf Sittlichkeit allerdings ein verdienſtliches Unternehmen. Aber was ſetzte man an die Stelle des abgeſchafften Poſſenſpiels? Meiſtens ſteife Ueberſetzungen, ungeſchmackte Nachahmungen, elende Originale. Gleichwohl war man in Wien, wie es daſelbſt nicht ungewöhnlich iſt, mit ſich ſehr zufrieden,*) und glaubte wirklich nun das erſte Theater Deutſchlandes zu haben, weil man,

*) Im Jahre 1761, da auf dem Theater zu Wien noch nichts als Hanswurſtſtücke und Gottſchediſche elende Ueberſetzungen und Originale geſpielt wurden, behauptete ein öſtreichiſcher Schriftſteller: „Daß die Ehre der deutſchen Schaubühne „aller obenangeführten Hinderniſſe ungeachtet, „allein in Wien gerettet und zur Vollkommen„heit gebracht werden könne.“ (S. Briefe die Litteratur betreffend XII. Bd. S. 323). Eben dieſe

man, wie es daselbst auch sehr gewöhnlich ist, das übrige Deutschland nicht kannte.

Die Zuschauer mußten nach Abschaffung der Possenspiele nothwendig ein großes Leere empfinden. Die extemporirten Hanswurststücke waren dumm und unsittlich; das war nicht zu läugnen. Aber nicht

diese Sprache führt im Jahre 1783 Hr. Blumauer, lepidum caput. Zu einer Zeit, da das Publikum in Wien kaum angefangen hatte, die Fesseln der gröbsten Andächteley von sich zu werfen, und nach erweiterter Censur eben Erlaubniß erhielt, die besten Werke der besten Schriftsteller Deutschlandes zu lesen, behauptet er: „Wien sey der Mittelpunkt um den sich Deutsch„lands größere und kleinere Planeten drehen — „Philosophie und Wissenschaften haben daselbst „einen viel weitern Wirkungskreis, und, wenn „die deutsche Litteratur so wie sie jetzt ist, noch „weiter rücken soll; so müsse sie von Wien aus „weiter geführt werden." (S. Allg. deutsche Bibl. LIVter Bd. 2tes St. S. 622.) Die Eitelkeit der Schriftsteller mag gar zu gern sich selbst unmäßig loben, indem sie ihr Vaterland unmäßig lobt. Das könnte man leicht hingehen lassen. Aber Wien ist schon oft in den Wissenschaften deshalb zurückgeblieben, weil dessen Schriftsteller ausgebreitet haben, es sey in Wien schon alles zur Vollkommenheit gediehen und geendigt, ob man gleich eben erst angefangen hatte. Wien selbst leidet durch solche unzeitige Eitelkeit.

nicht zu gedenken, daß ſie der materiellen Beſchaffenheit eines großen Theils der Zuſchauer ſehr zu Hülfe kamen, welche zwiſchen den vier Stunden der Mittagsmahlzeit und den nachherigen drey Stunden des Nachteſſens, ihren Sitz im Schauſpiele als einen bequemen Ruheplatz, und die Bewegung des Zwerchfells durch das Lachen ohne Gedanken, als Verdauungsmittel brauchten; ſo konnten auch dem feinern Theile des Wiener Publikums die gelernten oder daß es Gott erbarme regelmäßigen Stücke wenig Unterhaltung geben. Kahle Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele, deren Tiraden in lendenlahmen deutſchen Verſen einherhinkten; höchſt ſteife und holprigte Ueberſetzungen franzöſiſcher, engländiſcher und italiäniſcher *) Luſtſpiele, worinn öfters nicht einmal der Wortverſtand richtig war; höchſt elende Originale, wie z. B. die Gräfinn Tarnow oder Karl V. in Afrika, mußten nothwendig Verdruß und Langeweile erwecken. Auch ſuchten die Theaterunternehmer die Schaubühne durch allen nur möglichen äußern Putz aufzuſtutzen. Schöne Kleider, prächtige Dekorationen, große weitläuftige Tän-

*) In den funfziger Jahren wurden verſchiedene Stücke von Goldoni auf die Wiener Schaubühne gebracht. Der deutſche Ueberſetzer derſelben war (ſollte man ſich ſo etwas vorſtellen?) ein gebohrner Spanier, Namens Salazar. Sie ſind unbeſchreiblich elend überſetzt. Verſchiedene derſelben ſtehen in der deutſchen Schaubühne zu Wien.

Tänze, die die Tänze aller andern Art übertrafen, und die der Ruhm Noverres *) zu mehr adelte als sie waren, alles ward angewendet, und war noch nicht genug. Man mußte eine wälsche große Oper, wälsche musikalische Possenspieler **) kommen lassen. Wenn es für so nothwendig gehalten ward, die deutschen Possenspiele vom Wiener Theater zu verbannen; so ist es unbegreiflich, womit man entschuldigen will, daß nach Abschaffung derselben die wälschen Possenspiele darauf geduldet werden. Diese Stücke sind so elend, als jemals Hanswurststücke gewesen seyn können. Sie enthalten noch tölpischere Karikatur, sind noch langweiliger und unsinniger, und dabey fremd. Die Musik kann sie nicht entschuldigen; denn auch die wahre gute Musik wird durch solche unedle läppische Musik verdrängt oder verdorben, wovon wir in ganz Deutschland Beyspiele genug haben.

Gute

*) Der größte Theil der in Wien gedruckten deutschen Programmen der Noverrischen Ballette, welche in der Beschreibung fast noch mehr Aufsehen gemacht haben, als in der Aufführung, sind von einem jungen Wiener Autor J. Laudes, der 1780 im 38ten Jahre seines Alters starb.

**) Im Jahre 1783 war wieder eine italiänische Opera buffa zu Wien, welche wöchentlich dreymal auf dem sogenannten Nationaltheater spielte.

Gute deutſche Originalſtücke würden eigentlich das Weſentliche der Verbeſſerung der Schaubühne gemacht haben. Durch ſie allein hätte der Geſchmack des Publikums können gebildet werden. Aber davon ſah man auf der Wiener Schaubühne lange nicht genug. Deutſchland hat bekanntermaſſen überhaupt viel zu wenig, und der gröſte Theil davon durfte in Wien entweder gar nicht oder nur verſtümmelt aufgeführt werden. Julius von Tarent, Klavigo, Stella, Diego und Leonore, die Zwillinge und andere Stücke waren gar nicht erlaubt. *) An vielen andern fand die ängſtliche Cenſur bald dieß bald jenes bedenklich. Da kamen denn höchſt mittelmäßige Köpfe, ſtückelten und flickten daran bis alles verhunzt **) war, und dieß geſchieht zum Theile noch bis auf den heutigen Tag. Gebler und Heufeld gaben dem Wiener Theater einige nicht zu verachtende Stücke, aber ſie hörten wegen anderer Beſchäftigungen viel zu früh auf. Stephanie der jüngere war eine Zeitlang ein ſehr fruchtbarer und der Schaubühne zu Wien ſehr nützlicher Autor. Seine Stücke ſind mittelmäßig, aber ſie haben den Vortheil, daß ſie auch

*) S. deutſches Muſeum 1781. 12tes St. S. 513.

**) „Man druckt zwar in Wien Komödien, Tragödien, Dramen und Singſpiele; doch mit der „Vorſicht, die beſten Stellen, die dem Verfaſſer Ehre machten, in Form Rechtens auszuſtreichen.“ S. Schlözers Briefwechſel LI. Heft S. 157.

auch Schauspielern von mittelmäßigen Kenntnissen begreiflich sind und daher sehr leicht können gespielt werden. Hätte dieser Schriftsteller mehr Geist und Unterscheidungskraft, oder hätte er sich nur auch mehr Zeit genommen, seinen Stoff zu bearbeiten; so würde er Stücke geliefert haben, die einen dauernden Beyfall gehabt hätten. Man merkt in seinen Lustspielen, daß er sehr wohl weiß, was sich auf dem Theater ausnimmt, und daß er das komische in Lokalsitten sehr wohl zu fassen weiß: zwey nicht zu verachtende Eigenschaften eines Komödienschreibers. Es fanden sich auch noch verschiedene andere Schriftsteller, welche nicht ohne Erfolg Lokalstücke für Wien schrieben, die zum Theil in persönliche Satyre ausarteten. Das Talent eines theatralischen Lokalschriftstellers ist gar nicht verächtlich; das siehet man an vielen guten Komödien in London und Paris. Aber freylich den Wiener Lokalschriftstellern fehlte es größtentheils an dem feinen Bemerkungsgeiste, um von den Stadtthorheiten mehr als bloß die gemeinste und gröbste Seite zu fassen, und am feinen Witze, um sie lebhaft und treffend vorzustellen.

Eben so unvollkommen war auch die Art zu spielen der Schauspieler, welche auf der Wiener verbesserten Bühne, wo man nur gelernte und regelmäßige Stücke aufführen wolte, für die besten gehalten wurden. In ganz Deutschland war auf allen Schaubühnen, seitdem man sich der extemporirten Stücke entschlagen hatte, ein gezierter unnatürlicher Ton eingeführt worden. Die extemporirten

Stücke

Stücke hatten bey ihren übrigen großen Fehlern den Vortheil, daß der obgleich triviale Dialog natürlich und schnell fortgieng. Die besten Schauspieler konnten sich in den Sinn der gelernten Stücke nicht recht finden; zumal da ein großer Theil davon Uebersetzungen waren, welche sich auf keine Weise zu deutschen Sitten und Gesinnungen paßten. Korneillens heroische Sentenzen, Racinens süße und schmachtende Tiraden, und noch mehr Destouches feine Hofrepartien, und Marivaux quintessenciirter Witz, so sehr viel Werth sie mit Recht auf der französischen Schaubühne haben, krümmten und quetschten sich in dem Munde deutscher Schauspieler; zumal da alles dieß ehrenfest und lahm übersetzt war. Die Schauspieler kamen damit nicht aus der Stelle. Daher herrschte, und herrscht zum Theil noch im deutschen Trauerspiele ein langsamer eintöniger predigender Ton, mit dem nur ruckweise ein konvulsivisches Aufbrausen abwechselt. Im Lustspiele aber herrschte, und herrscht zum Theile noch ein gedehntes und ängstliches, ungewisses Wesen, das den Sinn des Stücks fast nie recht trift. Die Sitten und Gesinnungen, worauf sich der größte Theil der aufgeführten Lustspiele bezog, waren auch dem größten Theile der Zuschauer eben so fremd als dem größten Theile der Schauspieler. Man spielte indessen in Deutschland getrost fort: Komödien, Tragödien, und Dramen, und was sonst vorfiel; ohne zu erwohnen, daß man einem Stücke nicht sein Recht thäte. Ackermann, Koch, und ein Paar andere fiengen an einigen Sinn hievon zu zeigen: Acker-

mann in tragischen, und Koch in komischen Rollen deren er einige in großer Vollkommenheit spielte. Ekhof aber, ein Schauspieler der ersten Größe, dergleichen ein Jahrhundert nur einmal hervorzubringen pflegt, war der erste, der die feinen Schwierigkeiten dieser Art, durch Lessings Umgang erleuchtet, ganz einsah, und der ihnen abzuhelfen suchte. Dieß durfte auch nur ein Schauspieler, wie er, wagen, der den ganzen Umfang seiner Kunst so ganz erschöpfte, der in seinen besten Jahren, von der heftigsten oder innigsten tragischen Rolle bis zur feinsten oder zur niedrigsten komischen Rolle, alle Rollen in gleicher Vollkommenheit spielte. Er sah es zuerst ein, welche unermeßliche Forderung man an den deutschen Schauspieler macht, daß er französische, engländische, spanische, italiänische Stücke, und noch oft deutsche Stücke spielen soll, die aus französischen, engländischen, italiänischen und spanischen zusammengestoppelt sind. Man fordert von einem deutschen Schauspieler, wenn er Autoren von so verschiedenen Nationen Gerechtigkeit wiederfahren lassen soll, ungleich mehr als von dem Schauspieler irgend einer Nation; oder eigentlich man fordert allzuviel. Eckhof war der erste, welcher anfieng die dramatischen Werke aller Nationen jede nach ihren Sitten zu studiren und jede auf eine andere Art zu behandeln. Er war der erste, welcher anfieng, die Anlage eines Stücks nach verschiedenen Seiten zu betrachten, und die Absicht jeder Situation zu erforschen. Er drang mit einem seltenen Scharfsinn, sowohl in den Charakter jedes

Stücks

Stücks überhaupt, als in die feinsten Nüancen jedes vorgestellten Charakters. *) Nachdem er die Natur jedes Charakters erforscht hatte, überdachte er wie ein Mann von dem gegebenen Charakter in der gegebenen Lage handeln und sich ausdrücken müßte.

*) Ich hatte von meines Freundes Lessings Emilia Galotti einen Theil vor dem Abdrucke gesehen, ich hatte mit dem Verfasser darüber korrespondirt, ja darüber disputirt. Ich hatte das Stück oft, und in verschiedenen Theilen gut vorgestellt gesehen; denn die Rolle der Klaudia war mit der vortreflichen Starkinn besetzt. Ich hatte viel darüber nachgedacht, und glaubte wohl in den Sinn dieses Meisterstücks der Schaubühne gedrungen zu seyn. Ich muß gestehen, als ich Eckhofen zuerst in der Rolle des Odoardo sah, war zwar meine Erwartung sehr hoch angespannt; aber er überstieg sie so sehr, als mein Ideal von seiner Kunst, mein Ideal von der Kunst eines jeden mir damals bekannten Schauspielers überstiegen hatte. Ich gestehe, daß das Spiel dieses vortreflichen Mannes mir viele Stellen dieses von mir so sehr studirten Schauspiels erst in ihrem höchsten Lichte zeigte. Ich bezeugte ihm meine Bewunderung, daß er so tief in den Geist des Autors habe eindringen und ihm so nacharbeiten können. Er versetzte lächelnd: „Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen „Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß „der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er „ihn trifft. Dieß ist freilich mühsam und mißlich.

Nun verſchmähte er allen theatraliſchen Flitterſtaat der Deklamation die auf Stelzen gieng, und ſuchte die wahren Töne der Natur. Er führte ins Trauerſpiel den ſimplen Ton ein, welcher der Würde und der Zärtlichkeit gleich fähig iſt, und wuſte ihn von der ſimpelſten Sentenz bis zum feurigſten oder wüthendſten Ausdrucke abzuſtufen. Er führte zuerſt in die Luſtſpiele den natürlichen ungezwungenen Konverſationston ein, ſo wie er im gemeinen Leben unter Leuten von Erziehung herrſcht. Er führte zuerſt den wahren Ton der Natur ein, der dem vorgeſtellten Charakter und der Situation, vom niedrigſten Poſſenſpiele bis zum feinſten Charakter des höhern Luſtſpiels, bis zum erhabenſten und zum rührendeſten Trauerſpiel immer angemeſſen, ungezwungen und natürlich bleibt. Jedes Stück ſpielte er nach ſeiner eigenthümlichen Art. Wenn er aufs Theater trat, ſo war er bis zur äußerſten Illuſion ganz der Mann, den er vorſtellte. Diejenigen, welche dieſen unnachahmlichen Schauſpieler in den ſo ſehr verſchiedenen Rollen des Odoardo, Kodrus, Fayel, und des tauben Apothekers, Advokaten Patelin, oder Bauers mit der Erbſchaft geſehen haben, und beſonders diejenigen, die ſich noch erinnern können, wie es vor ihm auf den deutſchen

„lich. Aber nur ſehr wenig Autoren machens „den Schauſpielern ſo ſchwer wie Leſſing. Man „kann ſie leicht haſchen; denn ſie ſchwimmen „oben auf wie Baumrinde.“

ſchen Bühnen ausſah, werden mir Recht geben. Dieſer groſſe Mann ſchuf das ganze hamburgiſche Theater um, und zog eine ziemliche Anzahl vortreflicher Schauſpieler. Dieß gab der hamburgiſchen Bühne den groſſen Vorzug vor allen Schaubühnen Deutſchlandes; ſo daß man mit Recht ſagen kann, daß diejenigen jetztlebenden Schauſpieler und Schauſpielerinnen, von denen man ſich zum Wachsthume der Kunſt mit Rechte etwas verſprechen darf, alle (nur ſehr wenige ausgenommen) ſich in Hamburg ſelbſt, oder doch nach hamburgiſchen Schauſpielern gebildet haben.

In Wien wußte man von den groſſen Schritten, welche die Schauſpielkunſt in Hamburg that, damals als man das Theater verbeſſern wolte, noch ſo gut als nichts. Die Wiener Schauſpieler bildeten ſich zunächſt nach den franzöſiſchen, die ſie vor ſich ſahen, und nicht einmal nach den beſten. Sie hätten ſonſt Aufreine vor ſich gehabt, einen treflichen Mann, natürlicher und gemäßigter als irgend einer von ſeiner Nation, gerade das Widerſpiel von le Kain. Aber Schauſpieler, die mehr dem letztern ſich näherten, ſcheinen die damaligen Vorbilder der Wiener Schauſpieler geweſen zu ſeyn. Dieſe waren pomphaft und tönend in der Sprache, anſtändig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, in Ausdruck und in Geſtikulation, ohne feine Einſicht in den Verſtand der Charaktere, und ſogar oft nachläßig in Bezeichnung des gemeinen Sinns der Worte. So beſchrieb ſie mir Leſſing, da er nach ſeiner Zu-

rückkunft aus Italien über Wien gegangen war; und so habe ich 1781 diejenigen, die von dem ehemaligen Wiener Theater übrig waren, z. B. Bergopzomer, Lang, Stephanie den ältern u. a. gefunden.

Indessen war Wien mit seiner Schaubühne, sowohl in Absicht der Stücke als in Absicht der Schauspieler, höchst zufrieden. *) Wie sehr noch vor wenig Jahren die Art zu spielen in Wien von der natür-

*) In dem Briefe eines Ungenannten aus Wien, in der Litteratur- und Theaterzeitung (1783 1. Thl. S. 91) heißt es sogar noch von dem in Wien vor kurzem herrschenden Geschmacke: „Gebt „uns eine süße Geschichte mit einer sauren Brü„he, pfropft soviel junge Frauenzimmer hinein, „als ihr könnt, spickt eure Liebhaber mit Senti„ments, eure Alten mit Mißverstand, eure Be„diente mit Zweydeutigkeiten, rüttelt das Ganze „durch drey oder fünf Akte zusammen, gießt es „ins Publikum, und seht wie es gähren wird! — „Ich sehe Sentenzen aus der Luft fallen, wie „Schneeflocken; und wundre mich gar nicht mehr „darüber, wenn unsere besten Köpfe Dichter „und Schauspieler zehnmal in einem Athem ver„wechseln. Ich hab' es erlebt, daß man jeman„den, den die Wuth beynahe ersticken solte, sei„ner deutlichen Deklamation wegen gelobt hat; „ich hab' einem hinfälligen neunzigjährigen Alten „eine starke Brust und eine sonore Stimme wün„schen

natürlichen Deklamation, die ſich jetzt auch daſelbſt mehr auszubreiten anfängt, entfernte, und wie ſehr das dortige Publikum damals in der Kenntniß des wahren Verdienſts eines Schauſpielers zurück war; davon iſt der ſicherſte Beweis: daß Madame Starkinn und Madame Seilerinn, zu ihrer Zeit die treflichſten Schauſpielerinnen Deutſchlands, in Wien keinen Beyfall fanden. Ihr Spiel, ihr Ton, ihre Geberden, waren allzunatürlich. Sie agirten nicht genug. Ich könnte einen ſichern Mann in Wien nennen, welcher einem meiner Freunde in Leipzig, der ihm ſeine Verwunderung darüber bezeugte, mit gerümpfter Naſe antwortete: „Es wäre freilich kein Wunder, daß dergleichen Schauſpielerinnen, welche in der Provinz ſo hingehen möchten, wenn ſie nach der Hauptſtadt kämen, nicht fortkommen könnten.“ Das iſt ein Ton, in dem gewiſſe Leute in Wien ſehr gern ſprechen, und den ich ſelbſt nicht ſelten dort gehört habe. Sonderbar genug! Die Länder, die man Provinz zu nennen affektirt, hatten früher beſſere Schauſpiele und beſſere Schauſpieler als Wien. Aus denſelben erhielt Wien von jeher den größten Theil ſeiner beſten Schauſpieler, die mehrentheils mit Kenntniſſen ausgerüſtet waren, die in Wien noch fehlten, und deswegen

„ſchen hören; ich kann es beſchwören, daß einige „ſichtsvolle Kenner behauptet haben, das ſey „die Krone der Kunſt, im Verſtrauerſpiel keinen Vers merken zu laſſen.“

Widerstand fanden. Koch, der zu seiner Zeit ein Verbesserer der Bühne war, erfuhr in Wien früher eben das, was der Seilerinn und Starkinn später daselbst begegnete.

An Pracht und Aufwand ist freilich das Wiener Theater allen andern Theatern Deutschlands, besonders seit Abschaffung der extemporirten Stücke, beständig weit überlegen gewesen. Dreyreiche Unternehmer trachteten durch den ungeheuersten Aufwand *) die Wiener Schaubühne zur ersten in Deutschland zu machen. Alles gieng einige Jahre lang kunterbunt durcheinander. Die ungemessenen Forderungen der ausländischen Tänzer, Sänger und Dekorationsmacher, die Kabalen und die Liebeshänke der Schauspieler und Schauspielerinnen, die Anordnungen der Hofleute die sich zu Protektoren aufwarfen, die Bemühungen, ein zu prächtigen immer abwechselnden Schauspielen gewöhntes, in den Abwechselungen immer mehr Pracht verlangendes und doch sehr bald gesättigtes Publikum**), immer mehr zu befriedigen, alles dieß machte, daß ein

*) Im Jahr 1770 war, wie man mich in Wien versichert hat, bloß die Summe der festgesetzten Besoldungen 221,000 Fl., worunter das ungeheuer kostbare Noverrische Ballet war.

**) Ein Ungenannter im deutschen Museum, der sich gewiß als einen Mann von vieler Kenntniß und Geschmack zeigt, sagt von der Wiener Schau-

ein Unternehmer nach dem andern bankerott ward, und die Direktion verlassen mußte. Man sah nun endlich ein, daß auch mit ungeheurem Aufwande dem Theater noch nicht geholfen sey; man schafte 1776 die wälschen musikalischen Ernstspieler und Possenspieler und das unerhört kostbare Noverrische Ballet ab, man schränkte andere Ausgaben ein, man veränderte nicht wenig Anordnungen, und war vielleicht damit noch nicht viel weiter.

Schaubühne: „Ein Schauspieler hat hier so „wenig, wie in andern Orten unsers Vaterlan„des, und vielleicht noch weniger Gelegenheit, „sich durch den Umgang der feinern Welt zu bil„den. Noch mehr muß ihn die schlechte Aus„wahl der Stücke in seiner Kunst zurücksetzen, „die theils in dem immer nach Neuigkeiten stre„benden Publikum, das die alten Meisterstücke „gar nicht mehr sehen will, (und wirklich sind „die Pariser in Vergleichung mit den Wienern „beständige Geschöpfe) theils in dem Geschmack „der Nation ihren Grund hat, die, so viel auch „von der heutigen Aufklärung, und mit Recht, „in Vergleichung der vorigen Zeiten, geredet „wird, doch eine der üppigsten, materiellesten „Nationen des Erdbodens bleibt, wahrscheinlich „es auch so lange bleiben wird, bis die Jugend „der mittlern Klasse, die doch fast überall den „Karakter einer Nation bestimmt, früher und „auf eine ganz andere Art, als es in den hie„sigen Schulen geschiehet, gebildet wird.“

Wer will, kann die Geschichte aller dieser Veränderungen in den mancherley Wienerischen Theateralmanachen, Taschenbüchern, Theaterzeitungen, historischen Theaterchroniken, dramatischen Censoren, Briefen über die Schaubühne, und andern Dramaturgien sehr umständlich, und noch dazu mehrentheils alles was zu jeder Zeit geschah, nach allen Prädikamenten gelobt, finden. Seit Lessing seine hamburgische Dramaturgie schrieb, hat jedes kleine wandernde Theater in Deutschland seinen Dramaturgen. Wie hätte es dem großen und prächtigen Theater in Wien daran fehlen können! Die äußere Form war auch leicht erlangt. Aber so wie Lessing in seinem Werke zeigte, daß er Lessing war, so zeigten bisher alle seine Nachahmer, daß sie keine Lessinge sind. Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man verschiedene Wienerische Dramaturgien von nicht längst verflossenen Jahren jetzt wieder nachliefet. Wie fest die Leute Dinge entscheiden, von welchen man jetzt das Gegentheil vor Augen siehet! Welche enthusiastische Erwartungen sie hatten! Wie halb wahre Grundsätze mit halb falschen Anwendungen sich so sonderbar kreuzen! Eine sehr richtige Wienerische Dramaturgie kann sich der selbst machen, welcher sich die Mühe nehmen will, die verschiedenen, nicht weniger als acht und funfzig Bände ausmachende gedruckte Sammlungen *) der zu Wien von 1760 bis

*) 1) Deutsche Schauspiele, welche zu Wien aufgeführt worden; Ein Band 1760. 8. 2) Die deut-

bis 1783 aufgeführten Schauſpiele, nebſt den beſonders gedruckten Stücken von Hafner, den beiden Stephanie, Graf Traun, Laudes, Marinelli, Weidmann u. a. nach der Reihe durchzuſehen, und die mannichfaltigen Abänderungen, von der Phädra an, von Licentiat Stüven überſetzt, und der Schäferinſel von Chriſtlob Mylius, bis zum Makbeth, von Stephanie verpfuſcht, und bis zum Findelkinde oder zum Dichterlinge, zu erwägen. Der Kontraſt wird noch ſonderbarer ſeyn, wenn man, das was die Dramaturgen von einigen Stücken rühmen, mit den Stücken ſelbſt vergleichen will.

Die Hauptveränderungen, welche wie ich oben geſagt habe, 1776 gemacht wurden, waren: Daß die Schauſpielergeſellſchaft, nachdem die verſchiedenen Unternehmer bankerott gemacht hatten, vom Hofe

deutſche Schaubühne zu Wien nach alten und neuen Muſtern; 12 Bände 1754 bis 1764. 3) Neue Sammlung von Schauſpielen, welche auf der Schaubühne zu Wien aufgeführt worden; 12 Bände 1764 bis 1767. 4) Das neue Theater zu Wien; 8 Bände 1769. 1770. 5) Neue Schauſpiele aufgeführt auf dem K. K. Theater zu Wien; 12 Bände 1771 bis 1775. 6) Neues Wiener Theater; 5 Bände 1775. 1776. 7) K. K. Nationaltheater; 6 Bände 1778 bis 1782. 8) K. K. Nationalhoftheater; 2 Bände 1783.

Hofe übernommen, und erſt dem Oberſthofmeiſteramte, und nachher dem Oberſtkammeramte zur Aufſicht untergeben wurde; und daß man einen Ausſchuß von fünf Schauſpielern errichtete, welcher nun das innere des Schauſpiels regieren ſollte. Dieſe Veränderungen konnten im weſentlichen wohl nicht viel ändern; beſonders iſt in vielen Schriften über den Ausſchuß laut geklagt worden, daß er nämlich durch ſeine Kabalen, durch ſchlechte Wahl der Stücke und durch partheyiſche Austheilung der Rollen das Theater eher verſchlimmert als verbeſſert habe. Der weſentliche Fehler des Wiener Theaters lag nicht ſowohl in der Aufſicht, als darinn, daß eine unnatürliche übertriebene Art des Vortrags darauf herrſchte, und daß die Schauſpieler mehr bemühet waren ihre Rollen zu agiren und zu peroriren, als das ſeine davon zu verſtehen. Auf der zu Berlin auf Brockmann geſchlagenen Münze, iſt die Inſchrift: Peragit *tranquilla poteſtas* quod *violenta* nequit. Dieß iſt in vielen Situationen des menſchlichen Lebens, aber auch beſonders, in Abſicht auf theatraliſche Deklamation ſehr wahr. Hierinn die Wiener Schaubühne auf beſſern Weg zu bringen, war Schauſpielern vorbehalten, welche ſich in Hamburg gebildet hatten.

Die wahre erſte wirkliche Verbeſſerung deſſelben war, daß 1776 Madame Sacco gebohrne Richard, die Wiener Bühne betrat. Dieſe vortrefliche Schauſpielerinn hatte ſich in Hamburg gebildet. Sie hatte da gelernt natürlich und affektvoll zu ſpielen, ohne tönen-

tönenden Pomp. Sie fand außerordentlichen Beyfall. Beſonders die Schauſpielerinnen ſuchten ſich, ſo viel ſie konnten, nach Madame Sacco zu bilden. Das Verdienſt und die Ehre, die Unnatur in der Deklamation vom Wiener Theater zuerſt verdrängt zu haben, gebürt Ihr.

Das Glück wollte, daß noch ein Schauſpieler nach gleichen Grundſätzen gebildet, das Wiener Theater betrat. Hamburg hat zu zweymalen ein ſehr vollkommenes Theater in Abſicht auf die Schauſpieler gehabt. Als Eckhof Hamburg verließ, ſtand Schröder auf. Man kann eigentlich nicht ſagen, daß er ſich nach Eckhof gebildet hat; ſondern gleichſam der Funken ſeines Genies entzündete ſich an ſeinem Stiefvater Ackermann und an Eckhof. Schröder war ſchon bis über die Jünglingsjahre bloß Tänzer geweſen, als er ſich ſchnell entſchloß Schauſpieler zu ſeyn, und ſogleich zum Bewundern groß war. Er hatte dabey, ſo wie Eckhof, eine ausgebreitete Kenntniß alles deſſen was zum Theater gehört. Er fand in Hamburg den guten natürlichen Ton bey der Bühne ſchon eingeführt. Er arbeitete mit Eifer, und brachte die Schaubühne in kurzem wieder in einen treflichen Zuſtand. Unter ihm und mit ihm bildete ſich in Hamburg Brockmann, einer der erſten Schauſpieler Deutſchlandes. Als Brockmann die Wiener Bühne betrat, wollte er nicht recht gefallen, ohnerachtet doch Madame Sacco ſchon ſeit einiger Zeit allgemeinen Beyfall erhalten hatte. Von einer ſchönen

Frau

Frau hatte man den simpeln natürlichen Ton lieber angenommen, die Schauspieler männlichen Geschlechts aber waren bisher immer noch beym Uebertreiben geblieben. Brockmann bequemte sich in etwas nach der zu Wien gewöhnlichen Art zu spielen, (wenigstens merkte ich, daß er nicht ganz so spielte, wie ich ihn in Berlin gesehen hatte); und gewöhnte endlich das Wiener Publikum an natürlichere Deklamation, als man bisher daselbst gewohnt war zu ertragen.

Endlich erschien Schröder selbst auf dem dortigen Theater. Vor sechs Jahren würde es ihm vermuthlich gegangen seyn, wie der Seilerinn und Starkinn. Jetzt gieng sein Ruhm vor ihm her, und man wagte es nicht ihn öffentlich zu mißbilligen. Indessen heimlich arbeitete, als ich in Wien war, noch eine starke Parthey gegen ihn. Ich mußte oft in Gesellschaften hören, Schröder wäre doch nicht der Mann für den man ihn ausgäbe. Er sollte mehr Mienen machen, die Hände sollten beweglicher, die Stimme solte lauter seyn, er sollte mehr agiren, kurz er solte so ein wenig seyn wie Bergopzomer. Viele Leute in Wien urtheilten damals über Schröder gerade wie Partridge im Tom Jones über Garrick. Sie meinten, so natürlich da zu stehen und zu reden, wie Schröder, sey keine große Kunst; aber Bergopzomer wisse recht die Stimme anzustrengen, die Hände zu werfen, und sey ein großer Akteur. Ich habe gewiß allen Anspruch an Geschmack bey diesen Leuten verwirkt, da

da ich über den letzten Schauspieler die Achseln zuckte.

Auf der Wiener Schaubühne war damals wirklich ein ganz sonderbarer Kontrast. Einige Schauspieler, und besonders die meisten Schauspielerinnen hatten eine natürliche gute und angemessene Deklamation und Aktion. Daneben waren andere Schauspieler, welche so unnatürlich, so gedehnt, so übertrieben spielten und sprachen, als möglich. Beide Arten wurden tüchtig beklatscht. Schröder im König Lear und Bergopzomer in Richard III, ja, in ebendemselben Schauspiele, Bergopzomer der den Richard III. mit der unnatürlichsten Karikatur, und Mad. Sacco und Mad. Nouseul, welche die beiden Elisabeth rührend zärtlich und natürlich spielten.

Es läßt sich nichts unnatürlicheres sehen, als Bergopzomer in der Rolle Richards III. Der Mann hat überhaupt nichts edles in seinem ganzen Anstande; und hier, wo er einen Tyrannen machen wollte, übertrieb er alles auf die plumpste Weise. Wenn er grausam aussehen wolte, machte er die Augen zu, und zog sie so verzerrt wieder auf, daß fast nichts als das Weiße zu sehen war. Bey diesen Konvulsionen wackelte er mit seinen beweglichen Augenbraunen, zog die Nasenflügel in die Höhe, und verzog entweder die Lippen wie einen griechischen Cirkumflex, oder sperrte den Mund weit auf, daß die zusammengebissenen

Zähne

Zähne zu sehen waren. Er durchsägte die Luft mit seinen Händen, fuhr mit seiner ganzen Person auf dem Theater hin und her, und in der Scene im vierten Aufzuge, wo er die kalte Hand zu sehen glaubt, drehte er sich auf einem Fuße herum und fiel langelang auf den Sitz, wie ein Badaud, der aufs Kanapee plumpt, um seine Person zu zeigen. Ich war ganz erstaunt, daß man diesen Menschen unmäßig beklatschte. Außer der ganz abscheulichen Karikatur seiner Aktion und seiner Stimme, verstand er seine Rolle ganz und gar nicht. Ans Feine war nicht zu gedenken, denn er sagte öfters die allerleichtesten Sachen falsch. Z. B. die Worte:

Der niederträchtige feigherzige Bösewicht,

sprach er folgendergestalt aus:

Der niederträchtige; — feigherzge Bösewicht.

Anstatt des fünften Aufzugs dritten Auftritte zu sagen:

Wolan, so mögen sie das ganze Schauspiel sehen!

legte er einen sehr hohen Accent auf das Wort Schauspiel und sagte:

Wolan, so mögen sie das ganze Schauspiel sehen!

Dergleichen falsche Accente hörte man fast alle Augenblicke, so daß es jedem, der richtige Deklamation nur einigermaaßen kannte, zum Eckel werden mußte. Es ist doch wahrhaftig jämmerlich, an einem Menschen, der so lange der erste Schauspieler der Schaubühne in der größten Stadt Deutschlandes gewesen

dieſen war, ſolche Schülerfehler zu finden, die man auch an einem Anfänger auf der Stelle ahnden müßte. Als noch ein Beyſpiel ſeines falſchen Spiels will ich des fünften Aufzugs vierten Auftritt anführen, wo Richard in Wuth geräth, nachdem er Richmonds Sieg vernommen hatte. Er ſagt folgende Verſe:

Verflucht ſey Richmond, Strang und Stanley,
ich und du —
Verflucht die ganze Welt! — Mein Traum! —
die letzte Scene —
Vom Thron, den ich beſtieg, ziehn mich des
Bruders Söhne
Mit ſich ins Grab.

Die beiden erſten Verſe ſagte er mit einem Geſchrey, das dem Gebrülle nahe kam, und mit einer Uebertreibung von Geſtikulation, die eben wegen des Uebermaaßes der Bewegung ins Komiſche fiel. Den dritten Vers ſprach er in einem überſchnappenden weinerlichen Tone, zu dem von dem vorher wüthenden Tone gar kein Uebergang war. Beym vierten Verſe ließ er mit einemmale den weinerlichen Ton fahren, machte die Augen zu, wackelte mit den Augenbraunen, ſagte langſam in einem holen und kläglichen Tone: ins Grab, und wies dabey mit der rechten Hand auf die Erde. Erbärmlicher ließ ſich wohl dieſe Stelle nicht verpfuſchen.

In einigen Dramaturgien ſtehet, Hr. Bergopzomer ſpiele im Komiſchen natürlicher als im Tra-

gliſchen. Freilich iſt eine Wiener Lokalkomödie voll gemeiner Situationen und gemeiner Reden eher zu begreifen, und alſo leichter zu ſpielen, als ein Stück, worinn die Charaktere und die Dialogen feiner ſind. Indeſſen ſah ich ihn in einem mittelmäßigen Stücke, das Findelkind genannt, und auch da ſpielte er kaum mittelmäßig. Als dieſer Schauſpieler 1782 von dem Wiener Theater ſeinen Abſchied bekam, ſo ließ er auf ein Paar Bogen letztes Wort an das Wiener Publikum drucken, worinn er einen ſehr hohen Ton annimmt und klagt, daß er durch Kabalen verdrängt worden ſey. Ich weiß nicht in wie fern dieſes wahr iſt, ich verſtehe mich nicht auf die Kabalen der Schauſpieler und habe mich nie darum bekümmert. So viel weiß ich, daß kein Theater an einem ſolchen Manne etwas verliert, dem es an den erſten Principien der guten Deklamation fehlt, und der doch die erſten Rollen verlangt.

Herr Lang paſſirte in Wien für einen großen Schauſpieler in zärtlichen Rollen. Ich muß aber geſtehen, daß ich nicht leicht etwas hölzerners und froſtigers geſehen habe, als ſein Spiel. Er hat ein weiß und roth Geſicht, das außer der Bühne ganz angenehm ſeyn mag, aber auf derſelben höchſt unbedeutend iſt. Dabey hat er ein Paar ſtiere Augen, welche immer gerade in die Lagen hinein gucken; und eine deutliche eintönige Stimme, Accent bey Accent, ſo daß endlich vor lauter ſeynſollendem Nachdrucke nichts nachdrücklich werden kann.

Herr

Herr Stephanie der ältere ist eine breitschultrige Person, hat ein gemeines Gesicht und ei[illegible] unangenehmen heulenden Ton der Stimme. Als Gloster im König Lear war er ganz unerträglich. *) Hr. Stephanie der jüngere spielt

*) Der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen, der sonst über so viele Sachen richtig urtheilt, beurtheilt Schauspiele überhaupt, und besonders die Schauspieler der Wienerischen Bühne (im 1ten Bde. S. 354 u. f.) meines Erachtens meistens ganz unrichtig. Ich kann gar nicht begreifen, wie dieser Verfasser sagen kann: „Er habe den Hausvater noch nicht besser „spielen sehen, als von Stephanie dem ältern.“ Es kann seyn, daß er den Hausvater nicht gut hat spielen sehen. Aber da Stephanie in meiner Gegenwart verschiedene ziemlich gemeine Rollen ganz falsch spielte, und nicht einmal den Sinn der Worte traf; so ist es mir wirklich ein Räthsel, wie er eine so feine Rolle, wie der Hausvater ist, solte begriffen haben. Der schon oben angeführte Ungenannte, der im deutschen Museum (1781. 12s St.) die Schauspieler der Wienerischen Bühne, so viel ich sie habe kennen lernen, ziemlich richtig und mit vieler Kenntniß wahrer dramatischer Kunst beurtheilet, sagt S. 517, indem er Stephanie über nur allzusehr in die Augen fallende Fehler anklagt: „Er übertreffe „sich als Hausvater, und spiele mit Empfin„dung.“ Ich muß also fast glauben, Hr. S. könne sich hier von einer Seite zeigen, von der ich ihn gar nicht gesehen habe.

einige halb komiſche Rollen ziemlich natürlich; alles übrige, was ich von ihm ſah, war ſehr mittelmäßig. Er lernt oft die Worte, weil er ſeine Rolle nicht auswendig kann.

Herr Weidmann, ſagen viele Leute in Wien, iſt ſonſt nur ein Schauſpieler vom gewöhnlichen Schlage. Zu einigen Rollen aber muß er beſonders aufgelegt ſeyn. Als Kanton in der häuslichen Heurath hat er mir überaus großes Vergnügen gemacht. Er ſpielte dieſe Rolle durchaus gut, und verſchiedene Stellen mit einer Feinheit und Wahrheit, die man ſelten findet.

Herrn Janz und Hrn. Müller *) ſah ich als die beiden Herzoge im König Lear. Sie waren auf eine ganz verſchiedene Weiſe beide außer dem rechten Ton ihrer Rolle. Der eine ſprach wie ein gemeiner Handwerker, und ſtand auch ſonſt andere

*) Dieſer Schauſpieler hatte 1779 eine Theatralpflanzſchule errichtet, welche auf dem Theater am Kärntnerthore ſpielte. Kenner, die ſie geſehen haben, ſagten mir, daß die Zöglinge daſelbſt zu höchſt affektirter Art zu deklamiren und zu ſpielen abgerichtet wurden, ohne wahren Verſtand ihrer Rollen. Doch unterſchied man unter ihnen einigermaßen Joſepha Müllerinn, die älteſte Tochter dieſes Schauſpielers. Die Kinder tanzten und ſangen auch. 1780 ward dieſe kleine Truppe mit dem Nationaltheater vereinigt.

mahl ein Air de Représentation an, und perorirt ganz à la françoise und ganz unshakespearisch.

Diese waren zu meiner Zeit die bekanntesten Schauspieler, die schon auf dem Wiener Theater waren, ehe die hamburgischen Ankömmlinge dahin kamen. Von den Schauspielerinnen kann man überhaupt sagen, daß sie jede in ihrer Art gut sind, und die Mannspersonen um viel übertreffen. Mad. Adamberger *) (gebohrne Jaquet die ältere) ist eine schöne Frau, und spielt einfältige und naive Rollen ganz allerliebst. Mlle. Defraine und Mad. Stierle spielen Kammermädchen recht gut. Eine der vortreflichsten Schauspielerinnen ist Mlle. Katharina Jaquet die jüngere, aus Wien gebürtig, und die sich in Wien ganz allein gebildet hat. Der Ungenannte im Museum läßt ihr bey weitem nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren. Sie hat einen edlen Anstand, feurige viel sagende Augen, starke Gesichtszüge **) und ein bedeutendes Mienen-

*) Herr Adamberger, ihr Mann, singt in der Operette; er hat eine schöne Tenorstimme, ungefähr so wie Hr. Spengler, aber weit mehr Feinheit im Vortrage, und im Portamento di Voce. Jetzt muß er bloß italiänisch singen. Die prima donna der Operette war damals Mad. Bernasconi, eine Italiänerinn, eine gute Sopranstimme und die das Deutsche ziemlich aussprach.

**) Ihr Bild steht vor dem allgemeinen (eigentlich bloß Wiener) Theateralmanach aufs Jahr 1782; aber es hat nicht Geist genug.

spiel. In den verschiedenen Rollen, wo ich sie gesehen habe, hat sie auch nicht eine Silbe falsch gesagt, woraus erhellte, daß sie ihre Rollen ganz verstand. Dieß ist mehr, als man von den meisten Schauspielern und Schauspielerinnen auf allen Theatern sagen kann. Ich sah sie unter andern die Rolle der Goneril im König Lear machen. Diese Rolle möchte wegen ihrer edlen Gesichtsbildung nicht gut für sie gewählt zu seyn scheinen; aber sie spielte sie in allen ihren Theilen überaus gut. Im vierten Aufzuge machte sie die verliebte Scene mit Edmund besonders meisterhaft; und so auch im fünften Aufzuge: als ihre Schwester Regan erklärt, sie wolle den Edmund heurathen, da zog sich Sostenutezza und verbißner Zorn durch ihr ganzes Gesicht. Als darauf der Herzog von Albanien sagt, Regan solle dieß nicht, so brach ein Blick teuflischer Freude heraus, dessen ich dieses natürlich so sanfte Gesicht nicht fähig gehalten hätte. Eben so nachher, da ihr Gemahl sie anklagt, wechselte Betroffenheit mit Dreistigkeit und innerlich kochender Wuth ab. Ich habe selten ein so wahres Mienenspiel gesehen. Eben so meisterhaft spielte sie auch im Lustspiele, z. B. als Miß Fanny Sterling in der heimlichen Heurath. Sie ist auf alle Weise eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlandes. So genau im Sinne des Charakters, mit so genauem Verstande jedes Worts, mit so völlig angemessenen Accenten, Mienen und körperlicher Beredsamkeit überhaupt, spielen nur wenige.

Die

Die Personen, die zum Wiener Theater aus Hamburg hinzugekommen sind, habe ich meist oben schon genannt. Mädame Sacco ist als eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlands bekannt, und ich darf sie hier nicht ausführlich loben. Sowohl zärtliche als pathetische Rollen macht sie meisterhaft. Sie hat eine einnehmende süßtönende Stimme, im Trauerspiel zuweilen eine ganz kleine Näherung zum französischen hohlen Schluchzen; auch hat sie von ihrer ehemaligen französischen Art zu spielen noch wohl gewisse Schwingungen der Arme beybehalten. Aber es ist wahr, daß ihr alles dieses sehr wohl ansteht. Ihre Töne zum Uebergange von einer Leidenschaft zur andern sind oft bis zur äußersten Feinheit wahr und der Natur gemäß. Dieß sah ich in der Rolle der Elisabeth im Richard III. z. B. in dem vierten Auftritte des dritten Aufzugs, welcher die herrlichste Wirkung gethan haben würde, wenn Bergopzomer nicht alles so unbeschreiblich verhunzt hätte, besonders in des vierten Aufzugs vierten Auftritte, wo sie entschlossen die Worte sagt:

Es ist geschehen —
Hier ist die Hand Tyrann; laß uns zum Altar gehen.

Madame Rouseul kannte ich schon aus Berlin, als eine Schauspielerinn, welche natürlich und mit Einsicht spielt; so auch Madame Schröder und Hr. Brockmann. Der letztere hat von den höhern Accenten in der Deklamation, welche sonst in

Wien gewöhnlich waren, vermuthlich dem Publikum zu gefallen, etwas ganz weniges angenommen. Herr Schütz und Herr Dauer kommen auch vom Hamburger Theater. Ich habe sie in keinen beträchtlichen Rollen gesehen, aber daß sie ihre Rollen nicht zu verderben pflegen, war mir vorher bekannt.

Herr Schröder zeigte sich hier auch als den großen Schauspieler, der er ist. Die vorzüglichsten Rollen, in denen ich ihn sah, waren König Lear und Lord Ogleby in der heimlichen Heurath. Die Rolle des Lears spielte er, wie ich sie schon gesehen hatte, ganz meisterhaft, und so auch den Lord Ogleby. Die meisten Schauspieler machen aus diesem Lord die plumpste Karikatur, einen abgeschmackten alten Dummkopf, der sich wie ein Narr kleidet, und sich wie ein Narr gebärdet, und sich doch einbildet, die Frauenzimmer müßten sich in ihn verlieben, wie sie denn im Stücke auch wirklich thun, obgleich nach der Art wie der Charakter gespielt wird, wider alle Wahrscheinlichkeit. Hr. Schröder spielte den Ogleby mit der größten Feinheit, als einen Mann von Stande, der durch allzuvielen Genuß zu früh alt geworden ist. Stolz auf seinen Stand, und der Siege beym Frauenzimmer gewohnt, schielt er nach jeder, und sagt ihr Verbindlichkeiten, glaubt, wie es auch dem Laufe der Welt sehr gemäß ist, bey den Töchtern eines reichgewordenen Bürgers Aufmerksamkeit zu erregen, will, wie ein Hofmann, den Verliebten fühlen, indessen ihn alle

Augen-

Augenblicke eine Schwäche seines Körpers erinnert, daß er eine Essenz oder eine Arzney nöthig habe. Diesen so natürlichen und so feinkomischen Charakter führte Schröder mit ungemeiner Wahrheit aus. Alle im Stücke mitspielende Personen sekundirten ihn sehr. Ich hatte seit verschiedener Zeit nicht ein Lustspiel in allen Hauptrollen so ungemein gut spielen sehen, und es machte mir diese Aufführung daher ein sehr großes Vergnügen.

Im IIten Bande hatte ich S. 411. bey Gelegenheit der Schaubühne in Regenspurg gesagt: „Das deutsche Theater ist wahrhaftig noch in seiner „Kindheit. — Zu den Ursachen gehört, daß fast „jeder Stümper von Schauspielern sich dünkt einen „ersten Rang zu verdienen. — Eigendünkel der „Schauspieler nimmt zu, und darüber geht das „wahre Studium der Schauspielkunst immer „mehr verlohren; wir haben eine Menge Schau„spieler, welche Prätensionen machen, so viel wie „in irgend einem Lande gemacht werden, und wir „haben kein Schauspiel.“ Darüber sagt mir ein Wiener Schriftsteller, dem an Eigendünkel wenige gleichen, mit triumphirender Miene: *) „Als ich bald „darauf das Wiener Nationaltheater besuchte, „habe ich vermuthlich schon vergessen gehabt, was „ich in Regenspurg über die deutschen Schauspie„ler hingeschrieben hatte.“ Nichts weniger! Mir

*) Wiener Realzeitung 1783. S. 585.

ſind, alle gute Schaubühnen und auch die allermehrſten vorzüglichen Schauſpieler Deutſchlands bekannt, und auf alle nehme ich, ganz beſonders aber auch auf das Wiener Theater, mit dieſer Anmerkung Rückſicht. Daſelbſt iſt der Eigendünkel der Schauſpieler von jeher in großem Maaße zu finden geweſen. Man darf nur die Geſchichte des berüchtigten Ausſchuſſes einigermaßen wiſſen, *) um deutlich zu ſehen, wie durch deſſen Eigendünkel das wahre Studium der Schauſpielkunſt immer mehr verlohren gieng. Daß Stümper einen erſten Rang verlangen, daß darüber das wahre Studium der Schauſpielkunſt immer mehr verlohren gehet, war 1781 von Wien ſo ſehr wahr, als von irgend einer Schaubühne; denn Bergopzoomer iſt im Grunde, wenn es auf wahre Schauſpielkunſt ankommt, nicht viel beſſer als Schopf, der auch ſo gut ſchreyen, Grimaſſen machen und auf dem Theater herumtoben kann, als Bergopzoomer. Gute Schauſpieler ſind in Deutſchland nicht wenige, und nun hat man auch in Wien große Schauſpieler beyderley Geſchlechts: Sacco, Jaquet, Schröder, Brockmann; aber mit der Aufführung der Schauſpiele war es damals in Wien, wie

*) Man ſehe darüber nur z. B. Schinks dramaturgiſche Fragmente (Grätz 1781. 8.) nach, ein Buch, worinn nicht wenig Wahrheiten vorkommen, die in Wien, beſonders den Schauſpielern nützlich ſeyn können, und das daher mit den übrigen Wienerischen Dramaturgien nicht in Eine Klaſſe geſetzt werden.

bis faſt an allen Orten Deutſchlands. Meiſter mußten neben Stümpern und mittelmäßigen Leuten ſpielen. Sarco neben Bergopzomer, Schröder neben Lang. Wenn man nunmehr in Wien nach Schrödern ſich bildet, und die Schauſpieler, die das Steife und Unnatürliche nicht ablegen können und wollen, abſchafft, ſo wird man immer mehr dahin kommen, Schauſpiele, ſo gut wir ſie haben, gut aufführen zu ſehen; und es kann wohl ſeyn, daß jetzt in Wien verhältnißmäßig die beſte Schauſpielergeſellſchaft in Deutſchland iſt. Aber wenn wir auch in Deutſchland noch ſo viel gute Schauſpieler haben, ſo haben wir deshalb doch noch nicht ein deutſches Schauſpiel, nicht ein Nationaltheater *), ob man in Wien gleich das Wort

*) „Wir kommen nicht einmal zu einem rechten Na„tionalfluche oder Scheltworte, jede Provinz „flucht anders oder verbindet mit dem Fluche oder „Worte andere Begriffe, anſtatt daß ein Fluch „aus Paris nicht allein in Frankreich, ſondern „auch ſogar in Deutſchland in ſeinem völligen „Tone verſtändlich iſt. — Alles was bey uns „auf die Bühne kommt, iſt noch zur Zeit pro„vinzial; und ſo wenig Wien, als Berlin und „Leipzig haben ihren Ton zum Nationalton er„heben können.“ Dieß ſagt Möſer, ein Mann, der das ganze Deutſchland beſſer kennet, und tiefer über deſſen Zuſtand nachgedacht hat, als irgend ein Schriftſteller in Wien. (Patriotiſche Phantaſien 1ter Band S. 307).

Werk hat, und es mißbraucht. Frankreich und England hat ein franzöſiſches und engländiſches Theater, ein dieſen Ländern eigenes Schauſpiel. Italien, welches in der Rückſicht, daß es aus verſchiedenen voneinander unabhängigen Ländern beſtehet, mit Deutſchland viel ähnliches hat, hat ein ihm eigenes Schauſpiel. Was haben wir denn in Deutſchland? Wenige deutſche Originalſtücke, davon kaum ein Dutzend noch oft geſpielt wird, und wovon man namentlich in Wien einen großen Theil auf der Schaubühne noch gar nicht, oder doch nur von der Cenſur verſtümmelt geſehen hat. Eine ungeheure Menge von ſchlechten Originalſtücken, die nicht der Kritik werth ſind, und die doch, indem man ſie der Kritik würdigt, eine gewiſſe Art von Anſehn erhalten. Karikaturen voll plumper Unnatur, wie die Räuber, Simſone Griſaldo, Klaus Stürzenbecher, u. d. gl., welche durch das Geſchrey unwiſſender Jünglinge für ſhakeſpeariſche Meiſterſtücke ausgegeben werden. Unzählige Ueberſetzungen, die, wenn auch die beſten, nur fremdes Gut ſind. Fremde Stücke, zum Theil ſehr ſchief und unpaſſend, auf deutſche Art zugeſtutzt. Eine Menge Nachahmungen zum Theil gut oder wenigſtens brauchbar gemacht, zum Theil unbeholfene ſhakeſpeariſch-arnaudiſche, engländiſch-deutſche, deutſch-franzöſiſche und franzöſiſch-engländiſche Stücke, die zwar dienen können, unſerer Armuth an guten Theaterſtücken in etwas auszuhelfen, zwiſchen der großen Menge höchſtmittelmäßiger Originale hin und wieder die Zuſchauer aufmerk-

aufmerksam zu machen, und die Langeweile in etwas zu zügeln, die so oft mit blevernem Scepter auf unsern Theatern herrscht; die aber doch keineswegs inländische und inländischen Sitten und Gesinnungen entsprechende Produkte sind. Dieß haben wir; und dabey eine Menge guter und schlechter Schauspieler, welche dieß alles spielen, alles untereinander auf einerley Art, und auf verschiedene Art, wie es jedem einkommt, und dabey Prätensionen machen so viel als in einem Lande. Dabey sind alle Theateralmanache und Dramaturgien voll von dem was sie spielen, und besonders voll von Preise und Ruhme, wie die Herren und Damen alles so ganz vortreflich, so göttlich spielen. Ich frage abermals: Macht dieß alles zusammen ein deutsches Schauspiel? Und ist nicht ein Theater, das so beschaffen ist, wie jetzt das Deutsche, noch in seiner Kindheit, und wird lange darinn bleiben? Mein Wiener Gegner zeigt hier, wie allenthalben, daß er am dreistesten entscheidet, wenn er über die Sache am wenigsten nachgedacht hat.

Ich habe über die Schauspieler zu Wien mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit meine Meinung gerade herausgesagt. Ich weiß zwar wohl, daß die Schauspieler genus maxime irritabile sind, und daß Könige und Staatsminister eher Tadel ertragen können, als gewöhnlich die Schauspieler; dieß hat mich aber nicht gehindert, die Wahrheiten frey zu sagen, die ich für den Fortgang der

Schau-

Schauspielkunst sowohl in Deutschland überhaupt, als besonders auch in Wien nöthig hälte. Dabey bin ich völlig unpartheyisch. Ich bin weder mit Theaterschriftstellern noch mit Schauspielern in Verbindung oder Kollision, nehme weder an Theaterkabalen noch an Theaterneidoten Antheil. Eben deßwegen kann ich ohne Umschweife gerade heraus sprechen. Die Wahrheit und der Fortgang der Schauspielkunst ist mir über alles.

Ich schätze zwar nicht das Scheinverdienst, aber jedem wahren Verdienste und jedem verdienten Manne lasse ich allezeit Gerechtigkeit wiederfahren. Dieß habe ich hoffentlich auch in dieser freymüthigen Beurtheilung genugsam gezeigt. Daß das Wiener Theatre unter den Schaubühnen, wie wir sie jetzt in Deutschland haben, besonders durch Sacco, Jaquet, Schröder und Brockmann eine der vorzüglichsten ist, erhellet auch schon aus dem, was ich gesagt habe, und es scheint jetzt, daß Schröder in die allgemeine Anordnung desselben mehr Einfluß bekommt, welches nothwendig die heilsamsten Wirkungen hervorbringen, und die Wiener Schaubühne noch mehr heben muß.

Daß übrigens das äußerliche des Schauspiels schön ist, daß Beleuchtung, Bequemlichkeit in Logen und im Parterre *), gute Dekorationen, prächtige

*) Im ersten Parterre, oder im sogenannten Parterre noble ist die gute Einrichtung, daß zwar festste-

tige Kleidungen u. d. gl. sehr vorzüglich sind, versteht sich. In guter Anordnung aller solcher öffentlichen Anstalten übertrift Wien viele Städte Deutschlandes. :: Das Schauspiel geht um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr an. In der Fasten, und wenn sonst nicht gespielt wird, werden auf diesem Theater öffentliche Koncerte, oder wie man es in Wien auf italiänische Art nennt, musikalische Akademien gehalten.

II. Das

hende Bänke, aber jeder Sitz einzeln ist, und wenn er bestellt wird, angeschlossen werden kann. Der Grundriß des Hauses stehe im Wiener Theaterkalenmanach für 1782. 8. Seit einem Jahre hat man eine fürs Publikum sehr nützliche Einrichtung, daß die Namen der Personen des Stücks und der Schauspieler die sie vorstellen, auf den Anschlagestellen stehen, abgeschafft; welches nicht gebilligt werden kann. Eben so wenig kann man die Anordnung billigen, die hiezu Gelegenheit gegeben hat. Man hat nämlich unter dem Vorwande, Kabalen zu verhüten, befohlen, daß jede Rolle von zwey Personen einstudirt werden, und abwechselnd gespielt werden soll. Wer aber ein wenig die Beschaffenheit der Theaterrepublik kennet, wird einsehen, daß gerade dieß der Weg ist, zu vielen Kabalen Gelegenheit zu geben. Wenn man aber ja die Rollen wollte abwechseln lassen, so wäre es um so viel nöthiger, die spielenden Personen auf dem Zettel anzuzeigen. Es ist doch nicht einerley, ob Rosius oder Panurgus spielt.

II. Das französische Schauspiel.

Es war zu meiner Zeit eine französische Schauspielergesellschaft, welche im Theater am Kärnthnerthore (oder in dem ehemals von der Stadt erbauten Schauspielhause) spielte. Ich habe von derselben, bloß der Musik wegen, die Vorstellung der Oper *Orfée* von Gluck gehört. *). Eben so sollte sich jeder Deutscher, der es mit der deutschen Litteratur gut meint, um jedes ausländische Schauspiel wenig bekümmern, das sich in Deutschland zeigt, um das deutsche Schauspiel zu hindern und zu verderben. Ich habe mich daher sehr gewundert, daß Wiener Dramaturgisten sehr umständlich und so gar mit Eifer und Wärme von französischen Gesellschaften geredet haben, die in Wien spielten; gerade als ob es ein Vorzug wäre, fremde Schauspieler zu haben. Man lasse das ausländische Schauspiel den Hofleuten, den bey uns wohnenden Fremden, oder wer sonst daran Geschmack findet, denn man muß niemandes Geschmack zwingen wollen; aber kein deutscher Gelehrter, keiner dem deutsche Litteratur am Herzen liegt, muß solche ausländische Sachen gleich den inländischen geltend zu machen suchen. In den Wienerischen Dramaturgien wird gewöhnlich von den ausländischen Schauspielen mit einer Wichtigkeit gesprochen, als ob sie auch zur Sache gehörten. Das sollte nicht seyn.

Als

*) S. oben S. 538.

Als vor einigen Jahren in Berlin ein franzöſiſches Schauſpiel fürs Publikum errichtet wurde, fanden ſich nicht wenig vornehme franzöſiſch geſinnte Leute, welche dieß zu unterſtützen ſuchten. Niemand haderte darüber; aber der zahlreiche Mittelſtand, der vaterländiſch geſinnt war, beſuchte das Schauſpiel nicht, bekümmerte ſich gar nicht darum, und ſo gieng es nach und nach ein, da es ſonſt die deutſche Schaubühne würde erſtickt haben. So mangelhaft die deutſche Schaubühne jetzt noch iſt, ſo giebt ſie doch dem Vaterlande Hofnung für die Zukunft; dieß giebt aber eine ausländiſche Schaubühne niemals. Wir werden doch nicht Ausländer *) werden wollen? In Wien hat man jetzt wieder eine Truppe italiäniſcher muſikaliſcher Poſſenſpieler, die auf dem ſogenannten Nationaltheater die Hälfte der Tage ſpielen, und den Beyfall mit den deutſchen Schauſpielern mehr als theilen.

III. Die

*) Ein Herzog von Zelle, der eine franzöſiſche Gemahlinn hatte, und mit lauter Franzoſen umgeben war, mußte an ſeiner eigenen Tafel hören, und hörte es auch, ohne weiter etwas dabey zu denken oder einen Entſchluß zu nehmen: „Monſeigneur, il n'y a que vous *d'Etranger* ici.“ Der Franzoſe meinte nichts als ein bon mot zu ſagen, und ſagte eine wichtige Wahrheit.

III. Die Kuhnſche Geſellſchaft.

Herr Ernſt Kuhne hält eine wandernde Geſellſchaft. Sie ſpielet, ſinget, und tanzet,*) alles gleich mittelmäßig. Ich hatte ſie in Presburg im Vorbeygehen geſehen. Sie kam gegen Ende meines Aufenthalts nach Wien, und ſpielte im Theater am Kärntherthore, wo beſtändig allerhand wandernde Truppen abwechſeln.**) Dieſe Geſellſchaft iſt noch nicht bis zur Notiz des Verfaſſers des Theateralmanachs gekommen, denn alle dabey befindlichen Perſonen fehlen in deſſen Liſte deutſcher Schauſpieler: Hr. Baumann, Hr. und Mad. Bartſch, Hr. Düring (Balletmeiſter), Hr. Huß, Hr. Kalleſch, Hr. und Mad. Kuhne, Hr.

*) Die Tänzer ſind aus der obenerwähnten Müllerſchen Pflanzſchule.

**) Eine Geſellſchaft, welche im Jahre 1783 auf dieſem Theater ſpielte, führte unter andern auf: der Haushahn ein Faſchingsſtück in zween Aufzügen mit Muſik. In demſelben waren die Schauſpieler wie Hähne und Hennen mit Federn ausgeputzt, und dabey ſangen dieſe Hähne und Hennen verſchiedene Arien, welche ſie recht charaktermäßig ſollen gekrähet und gekakelt haben. Die Idee dieſes Haushahns iſt übrigens, daß er eine Parodie des Hausvaters ſeyn ſoll. Die Rolle des Kommthurs hat ein Kapaun. Die Ausführung iſt aber ohne allen Witz und Geiſt.

Hr. Kumpf, Hr. und Mad. Saal, Hr. Schätzl, Hr. Schwert, Mlle. Wolle, und wie die Namen alle heißen.

IV. Das Theater des Kaſperl, auch die Badenſche Truppe genannt.

Als der Hanswurſt vom Wiener Theater vertrieben ward, wollte ein großer Theil des Publikums die luſtige Perſon nicht miſſen. Man machte alſo verſchiedene Verſuche, eine luſtige Perſon unter einem andern Namen einzuführen, wovon der Kaſperl, welcher einen öſtreichiſchen Bauerjungen vorſtellt, der durch ſeine dummen oder naiven Einfälle beluſtigt, den meiſten Beyfall erhielt. Als endlich die extemporirten Stücke und mit ihnen alle luſtige Perſonen vom großen Wiener Theater ganz vertrieben wurden, zogen ſie in die Vorſtädte, wo ſie noch großen Zulauf, beſonders vom Volke, doch auch zuweilen von Leuten höherer Stände haben. Die vornehmſte Truppe dieſer Art iſt diejenige, welche im Bade zu Baden (ſechs Meilen von Wien) während der Kurzeit, im Winter aber zu Wien in einem beſondern Theater in der Leopoldſtadt ſpielt. Der Unternehmer nennt ſich, ich weiß nicht, ob mit einem angenommenen oder Familiennamen, Marinelli, wie der Kammerherr in Emilia Galotti; und der Schauſpieler, der den Kaſperl ſpielt, heißt la Roche. Man ſagt, daß er in ſeiner Art gut ſey. Es war, als ich in Wien war, für dieſe Ge-

sellschaft auf der Leopoldstadt nahe an dem Eingange der nach dem Prater führenden Allee, ein schönes Schauspielhaus gebauet, das über 24000 Fl. gekostet haben soll. Die Gesellschaft selbst war, wie gewöhnlich, abwesend. In Presburg sah ich einen Kasperl, der aber ganz elend war.

Die Belustigungen des Volks, und unter diesen am meisten die Schaubühne für das gemeine Volk, sind für den Menschenfreund Gegenstände, die wohl einer ernsthaften Betrachtung werth sind. Die Schaubühne könnte sehr gut gebraucht werden, gewisse Wahrheiten vor das Volk zu bringen, wenn man sich nur recht dabey nähme. Die lustige Person ist ein bequemeres Mittel dazu, als man sich insgemein vorstellt. Wenn ich dieß behaupte, so habe ich keinen geringeren Gewährsmann, als meinen würdigen Freund, Hrn. J. Möser *); und dessen Autorität kann mich wohl gegen das Hohnlächeln gewisser solenner vornehmthuender Herren schützen, die aus ihren engen Systemen heraussprechen und nicht wissen was Menschen sind. Es ist gar nicht nothwendig, daß die lustige Person eine sittenlose und unsinnige Karikatur sey. **) Der gemeine

*) Harlekin oder Vertheidigung des Groteskekomischen. Bremen 1777. 8.

**) „Ich beurkunde hiemit eigenhändig und öffentlich, daß Mißgeburten, welche zween Köpfe „und mehrere nicht zusammenpassende Glieder haben,

meine Mann ſagt: Kinder und Narren reden die Wahrheit. Man kann alſo durch die luſtige Perſon deſto ſicherer auf den gemeinen Mann wirken, jemehr er deſſelben feſtgeſetzten Charakter *) kennet. Der natürlichſte Charakter zur luſtigen Perſon in der Komödie iſt gewiß ein eingebohrner Bauer. Der berühmte Arlekin iſt nichts anders. **) Wie fein eine ſolche Rolle ausgearbeitet

„ben, keinesweges von mir abſtammen, wenn „ſie gleich unter meinem Namen die Welt durch„ſtreichen. So lange es möglich iſt, daß meine „Stücke die Einheit der Handlung, des Orts „und der Zeit eben ſo gut wie andere behalten „können, und dieß wird keiner der grotesken „Malerey abſprechen, ſo lange es möglich iſt, „daß die grotesken Blößen eine ſittſame Verhül„lung leiden; ſo lange werden jene Einwürfe „nicht mich, ſondern untergeſchobene Flüchtlin„ge treffen.“ S. Harlekin S. 66.

*) „In alten Zeiten zeigte ſich der Charakter eines „jeden Schauſpielers gleich in ſeiner Maſke. — „Eigentlich gewannen ſie dadurch eben das, was „man in der Fabel durch die Einführung eines „Thiers von beſtimmtem Charakter gewinnt. „Sobald man nur den Fuchs oder den Haſen „nennt, ſo bedarf es keiner weitern Charakteri„ſirung; und ſobald man die alten Larven ſah, „hatte man einen völlig intuitiven Begriff von „der handelnden Perſon.“ Harlekin S. 83.

**) Zanno heißt ein Bergamaſkiſcher Bauer. Die Bauern dieſer Provinz ſind wegen des *goffo* in ihrer

werden kann, davon geben Marivaux und Delisle *) die treflichſten Beyſpiele. Als man in Oeſtreich den ſalzburgiſchen Bauer als luſtige Perſon ganz abſchaffen wollte, hätte man auch wohl daran denken können, ob dieſe dem Volke ſo liebgewordene Perſon nicht könnte verfeinert und verbeſſert werden. Daß endlich die luſtige Perſon von dem großen Theater ganz verbannet worden, um einer höhern Gattung von Schauſpielen Platz zu machen, iſt ſchon ganz recht. Aber da ſie fürs Volk noch da iſt, da nunmehr ein öſtreichiſcher Bauer der Liebling des Volkes iſt; ſo wundert mich ſehr, daß man den Kaſperl bloß verächtlich über die Achſel anſieht, und daß niemand daran denkt dieſe Nationallaune zu nutzen. Man müßte dem Kaſperl ſeine Jacke laſſen, aber für ihn Volksſtücke ſchreiben, worinn ſein Charakter verfeinert und intereſſanter gemacht würde. Man könnte dieß ſchon dadurch bewirken, wenn man ihm die Gutherzigkeit beylegte, die einem etwas einfältigen Bauer ſo natürlich, und die beſonders dem öſtreichiſchen Bauer, ſo weit ich ihn kenne, eigen zu ſeyn ſcheint. Nun würde Kaſperl ferner nicht ein bloßer

rer Sprache, in ihren Geſtikulationen und in ihren Einfällen berühmt. Sie ſind gleichſam gebohrne Arlekine. Nachher iſt das Wort Zanni eine Bezeichnung der vier Hauptcharaktere auf der italiäniſchen Bühne geworden.

*) Im Timon Miſantrope.

bloßer Poſſenreißer ſeyn. Ein geiſtvoller Schriftſteller würde einen ſolchen einfältig-gutherzigen und dabey drolligten Bauer ſehr leicht, in dazu ausdrücklich gemachten Stücken, in Situationen zeigen können, wo er höchſt anziehend würde. Wie wenn der Kaſperl über den Stolz und die Bedrückung der Gutsherren, über das Geſchwätz und die Praktiken der Mauthner, über den dummen Aberglauben, über die Widerſetzlichkeit der geiſtlichen Herrn gegen Abſchaffung ſchädlicher Pfaffereyen, über die Faulheit reicher Rentenirer, über die Ausſchweifungen in Wolluſt und Schmauſen, über Spielſucht, über Schuldenmachen, über die Gemächlichkeit, Sinnlichkeit und daher entſtehende Armuth des gemeinen Mannes und über andere Landesgebrechen Oeſtreichs in ſeinen Stücken ſich ausbreitete, würde er nicht eine intereſſante Perſon werden? Der öſtreichiſche Schriftſteller, welcher dieſe Gegenſtände aufs Theater und vor die Augen des Volks brächte, würde er nicht ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes ſeyn? Und wenn er dieſe Stücke nach einem intereſſanten Plan anlegen, der Perſon des Kaſperl einen Theil der Feinheit des Delisliſchen Arlekins geben, und damit öſtreichiſche Gutherzigkeit verbinden könnte; ſo würde er viel mehr Geiſteskräfte zeigen, viel mehr wahren dramatiſchen Ruhm erwerben können, als mit abgezirkelten Trauerſpielen, oder mit lendenlahmen ſentenzenreichen Dramen, wenn dieſe auch auf den vornehmſten Nationaltheatern aufgeführt wer-

den. Träume ich etwa, indem ich mir dieses als möglich vorstelle? Oder fordere ich nur von den jetzigen Schriftstellern Oestreichs zu viel? Freilich ein Possenspiel voll Witz und Verstand zu schreiben, ist keine so leichte Sache. Aber allzuvieles Zutrauen ist wenigstens nicht Beleidigung. — Heufeld hat mit seinem Bauer aus dem Gebirge *) die Bahn gebrochen. Der östreichische dramatische Schriftsteller, der auf derselben mit Verstande weiter geht, kann, was jetzt bloß verächtlich ist, ehrenwerth machen.

Selbst die Verfeinerung der Belustigungen des gemeinen Mannes wäre keine geringe Verbesserung des Nationalzustandes. Von Herzen lachen ist etwas sehr gutes; nur muß freilich das lächerliche nicht von der Art seyn, daß ein vernünftiger Mensch sich dessen schämen muß. Jetzt ist in Wien mancher Mann, der über das Possenspiel in Gesellschaft die Nase rümpft, weil es so der Ton ist, und des Abends in seinem Mantel gewickelt zum Kasperl schleicht, um sich einmal satt zu lachen, wenn ihm das große Schauspiel einigemal hintereinander lange Weile gemacht hat.

Noch

*) Ein Lustspiel, worinn ein Bauer vom Gebirge bey Wien (aus dem Wienerwalde) oder ein sogenannter Hüttler, an die Stelle der lustigen Person gesetzt ist.

Noch ein Nutzen würde dem großen deutſchen Schauſpiele, beſonders zu Wien erwachſen, wenn ein Mittel gefunden werden könnte, das Theater des Kaſperl aus der groben Karikatur und Unſittlichkeit herauszuziehen, und beſſere ausdrücklich für daſſelbe eingerichtete Stücke auf daſſelbe zu bringen. Das Extemporiren, ſo große Beſchwerlichkeiten und Fehler es ſonſt auch hat, hat doch nebenher den Vortheil, daß es in gewiſſer Abſicht keine ſchlechte Schule für junge Schauſpieler iſt, beſonders in Abſicht auf die Elokution. Man ſollte dieſe Kunſt nicht ganz untergehen, oder durch den niedrigſten Pöbel der Schauſpieler verderben laſſen. Ein Schauſpieler, der extemporirt, muß ſich mehr zuſammennehmen, er muß über die Situationen der Scenen einigermaßen nachdenken. Wenn er dann nicht ganz ein ſtumpfer Kopf iſt, ſo wird ſeine Elokution natürlicher und ſeine Geberden und ſeine körperliche Beredſamkeit ungezwungener, und den Reden angemeſſener ſeyn, als wenn er vom Anfange an nichts thut, als lange Rollen mechaniſch auswendig lernen, die er größtentheils nicht recht verſteht und die noch dazu zum Theile in der ſchwerfälligen Bücherſprache geſchrieben ſind, welche im Munde ſtecken bleibt. Es war ſonſt ſchon in den extemporirten Stücken gewöhnlich, und müßte darinn noch mehr eingeführt werden, daß diejenigen Scenen, wo es mehr auf Repartien und Elokution *), als

*) Die Stellen in Shakeſpears Stücken, welche in Verſen geſchrieben ſind, ſind es nicht bloß, weil

bloß auf den Fortgang der Handlung ankam, wörtlich niedergeschrieben waren. Hierdurch konnten junge Schauspieler nach und nach geübt werden auswendig zu lernen, und das gelernte mit eben der Richtigkeit herauszusagen, als das selbstgesprochene. Ich kann mich noch von meiner Jugend her, zu welcher Zeit ich mich um alles was das Theater angieng genauer bekümmerte, sehr wohl erinnern, daß auf der Schuchischen Schaubühne die auswendig gelernten Scenen oder die sogenannten Kligten *) in den extemporirten Stücken sehr viel natür-

weil etwan die Schreibart erhabener ist, wie einige meinen. Die Hauptabsicht ist, weil dieß affektvolle oder sonst wichtige Scenen waren, welche dieser große Dichter genau mit eben den Worten, wie er sie geschrieben hatte, vorgetragen haben wollte; denn sonst wurden damals die Worte zwar gelernt, aber nicht wörtlich hergesagt. Man machte hier einen sehr richtigen Unterschied. Jack Fallstaff konnte wohl extemporisiren, aber warlich nicht der Narr im König Lear.

*) So nennen die extemporirenden Schauspieler die ganz geschriebenen Scenen und Repartien, vom holländischen Worte *Klugt*, das Posse, Schwank bedeutet; denn meist bestehn diese Worte aus lustigen Einfällen. Eben so nennen sie Geberden der lustigen oder auch anderer Personen, welche vorgeschrieben sind, indem etwan dadurch gewisse Scenen herbeygeführt werden, Lazzen von dem bekannten italiänischen Lazzi.

natürlicher, und Schlag auf Schlag hergeſagt wurden, als wenn eben dieſelben Schauſpieler in ganz gelernten Stücken Scenen eben der Art zu ſagen hatten. Ein junger Schriftſteller würde ſich auch meines Erachtens ſicherer, in Abſicht des wichtigſten Stückes eines Schauſpiels, des Planes, bilden, wenn er anfänglich nur entworfene Stücke verſuchte, wo die Handlung alles thut, und wo nur dieſelbe dem Schauſpieler zum lebhaften unterhaltenden Dialoge Gelegenheit giebt. Wenigſtens würde ſeine Dürftigkeit weit eher in die Augen fallen, als wenn er das gebrechliche Gerippe ſeines Drama mit weitſchweifigen Phraſen ausfüllen darf, dabey der Mund der Schauſpieler ſich faſt nicht öfnen kann, und der Mund aller Zuhörer ſich nur allzuſehr öfnet:

> At every line they ſtretch, they yawn, they doze,
> And now to this ſide, now to that they nod,
> As verſe *) or proſe infuſe the drowſy God.

V. Die Kreuzerkomödie.

Die große Begierde des gemeinen Volks in Wien verurſacht, daß in verſchiedenen Wirthshäuſern in den Vorſtädten, in großen Sälen, Poſſenſpiele fürs Volk für ein ganz geringes Geld geſpielt werden,

*) Die Hofdirektion befahl 1782, Trauerſpiele in Verſen aufzuführen. Man machte den Anfang mit dem Kanut und den Trojanerinnen von Schlegel. Aber ſie wollten niemand gefallen.

den. Hievon kommt der Namen her.*) Die vornehmste Gesellschaft der Art war vor ein Paar Jahren die Scherzerische, welche auf dem Bauernfeindischen Saale in der Josephstadt spielte. Auf dem Neustift war die Willhelmische Gesellschaft, welche laut dem Anschlagszettel, daß es Gott erbarme! auch serieuse Komödien und Tragödien spielte. Damit alle Sinne vergnügt werden, wird während solcher Schauspiele an das hochlöbliche Auditorium Bier und Wein, Würste und Kaiserfleisch (geräuchert Fleisch) verkauft, und gierig gegessen. Von dem übrigen Betragen der Zuschauer und der Schauspieler macht der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen**) eine häßliche Schilderung, die nur allzuwahr seyn mag.

Zu eben diesen Volksspielen, die in Wien in großer Menge und von mancherley Art vorhanden sind, gehört auch das Krippelspiel, welches, durch Marionetten, die Geburt Christi vorstellt. Noch im November 1783 stand folgendes in der Wiener Zeitung: „Hoh- und niedern Standes resp. „Lieb-

*) Schauspieler, die in solchen Truppen spielen, nennt man Landkomödianten. Vor einiger Zeit ward von einer Oestreichischen Obrigkeit in der Wiener Zeitung auf einen Termin zu erscheinen citirt: „Franz Albenz Landkomödiant und dessen Ehefrau, weil deren Aufenthalt nirgends „zu erforschen gewesen."

**) 1ter Band S. 373.

„Liebhabern wird hiemit kund gemacht, daß mit Erlaubniß hoher Obrigkeit die Advent- und Weihnachtszeit hindurch bis Ende des Faschings, die durch verschiedene Jahre bey dem k. k. Hofe producirte Krippe abermal bey dem goldnen Adler im alten Lerchenfelde ganz lebhaft wird vorgestellet werden. Das ganze Werk besteht aus 31 Maschinen, welche alle auf das vollkommenste verbessert und beleuchtet in Vorschein kommen, und allen geneigten Zusehern vollkommenes Vergnügen verschaffen werden.“

Gleicher Art ist auch die theatralische Maschine, welche während des Faschings in der Renngasse nächst der hohen Brücke zu sehen ist. Laut des Anschlagszettels, „enthält dieses bekannte künstliche Werk die prächtigsten Vorstellungen, mit wohl ausgearbeiteten kleinen Figuren, und fängt mit der Geschichte der Armida, des Ritters Reinaldo von der Armee Gottfrieds von Bouillon an, welche der berühmte italiänische Dichter Torquato Tasso in seinem Heldengedichte das befreyte Jerusalem, besungen hat. Dabey läßt er“ (nämlich der Unternehmer, nicht Torquato Tasso) „sichs angelegen seyn, durch künstliche Flugwerke, merkwürdige Verwandlungen, abwechselnde, und überraschende Prospekte, die Augen der Zuseher zu begnügen.“ Solcher Puppenspiele, geistliche und weltliche, sind mehrere in Wien.

Herr Anton Mire, Fechtmeister, mag mirs verzeihen, daß ich an diesem Orte ihn anführe, weil ich keinen bequemern für ihn weiß. Er kann es doch nicht übel nehmen, daß er neben Armidens Zauberkunst und des Tasso Heldengedichte steht.

Zu

Zu Vermeidung alles Mißverständnisses muß ich erinnern, daß er nicht wie jene durch Marionetten, sondern er selbst, nicht wie jene für 1 oder 2 Kr., sondern für 20 Kr., seine Kunst, nur zu Bestreitung der Unkosten sehen läßt. Als ich in Wien war, kündigte er an, er werde die Ehre haben, zum Vergnügen eines hochansehnlichen Publikum auf dem großen Saale in der Mehlgrube, „Ein *Assaut General*, oder Wetteifer in der Fechtkunst „anzustellen, wobey er sich in den schwersten Kämpfen „dieser Art auszuzeichnen hoffe. Er halte es vor überflüßig, bey einem so geschmack- und kenntnißvollen „Publikum, von der Beschwerde sowohl, als dem „Angenehmen dieser Kunst etwas beyzurücken; damit „aber der Zuseher jeden Stoß genau erkennen könne, „wenn er getroffen ist, so werde der Knopf vom Rapier allzeit schwarz gemacht werden."

VI. Das Feuerwerk.

Ich habe dieses Schauspiel, welches die Wiener ganz außerordentlich lieben, schon einigemal erwähnt. *) Die Anschlagszettel enthalten allemal die Klausel: Wenn es die Witterung zuläßt; und niemals wird in Wien mehr nach den Wettergläsern gesehen, als wenn sich gegen die Zeit eines angekündigten großen Feuerwerks Wolken am Himmel zu zeigen anfangen. Ich habe schon im zwey-

*) Siehe oben im IIIten Bande S. 20, und im IVten Bande S. 474.

zweyten Bande *) eines zu meiner Zeit gegebenen Feuerwerks gedacht, welches den Titel führte: Werthers Zuſammenkunft mit Lottchen im Elyſium. Dieß große Schauſpiel war gleich einer andern Haupt- und Staatsaktion in zween Aufzüge getheilt, ins Frontenfeuer und in die Dekoration. Das Frontenfeuer enthielt in fünf Abtheilungen:

1) Antike Feuerwerks Kaprizen, oder Moſchaiſches Ebenmaaß. 2) Die Egyptiſche Centifolien, und Blumen-Knospen. 3) Werthers fröhliche Täge. 4) Werthers getrennte Vereinigung. 5) Werthers Zuſammenkunft mit Lottchen bey ſeiner Ruheſtatt.

Und die Dekoration enthielt:

Werthers und Lottchens Aufenthalt in Gefühlden (Gefilden) des Elyſiums.

Viele meiner Leſer, die ans Erhabene noch nicht gewohnt ſind, werden vielleicht über den fruchtbaren Geiſt erſtaunen, welcher ſo unvorhergeſehene Dinge zuſammenbringen konnte; und ſie würden noch mehr erſtaunen, wenn ſie den ganzen Anſchlagzettel mit allen Erklärungen leſen ſollten. Aber bey den Kennern in Wien war dieß doch noch nicht ſo ſehr viel; denn das Feuerwerk war nur von Joſeph Mellina einem Italiäner, und die Wiener nehmen, was das Feuerwerk betrift, die deutſche Parthey. Man ſchien

*) Siehe den IIten Band S. 528.

schien es mir also noch zu vergeben, daß ich dieß Feuerwerk nicht gesehen, und, lieber bey dem guten Prälaten von St. Dorothea, eine Unterredung mit Gebler und Schmid vorgezogen hatte. Man tröstete mich, ich würde doch nichts verlieren; denn Stuwer, der deutsche Mann, bereite jetzt ein groſses Feuerwerk. In kurzem ward an den Ecken aller Gassen angekündigt: Der feuerspeuende Berg Vesuv in seinem vollen Ausbruche. Auch dieſses erhabene Schauspiel hatte zwey Aufzüge; der erste aber hieß, weil jeder Künstler seine eigne Manier hat, das Parterrfeuer. Es enthielt sechs Abtheilungen:

1) Die veränderliche Goldspalier. 2) Das feurige Kugelspiel. 3) Die Korngarben, oder die wirbelnden Feuerschirmer. 4) Die Ombres chinoiſes im Feuerwerke, jedoch auf eine andere Art *). 5) Die belohnte Geduld, oder das beste zuletzt **). 6) Die

*) Hiebey sagte Hr. Stuwer in der Erklärung: „Die Zeichnung dieſser Fronte scheint mir von einem besonders glücklichen Geschmack zu seyn. „Einer vorzüglichen Beobachtung bitte ich das „Spiegelglas zu würdigen, dessen Bewegung „und blendende Schönheit gewiß noch nie geſsehen worden. Arlequin der Spasvogel, wird „wieder einige ihme ähnliche Bewegungen machen, verschwinden und wieder erscheinen, „weil dieſses Zwischenstück letzthin so gnädig „aufgenommen worden.

**) Die Geduld sollte, laut Anzeige, belohnt werden mit „einer einzigen Maschine, welche nach mehre-

6) Die Allianz zwischen Feuer und Wasser, oder die Harmonie der 4 Elemente.

Die Dekoration war denn:

Der feuerspeyende Berg Vesuv, nebst der letzten Ecke der Stadt Neapel, und dem Schloß Pizzifalcone und dem Kastell de l'Uovo.

Bey diesem großen Vorhaben war indessen die Witterung gar nicht günstig. Sie war wohl acht Tage lang sehr unbeständig und rauh. Ganz Wien war in ängstlicher Erwartung. Fast in allen Gesellschaften, wohin ich kam, ward debattirt: Wird das Feuerwerk heute seyn? Wird es morgen seyn? Und ich, der ich ziemlich gleichgültig dabey war, ward erinnert, es ja nicht zu versäumen. Endlich klärte sich das Wetter, und viele Gesichter auf. Man kam überein, es werde nun beständig bleiben, und morgen werde gewiß der glückliche Tag der Aufführung seyn. Ich ward mit recht freundschaftlichem Eifer versichert, daß ich etwas ganz außerordentliches sehen würde. Unglücklicherweise hatte ich mit zwey treflichen Leuten schon verabredet, diesen Tag den ausbündig schönen Garten des Grafen Lascy zu Neuwalding zu besuchen. Ich sagte also, ich würde schwerlich früh genug zum Feuer-

„mehreren Abänderungen von besonderer Gattung „zuletzt in eine 180 Schuh lange so prächtige „als geschmackvolle Zeichnung übergehet."

Feuerwerke zurückkommen, und werde es also nicht sehen können. Dieß fand man unerhört, und der Rath die Reise aufzuschieben war das allgemeine Wort. Dieß gieng aber nicht an, denn ich hatte nur noch sehr wenige Tage in Wien zu bleiben, hatte noch so viel zu sehen, und war in dieser Zeit auf so mancherley Art versagt, daß ich befürchtete, wenn ich den morgenden Tag die Reise aufschöbe, würde ich den Garten zu Neuwalding gar nicht sehen, welcher mir doch vom Anfang an sehr am Herzen gelegen hatte. Dieß verzieh man mir zwar, aber es schien so ganz unerhört, aus Wien zu reisen, und nicht ein Feuerwerk gesehen zu haben. Einige Stimmen schienen fast dafür zu seyn, daß wenn der Garten und das Feuerwerk nothwendig in Kollision käme, der Garten wegbleiben müsse. Dieß war nun so weit von meiner Idee entfernt, daß eine freundschaftliche Debatte über diese wichtige Gegenstände entstand. Alle Stimmen meiner Freunde vereinigten sich zum Lobe des Feuerwerks, und das in so warmen Ausdrücken, daß ich, der ich nur immer die Idee von dem großen engländischen Garten im Sinne hatte, unvorsichtiger Weise in die Worte ausbrach: „Es möchte nun seyn, wie es wolle, so „könne es doch mehr nicht, als ein Feuerwerk „seyn.“ Dieß brachte mit einemmale alle Stimmen wider mich auf, und es waren darunter so schöne Stimmen, daß ich sehr leicht hätte besiegt werden können, wenn es nur irgend etwas geringeres als der große Garten gewesen wäre. Aber hiemit fand ich kein Gehör. Man stellte mir mit Ernste vor:

vor: Daß es nicht ſo ein Feuerwerk wäre, als ich mir etwan vorſtellte, es ſey etwas vortreflicheres, als ich je geſehen habe, und je ſehen werde. Es gehe ins Große. Ich ſolle nur bedenken: der Berg Veſuv! Hier kamen wieder meine verzweifelten Begriffe von Vergleichung der Natur und Kunſt in die Queere. Unerachtet ich zugab, daß die Vorſtellung des Berges Veſuv zu einem Feuerwerke ſchicklicher ſey, als Werthers Zuſammenkunft mit Lottchen; ſo ſchien es mir doch, das größte Feuerwerk werde immer einen ſehr armſeligen Veſuv vorſtellen, und wenn es auch noch länger als 180 Fuß wäre. Daß mir die *Ombres chinoiſes* und der Spaßvogel Arlekin im Parterrfeuer, vollends meine Idee ganz herunterſtimmten, mochte ich nicht einmal anführen. Es wäre auch bey den vielen Stimmen meiner Freunde und Freundinnen, die alle einmüthig wider mich waren, vergeblich geweſen. Man gab endlich zu, daß der Garten allerdings wohl werth wäre, mit dem Feuerwerke in Kolliſion zu kommen. Man rechnete aus, daß ich, wenn ich nur daſelbſt nicht zu lange verweilte, doch noch wohl gegen die Zeit des Feuerwerks wieder im Prater ſeyn könnte. Man band mir recht freundſchaftlich ein, nicht allzulange zu bleiben, und damit ich zu rechter Zeit zurückkäme, möchte ich lieber etwas vom Garten weglaſſen.

Dieß mußte ich verſprechen; konnte aber mein Verſprechen nicht halten. Ich war kaum eine Viertelſtunde in dem herrlichen Garten, ſo vergaß ich, ob

ein Feuerwerk in der Welt seyn könnte. Die Stunden giengen geschwinder weg als sonst eine Viertelstunde, und ich trank, ganz unbesorgt bis auf den letzten Augenblick, die Schönheit der untergehenden Abendsonne in mich, gegen die alle Feuerwerke Kindereyen sind. Doch nunmehr eilte ich, meines Versprechens eingedenk, so schnell ich konnte nach Wien zurück. Ich war denselben Abend in eine auserlesene Gesellschaft liebenswürdiger Personen versagt. Ich konnte fast nicht erwarten, daß man das Feuerwerk würde versäumet haben, und glaubte die Gesellschaft erst nach dem Feuerwerke zu finden. Ich fand sie aber zu Hause. Ich schlug selbst vor, zu versuchen, ob es noch nicht zu spät wäre, etwas vom Feuerwerke zu sehen. Ich that dieses um so viel lieber, da ich immer in so guter Gesellschaft blieb. Siehe da! Wir kamen im Prater an, als eben das Feuerwerk aus war! Dennoch hielt ich mich gar nicht beklagenswerth. Ich hatte den ganzen Nachmittag die großen Schönheiten der Natur genossen. Nun war der herrlichste Sommerabend. Der volle Mond verbreitete ein helles und sanftes Licht durch den Prater, der mit einigen hundert Wagen und wenigstens mit zehntausend Menschen angefüllt war. So viele vergnügte Menschen in einem angenehmen Walde zusammen zu sehen, ist nach meinem Geschmacke das beste Schauspiel beym Feuerwerke, und besser als das Feuerwerk selbst. Dieß Schauspiel genoß ich an einem schönen Sommerabende, bey vollem Monde und in der liebenswürdigsten Gesellschaft. Beym langsamen Vorbeyfahren hörte

ich

ich, unter dem Gedränge der Menge nach der Stadt zueilender Zuschauer, es bedauern, daß der helle Schein des Mondes dem Schimmer der Ausbrüche des künstlichen Vesuvs einigen Abbruch gethan hätte. Mir lag in der That wenig daran, den ganzen Vesuv entbehrt zu haben, und ich war vollkommen vergnügt mit meiner Gesellschaft und mit dem vollen Monde.

Das Feuerwerk ist in Wien eine so wichtige Sache, daß sogar der berühmte Denis eine Ode darauf gemacht hat. Er konnte dem allgemeinen Geschmacke der Stadt dieses Opfer nicht versagen, aber er frohnte demselben nicht, wie ein gemeiner Dichter gethan haben würde. Das vorzüglichste der Ode ist nicht die Beschreibung des Feuerwerks selbst:

— wo tausende zackigter
Geschmünzter, schlangenbildender, kreisender
Vielfarbner Feuerscherze schwärmen.

und der Dichter scheint sich dabey nicht zu gefallen. Aber am Ende des flimmernden Schauspiels, wenn eiligst der große Haufen

Et lassata ludis nondum satiata recessit;

bleibt der weise Dichter allein stehen, sieht ernsthaft nach dem öden Platze zurück, wo man sich wenige Augenblicke vorher so viel Vergnügen einbildete, und macht über dieses Platzes plötzliche Veränderung folgende vortrefliche Betrachtung:

— Nun wallet über den Kaiserstrom
Die Finsterniß zurücke. Verloschen ist
Der Feuerzauber. Kein Geprassel
Wecket die Berge, kein Donnernachhall.

Ha! Bild der Erdegrößen! Ha Bild der That,
Der angestaunten, blendenden, donnernden!
Vergebens strebt Gesang und Trümmer *)
Tauberen Enkeln von ihr zu stammeln.

Und, Barde! fleuch zur Halle! denn Schwefeldampf
Weht jetzo von den finsteren Stätten her,
Wo Wunder brannten, tausendstimmig
Zungen erschallten, und Hände klatschten.

VII. Die Thierhetze, oder wie man in Wien sagt, die Hatz.

Dieses abscheuliche Schauspiel in Wien zu finden, und so großen Zulauf zu demselben zu finden, muß einen Fremden in Erstaunen setzen. Der allgemeine Charakter des östreichischen Volks ist sanft. Freilich ist es auch zu Wollüsten und sinnlichen Genüssen aller Art sehr geneigt; und Ueberfluß sinnlicher Genüsse kann freilich sehr leicht selfish und leichtsinnig und endlich unempfindlich machen. Aber es ist doch unbegreiflich, wie in Wien sogar Leute, die nicht zum Pöbel gehören,

*) Denkmäler von Stein.

hören, *) mit Wohlgefallen dieſe Grauſamkeit anſehen können; und eben ſo unbegreiflich iſt es, daß in Wien, wo bis noch vor kurzer Zeit beſtändig ein ſo großer Schein von Andacht öffentlich zur Schau getragen ward, dieſes unmenſchliche Schauſpiel von je her an den Sonn- und Feſttagen **) gegeben

*) Die Eingangspreiſe bey der Hetze ſind ſo theuer und theurer als auf dem Nationaltheater: Für eine Loge 4 Fl. 20 Kr., die Entrée auf die Gallerie Noble (großer Gott! Bey einem ſolchen Schauſpiele eine Gallerie Noble!) 1 Fl. 20 Kr., im erſten Stocke 40 Kr. u. ſ. w. Aber „die „Herren Hetzliebhaber, die gute brauchbare „Fanghunde mit ſich bringen, genießen freyen „Eintritt auf dem für die Hunde und ihre Mit„führer angewieſenen Platz.“ Einen würdigern freyen Platz konnte man freilich den Herren Hetzliebhabern nicht anweiſen, als den Hundeplatz.

**) An den Wochentagen macht ſich das Volk zu Wien ein unentgeldliches Schauſpiel, bey der Ochſentheilung zwiſchen dem Stubenthore und Mauththore. Dicht vor dem Hetzhauſe iſt der Ochſenſtand, ein durch verſchiedene Geländer eingeſchloſſener Platz, in welchen die ungariſchen Ochſen getrieben und zum Verkaufe geſtellt werden. Wenn nun die Schlächter mehrere Ochſen kaufen, und einen nach dem andern wegführen wollen, ſo machen die ungariſchen Ochſen allerley Sprünge, werden oft wild und beſchädigen die Schlächter. Dahin laufen denn eine große Menge Menſchen, gaffen, ſchreyen

worden ist. In England hält man den Sonntag so heilig, daß niemand sich traut, ein Spiel Karten in die Hand zu nehmen, oder ein musikalisches Instrument zu spielen; und in Wien entheiligt man die Tage der Ruhe und des öffentlichen Gottesdienstes damit, daß man unter dem gräßlichsten Getümmel unschuldige Thiere martern läßt. Schon des Morgens an diesen heiligen Tagen sind an allen Ecken Zettel angeschlagen, welche oben den Kaiserlichen Adler mit der hier sehr anstößigen Umschrift: *Sub Umbra Alarum Tuarum* führen. Darauf folgt denn die Nachricht, daß das k. k. privilegirte Hetzamphitheater, unter einer wohlbesetzten türkischen Musik, — mit einer sehr großen Hetze, — mit einer durchaus starken Hetze, — mit einer historischen prächtigen Hetze, u. d. gl. in so und so viel Auftritten, wieder werde eröfnet werden. Diese Hetzen haben denn auch, gleich als ob es Komödien wären, meistens besondere Namen; z. B. der Esel in der Bataille, die Schlittenfahrt im Sommer, das trojanische Pferd u. s. w. Die Erklärungen der verschiedenen Auftritte sind voll der plumpsten Abgeschmacktheiten, welche witzig seyn sollen. Z. B. „Ein frischer Bär, der zu allen Dingen den Kopf schüttelte, soll zu einem billigen Jawort gezwungen „werden, und sollte er hartnäckig seyn, so wird „man

und toben, wenn der Ochse sich losreissen will, und die Umstehenden in Gefahr setzt.

„man ihn beym Ohr ertappen. — Unser Schuss„hartl die Wildsau schießt wie ein Pfeil aus ihrer „Falle heraus. Allental müssen Schweinereyen „dazwischen kommen, (so sprechen unsere Hun„de) das wird uns noch tolle machen. — Ein un„garischer Vollstier wird verschiedene Sprünge, „und Solo tout machen," u. d. gl. Die gemeinen Leute, so wie sie eben an den Sonn- und Feyertagen aus der Messe kommen, und noch Gebete kauen und an den Rosenkränzen zupfen, bleiben Haufenweise an den Ecken bey den Anschlagszetteln stehen, lachen über den albernen Witz, und freuen sich im voraus des hundischen Vergnügens, welches Nachmittags auf sie wartet. Schon gegen drey Uhr wird in der Gegend des Hetzhauses die Trommel gerührt, und die Hatz ausgerufen. Das Hetzhaus ist ein hölzernes ziemlich hohes rundes Gebäude, welches einen großen mit Sand bestreuten Platz einschließt. Das Erdgeschoß enthält lauter Kammern, worinn die wilden Thiere eingeschlossen sind, und vermittelst einer aufgezogenen Fallthüre auf den Platz gelassen werden können, und neben der Thüre, wo die Zuschauer hinein gehen, sind grössere Behältnisse für die Hunde.

Ich habe dieses unmenschliche Schauspiel Einmal gesehen. Ich wollte um vieles nicht missen, es gesehen zu haben; denn gewisse Abscheulichkeiten muß man mit Augen sehen, um sie sich vorzustellen. Aber ich möchte es auch um vieles nicht noch einmal sehen. Gleich beym Eintritte ins Haus schlägt ein

widriger Gestank von den Ausdünstungen der Thiere und von dem Aase, womit sie gefüttert werden, nebst dem Bellen der Hunde, dem Brüllen der wilden Thiere und dem unbändigen Geschreye der Hasmeister entgegen. Gleichwohl fand ich die drey Reihen übereinander gebauter Logen und Gallerien voll gestopft von Zuschauern beiderley Geschlechts. Nicht bloß vom Pöbel; man sah auch Herren wohl frisirt und gepudert, in gestickten Kleidern. Ja was noch bedaurungswürdiger und beynahe unbegreiflich war, ich sah da Frauenzimmer mit allen Reizen der Natur, mit allem Aufputze der Kunst gezieret, und sah ihre schönen Hände sich wechselsweise bewegen die Riechfläschgen zu öfnen, und unmäßig zu klatschen wenn die Hunde einem Thiere nach dem Ohre schnappten. Man darf nicht glauben, daß die Thiere noch natürlichen Muth und Kraft ihrer Wildheit haben oder zeigen können. Es wäre wenigstens noch auf eine Art sehenswürdig, die wilde Kraft und Behendigkeit eines ungezähmten Thieres zu betrachten. Aber auch dieses siehet man nicht einmal. Die Thiere sind schon durch vorige Kämpfe abgemattet und furchtsam gemacht. Wenn die Fallthüre aufgezogen wird, so pflegen sie nicht immer herauszufahren, sondern sie ziehen sich in den hintersten Theil ihres Lochs zurück. Alsdenn bringen drey oder vier Kerle einen großen Hebebaum, und stoßen so lange auf das Thier zu, bis es aus Schmerz in den Hebebaum beißt, an welchem sie es alsdenn aus dem Loche auf den Platz hinausziehen. Sogleich werden zwey oder mehr große Hunde, welche

bis

bis dahin unter beständigem wütenden Bellen von den Hetzmeistern sind gehalten worden, losgelassen. Gemeiniglich suchen die Thiere zu fliehen, so lange sie können, aber sie werden bald von den Hunden gepackt, gezaust, in die Ohren gebissen, oder ihnen gar die Ohren abgerissen. Sonderlich, wenn das letztere geschiehet, läßt sich das viehische Gelächter nicht beschreiben, welches die Zuschauer ausstoßen, und das unmäßige Geklatsche mit den Händen, und das Gestampel mit den Füßen. Weil die Thiere zu weitern Kämpfen sollen aufbewahret werden, so fallen die Hetzmeister, sobald die Hunde gepackt haben, den Hunden in den Nacken, reissen ihnen das Gebiß auf, und halten sie unter dem abscheulichsten Geheule und Gebelle fest, unterdessen das angefallene Thier ächzend, blutend, und vor Schmerz brüllend nach der geöfneten Fallthüre zueilet. Es ist ein unbeschreiblich eckelhafter und scheußlicher Anblick, die armen Thiere so quälen zu sehen. Ich sah ein schönes Geschöpf, einen großen ungarischen Wollstier, der noch nie war gehetzt worden, sich einige Minuten lang mit größtem Muthe und Stoßkraft gegen sechs oder acht bissige Hunde wehren. Aber in kurzem hatten sie ihn hinter den Ohren gefaßt; an jedem Ohre und sogar am Lippenfleische hiengen zwey, die er unter gräßlichstem Brüllen und unter eben so gräßlichem Gelächter der Zuschauer herumschlänkerte, ohne daß sie los ließen, bis ein Ohr abriß. Ein Paar andere Hunde hiengen an den Seiten; und endlich faßte ihn einer in die Hoden, daß das Thier brüllendheulende Töne des unbeschreiblichsten

richsten Schmerzens ausstieß, die keinen der hartherzigen Zuschauer zu einiger Empfindung bewegten. Und sollte auch noch einer oder der andere mit dem schönen Thiere, das erst in seiner vollen Kraft auftrat, und nach wenigen Minuten zerfleischt, entstellt, von Kräften verlassen und mit den unsäglichsten Schmerzen ringend abgeführt wurde, noch einiges Mitleid gespürt, und ein so abscheuliches Schauspiel verflucht haben; so hatten die abgefeimten Hetzmeister gleich darauf einen Auftritt angeordnet, wo ein Esel und ein Hirsch, an welche kleine angezündete Feuerwerke angebunden waren, von kleinen Hunden herumgejagt wurden, damit durch die lächerlichen Sprünge jede ernsthafte Empfindung bey dem ohnedieß leichtsinnigen Volke möchte weggescheucht werden. Man ließ alsdenn zwey Bären zugleich heraus, oder vielmehr die unbarmherzigen Knechte mußten sie mit wiederholten Stößen aus ihren Löchern hervorziehen; denn sie waren in vorherigen Hetzen schon so elend zugerichtet und so kraftlos gemacht, daß sie gar nicht heraus wollten. Der eine war schon so gelähmt, daß er kaum fort konnte, und der andere hatte ein Ohr verlohren. Die Hunde fielen über den ersten her, und würden ihn gleich zerrissen haben, wenn die Hetzmeister sich nicht dazwischen geworfen hätten. Der andere, voll der heftigsten Angst, wollte die Fallthüre seines Loches aufstoßen, und da es nicht möglich war, so scharrte er, als ob er Konvulsionen hätte, in ein Paar Minuten ein Loch wohl zwey Ellen tief vor der Thür, um unter dem Grund herunter zu kriechen, wenn er

konnt

konnt hätte. Endlich folgte der allerscheußlichste unter den scheußlichen Auftritten. Es wurde ein zahmes Schwein und mit ihm zwey hungrige Wölfe hervorgebracht, welche das Schwein in Gegenwart aller Zuschauer lebendig auffraßen. Da merkte ich endlich doch, daß ich nicht der einzige war, bey dem das Herz sich umkehrte, da dieses wehrlose Thier unter kreischendem Geschrey, von einem Wolfe bedächtig und ohne Mühe am Halse befressen wurde, indessen der andere eben so ruhig dessen Bauch aufgebissen hatte, mit der Schnauze im Leibe wühlte, und die Eingeweide verschluckte. So etwas ganz unnennbar abscheuliches machte denn doch, daß verschiedenen Zuschauern, und besonders verschiedenen Zuschauerinnen, die Gesichter lang wurden, und daß sie, so wie ich, aufstanden und weg eilten. Ich wollte, wenn ich es könnte, die Abscheulichkeit dieses Schauspiels, mit noch lebhaftern Farben schildern, um wo möglich die ganz fühlloſen Menschen, die daran noch Gefallen finden können, doch einigermaßen zur Empfindung zu bringen. Derjenigen, die mit dem Anfange des letztern scheußlichen Auftritts mit mir hinausgiengen, waren die allerwenigsten; und von der Treppe bis zur letzten Thüre hörten wir noch das wiehernde Gelächter des rohen Haufens, der sich an den Todesqualen des Thieres weidete. Dieser schändliche Auftritt war in dem Anschlagszettel folgendermaßen beschrieben: „Die Raubwölfe werden auf eine „lächerliche Art ihren Raub nehmen.“ Man muß wahrhaftig eine Hetzmeisterseele haben, um

nur

nur einen solchen Auftritt zu erdenken, geschweige darüber witzeln zu wollen.

Im Junius 1782 gieng die Pachtzeit des Hetzpächters zu Ende, und es ward damals in allen Zeitungen Deutschlandes gemeldet, dieses unmenschliche Schauspiel sollte nun nicht ferner geduldet werden. Aber leider! es bringt Pacht ein, und der Beyfall desselben in Wien ist so groß, daß Leute, von denen so etwas nicht zu vermuthen wäre, es nicht verlieren wolten. Es fand sich also in wenigen Tagen ein neuer Pächter, welcher, da der vorige bey 6000 Fl. nicht hatte bestehen können, nun 5000 Fl. bot, und die Pacht erhielt. Er kündigte seine neue Unternehmung auf solche Art an, daß ich meinen Augen nicht trauen wolte, als ich die gedruckte Nachricht davon zuerst las. Sie fängt folgendermaßen an: „Fast jede öffentliche Unterhaltung ist unter der Regierung unsers menschenliebenden Herrschers zu einer der Kaiserstadt würdigen Höhe gestiegen. Die K. K. neue Hetzpachtung wird sich beeifern, auch dieser Gattung von Schauspiele zur Ehre der Bewohner Wiens eine Gestalt zu geben, die sie unter dem letzten Pächter nie erlangen konnte.“ *) Gewisse Wiener Schriftsteller haben es an sich, den Namen ihres mit Recht verehrungswürdigen Monarchen sehr

*) S. Litteratur und Theaterzeitung 1782, 3r Thl. S. 479.

ſehr am unrechten Orte anzuführen, wo er das Stichblatt ihrer oft ſehr geringfügigen Einfälle und Unternehmungen ſeyn muß. Aber niemals iſt der Namen dieſes Monarchen wohl auf eine ſo unglaublich unverſchämte Art gemißbraucht worden, als da ſich ein Hetzpächter unterſteht, deſſen Menſchenliebe zu Empfehlung eines ſo grauſamen Schauſpiels anzuführen. Entweder Joſeph II. weiß überhaupt nichts von der Erlaubniß zur Fortſetzung der Hetze, oder Er läßt ſie noch fortdauern, um der Herzenshärtigkeit willen derjenigen ſeiner Unterthanen, die er nicht ſo geſchwind beſſern kann, als Er wohl gern wollte. Menſchenliebe? — Die Ehre der Bewohner Wiens? — Großer Gott! wie gedankenlos und von allem moraliſchen Gefühle entblößt muß der Menſch ſeyn, wie heillos muß er alle Ehre und Menſchenliebe verkennen, der nicht erröthet, dieſe ehrwürdigen Worte auf eine ſo ſchändliche Sache anzuwenden.

Erſtaunen muß man, daß jetzt, da in der Morgenröthe die ſich über das bisher ſo dunkele Oeſtreich zu erheben anfängt, etwas beſſeres zu hoffen geweſen wäre, ein ſo abſcheuliches Schauſpiel noch ferner die Sitten des Volkes verderben darf. Man giebt zur Urſache an, weil das Einkommen der Thierhetze dem Armen-Leute-Fond zu gute kommt. Sehr wohl! Wenn einmal dieſes ſcheußliche Volksſchauſpiel vorhanden iſt, ſo mags ganz gut ſeyn, daß das Pachtgeld davon noch auf dieſe

Art

Art angewendet wird. Aber ich wende mich an jeden Biedermann in Wien! Ich frage: Ist denn in einer so üppigen, jeden Genuß des Lebens so lüstern einschlürfenden Stadt, von den Tafeln so vieler Schwelger ganz und gar kein Brosamen übrig, daß man Qual und Blut unschuldiger Thiere nothwendig brauchen muß, damit arme Menschen nicht Hungers sterben? Ist denn bey der so großen Menge begüterter Einwohner dieser üppigen Stadt alle Empfindung von dem Elende ihrer armen Nebenmenschen so gänzlich erloschen, daß man Blut und Qual wilder Thiere verpachten muß, um von dem barbarischen Vergnügen des unbenkenden Theils der Nation ein Almosen zu erpressen? Verpachten? Und für welche armselige Summe? Sie würde ja der Buhlerinn eines reichen Verschwenders jährlich kaum zur Hälfte ihres Uebermuths zureichen! Ist Wien wirklich so sehr gesunken, daß man es nicht vermeiden kann, das moralische Gefühl eines Theils der Einwohner verderben zu müssen, damit man Fünftausend Gulden aufbringe, um etwan achtzig armen Leuten einen kümmerlichen Unterhalt zuzuwenden? Nein! das kann nicht seyn! Das muß nicht seyn! In dieser so reichen Stadt sind schon so viele reiche Stiftungen für das Armuth gewidmet, und könnten ferner noch gewidmet werden. Das Bürgerspital hatte ja 200,000 Fl. Einkünfte *) und in den übrigen Stif-

*) S. die Beylage VI. 4. S. 55.

Stiftungen für das Armuth, wird jährlich vielleicht eben so viel zusammengebracht. Sind denn die Armen in Wien unzählbar, daß man zu einem so niedrigen Mittel ihres Unterhalts greifen müßte, weil so sehr reiche Stiftungen unzureichend wären? Das kann nicht seyn. Aber wenn es wider Vermuthen so wäre; so wende ich mich abermals an jeden Biedermann in Wien, und frage: Sollte in Wien keine Gesellschaft wohldenkender Menschen zusammenzubringen seyn, keine neue Vereinigung aus Liebe des Nächsten,*) welche aus edler Empfindung von Menschenliebe und von der wahren Ehre der Bewohner Wiens, jährlich von ihrem Ueberflusse die Summe von fünftausend Gulden, zu Auskaufung der schimpflichen Pacht der Thierhetze, zurücklegen möchte, auf daß die Nachwelt im Jahre 2240 nicht sage: Damit achtzig Armen täglich acht Kreuzer bekämen, duldete das große, das reiche, das prächtige Wien, ein die Menschheit entehrendes Schauspiel!

*) S. oben den IIIten Band S. 234.

Zwölfter Abschnitt.

Von den Schulen, von der Universität, von Bibliotheken und andern dahin gehörigen Anstalten, desgleichen von der Gelehrsamkeit und Litteratur in Wien überhaupt.

Die Regenten Oestreichs haben schon seit Jahrhunderten, zum Theile mit sehr großen Kosten, Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Kunstkabinette und andere Anstalten zum Behufe des Unterrichts der Jugend und der Gelehrsamkeit überhaupt gestiftet. In Wien fällt dieß besonders in die Augen. Man muß gestehen, daß die Regenten zum Besten der Wissenschaften viel mehr Kosten aufgewendet und weitläufigere Anstalten gestiftet haben, als in irgend einem andern deutschen Lande. Es giebt Leute, welche alles von dem Monarchen erwarten, in allen Dingen den Monarchen vorschieben, und überhaupt sich einzubilden scheinen, daß alle Verbesserung von oben herab kommen müsse. So sehr man alles, was ein Monarch zur Verbesserung thut, dankbar erkennen muß; so wird doch in allen Ländern zu wenig daran gedacht, daß jede Verbesserung, welche von den untern Ständen, aus eigenem Triebe, den Anfang nimmt, ungleich ausgebreiteter und sicherer ist. Bloß mit

Befeh-

Befehlen, mit Anstalten, mit Aufwand des Regenten, kann keinesweges alles ausgerichtet werden. Dieß siehet man deutlich in Oestreich. Es ist auffallend, daß daselbst mit dem vielen Aufwande bey weitem nicht so viel Nutzen gestiftet worden ist, als in manchen andern Ländern mit sehr viel geringerm. Woran dieß liege, verdient von einem östreichischen Patrioten ernsthaft und unpartheyisch untersucht zu werden. Daß es den Oestreichern an Fähigkeit fehle, wird niemanden einfallen zu behaupten; man hat auch allzu deutliche Proben vom Gegentheile. Unter mehrern Ursachen kann hingegen wohl die seit langer Zeit dieser Nation eigen gewordene Gemächlichkeit und Liebe zum Wohlleben, welche mit ernsthaften und mühsamen Beschäftigungen sich nicht wohl verträgt, und die hier gleichfalls schon längst gewöhnliche Art, mit sich leicht zufrieden zu seyn, und wenn man etwas weniges gethan hat, sich gleich vollkommen zu dünken, zu den Haupthindernissen des Fortgangs in den Wissenschaften gehören. Dazu kommt freilich auch noch, daß Oestreich seit zwey Jahrhunderten im Joche der Geistlichkeit, besonders der Jesuiten *) war, welche alle Weltleute, so

*) Man wundere sich nicht, daß ich in diesen zwey Bänden so sehr oft von den Jesuiten reden muß. Der Hauptzweck dieses Ordens, und der ihn auch zum schädlichsten in der Welt macht, ist: Daß das Wohl des Ordens, selbst mit Nachtheil alles

andern

lange es ihnen möglich gewesen ist, in dummer Bigotterie erhielten, sich von je her der Ausbreitung der Aufklärung widersetzten, und wenn sie die Aufklärung nicht verhindern konnten, sie ausschließend nur durch sich befördern, das heist zu ihren Absichten leiten wollten. Dadurch ist beständig viel Gutes gehindert worden. Sie haben die besten Anstalten, besonders die Schulen, welche dem Willen der Monarchen zufolge gemeinnützig werden sollten, zu ihrem eigenen Nutzen und zu Erlangung ihrer Privatabsichten zu lenken gewußt. Dieß wird noch mehr erhellen, wenn ich von jeder der vorhandenen Anstalten kurz handeln werde.

1. Die

andern befördert werden soll, und daß um dieses zu bewirken, alles durch den Orden geschehen soll. Diesen Hauptzweck hatten sie in allen katholischen Landen, besonders aber in Oestreich und Bayern nur allzusehr erreichet. Nichts geschah ohne sie. Daher mag man die Augen wenden wohin man will, so erblickt man die Jesuiten. Sie waren die einzigen thätigen Leute (und sind es an verschiedenen Orten noch jetzt); aber um dieses zu seyn, wendeten sie auch alle mögliche List an, um alle andere Menschen unthätig zu machen. Diese abscheuliche Politik haben die erleuchtesten Männer unter den Katholiken schon lange gemerkt, und sich deswegen der schädlichen Thätigkeit der Jesuiten so sehr widersetzt.

I. Die Normalschulen und Trivialschulen oder die deutschen Schulen.

Die Volksschulen werden noch bis jetzt von den meisten Menschen gering geschätzt, und sind doch wichtiger als die gelehrtesten Universitäten; denn was hilft es dem menschlichen Geschlechte, wenn auch Wissenschaften und bessere Denkungsart unter dem sehr kleinen Häuflein der Gelehrten empor zu kommen scheinen, und das Volk, das Millionen beträgt, roh und dumm bleibt?

Um 1551, als der gröſste Theil von Oestreich protestantisch war, wurden daselbst die ersten deutschen Schulen angelegt. *) Die Jesuiten eifrig bemüht, das Lutherthum zu vertilgen und das Pabstthum, eigentlich aber ihren Orden, den sie von jeher zum Mittelpunkte der katholischen Kirche haben machen wollen, emporzubringen, waren unabläſsig beschäftigt, die Schulen aus den Händen der Protestanten zu reiſsen, und sie nach ihrem Sinne einzurichten. Sie haben vom ersten Anfange ihres Ordens an gesucht, durch ihren Einfluſs in die Erziehung früh die Gemüther zu demselben zu lenken, und dadurch ihren Einfluſs auf alle Stände

*) Man sehe Raupachs evang. Oestreich, 1r Thl. S. 114. 302. Desgleichen das deutsche Museum 1778, 9s St. S. 270 und Schlözers Briefwechsel XVIIIter Heft S. 393.

zu verbreiten. Bey einer 1596 gehaltenen Kirchenviſitation ward geboten, in den Schulen keinen andern als des Jeſuiten P. Caniſius Katechismus *) zu brauchen. Als unter dem harten Kaiſer Ferdinand II. ſeit 1626 die proteſtantiſche Religion in Oeſtreich ganz unterdrückt ward, wußten ſich die Jeſuiten aller Schulen von den niedrigſten bis zu den höchſten zu bemächtigen, die ihnen auch bis kurz vor der Aufhebung ihres Ordens ganz eigen blieben, und an denen ſie noch bis jetzt in Oeſtreich, ſo wie in andern katholiſchen Ländern, mehr Antheil haben, als man gewöhnlich meint.

Dieſer Orden ſtrebt nach großen Dingen, hat aber beſtändig auf geringſcheinende Dinge, welche einen großen Einfluß haben, die größte Sorgfalt gewendet. Zwar die deutſchen Schulen, und ſelbſt die ſogenannten *Principia* oder unterſten lateiniſchen Schulen waren nicht mit Jeſuiten beſetzt. Hiezu waren ſie zu vornehm. Aber ſie ſorgten, daß dieſe Schulen mit Schulmeiſtern beſetzt wurden, die ihnen ergeben waren, und von ihnen abhiengen. Sie ſorgten, daß die Schulbücher nach ihrem Sinne geformt waren; und bemühten ſich unabläßig, durch aſcetiſche Bücher und Gebete den Verſtand der jungen Kinder fein früh zu verkrüppeln, und ihn ganz mit jeſuitiſchen Grundſätzen anzufüllen. Sie

*) S. Raupachs evang. Oeſtreich, IIIte Fortſ. S. 121.

Sie hatten in ihrem Noviziathause bey St. Anna eine ganze Buchhandlung von Schulbüchern und ascetischen Schriften errichtet, welche jedem der sich die Mühe nehmen will sie durchzusehen, den sichersten Beweis von der abgeschmackten Lehrart und der dummen Bigotterie, womit die Jesuiten die Schulen verdarben, geben werden.

Den Religionsunterricht ließen sie in sogenamten Christen- oder Kinderlehren von ihren Novizen und unbärtigen Magistern versehen. Daher war in den Trivialschulen weiter nichts zu finden, als: Nebst kümmerlichem Lesen und Schreiben, das Auswendiglernen des elenden Canisiusschen Katechismus, und ganz jesuitisch gestimmte mechanische Religionsübungen, z. B. die Legende von des h. Aloysius Keuschheit und Gehorsam *), oder

*) „Der h. Aloysius war beständig mit Gott ver„einigt, und weil man besorgte, er würde hier„durch sich gar zuviel schwächen, befahlen ihm „seine Obern, er sollte sein Gemüth bisweilen „mit Gewalt von Gott abziehen. — Er rufte „daher mehrmal, aus Begierde zu gehorsamen, „aus: O Herr, weiche von mir; aber sein Ru„fen und Bemühen war umsonst. — Es war „ihm einstens beym Pfänderspiele auferlegt, „wenigstens den Schatten eines Weibsbildes „zu küssen; er ließ sich aber nicht dazu bewe„gen. — Fast drittehalb Jahr bediente er den „spanischen Prinzen, und mußte täglich bey der „Köni-

vom rosenfarbenen Herzen Jesu, oder zur Recreation abentheuerliche Geschichten aus dem indianischen Missionsbothen, und was der Fratzen mehr waren.

Im Jahre 1750 brachte dieser Orden durch den P. Parhammer *), die ehemals in Salzburg **) errichtete Christenlehrbruderschaft auch nach

„Königinn erscheinen, dennoch hat er sie von „Angesicht nicht gekannt. — So viel ihm mög„lich, floh er die Gesellschaft des andern „Geschlechts. Einige nannten ihn deswegen ei„nen Weiberfeind, andere aber einen Menschen „ohne Fleisch oder einen Engel in dem Fleisch.“ S. P. Matth. Vogels S. J. Leben und Sterben der Heiligen Gottes. Bamberg 1777. 1ter Theil S. 811.

*) Nach der ganzen Einrichtung dieses Ordens kann man sehr sicher schließen, daß alle Anstalten, die ein einzelner Jesuit macht, die Sache des Ordens sind. Ein Jesuit kann nicht als Individuum handeln, sondern lebt und handelt bloß im Orden.

**) Als um 1733 die Salzburgischen Bauern, der lutherischen Religion wegen, bey tausenden emigrirten, und der Erzbischof verschiedene Jahre lang vergeblich gesucht hatte, alles wieder katholisch zu machen, ließen die Jesuiten diese gute Gelegenheit, ihr savoir faire zu zeigen, nicht vorüber gehen. Um die weitere Fortpflanzung der protestantischen Religion auf den Salzburgischen Alpen

nach Oestreich, wo sie sich sehr ausgebreitet hat. Dieß war ein sehr listig ausgesonnenes Mittel, um unter dem Vorwande der Beförderung der Religion die Volksschulen ganz von dem Orden abhängig zu machen, und die Jugend aller Stände, das heißt,

Alpen zu verhüten, und das Ketzergift mit Stumpf und Stil auszurotten, reisete P. Parhammer cum sociis auf Befehl der Obern im Pinzgerlande (so nennt man in Salzburg diesen Distrikt) herum, katechisirte und polemisirte und exorcisirte in die Kreuz und Queer; und um durch sinnlichen Flitterstaat seinen Lehren Fortdauer zu verschaffen, führte er diese Christenlehrbruderschaft ein. Die Bauern mit ihren Kindern müssen, so wie noch kürzlich und vielleicht noch jetzt in Wien, die Schulmeister Schulkinder und Lehrjungen, mit Fahne und Kreuzstange, mit Sang und Klang jeden Sonntag in ihrer angewiesenen Kirche erscheinen, wo man denn nicht unterläßt, sie besonders in sententiis fidei controversis, als vom sichtbaren Oberhaupte der Kirche, von dessen und der Tradition Unfehlbarkeit, von gottgefälligen Mönchsgelübden u. s. w. aufs beste zu unterrichten. P. Parhammer erhielt durch dieß apostolische Missions- und Konversionswerk so vielen Ruhm, daß er zum Beichtvater des Kaiser Franz gewählt wurde; wo er dann, wie leicht zu erachten, eine wichtige Rolle spielte. Damals ward er denn auch zum Waisenhause auf dem Rennwege gesetzt, wohin viel milde Stiftungen gezogen wurden. Er

alle künftige Bürger des Staats an denselben anzuknüpfen, damit wenn auch in den niedrigsten Ständen ein fähiger Kopf, und ein solcher, der den Absichten des Ordens dienen könnte, sich fände, er dem Orden könnte zugezogen werden. Es ist von jeher eine allgemeine Maxime des Jesuiterordens gewesen, sich Pflanzschulen von aller Art, und sogar, wenn es sich hat thun lassen, unbemerkt zuzubereiten, aus welchen sie nur diejenigen nehmen, die ihnen nützlich sind, und alle andere ihren Weg gehen lassen. So lange die Regenten darauf nicht besser Acht geben als bisher; so wird der Orden der Jesuiten fest bestehen, wenn er auch noch zehnmal aufgehoben würde; und wird fortfahren den wichtigsten Einfluß zu haben, selbst da, wo man es am wenigsten denkt.

Es ward vor ungefähr 35 Jahren in Berlin durch Hähn die sogenannte Litteral- und tabellarische Methode erfunden, und von Hecker in der Realschule in Ausübung gebracht. Der Nutzen der

nahm, um diesen Weinberg anzubauen, noch mehrere Mithelfer aus seinem Orden zu sich. Da jährlich bey zweyhundert Kinder aus dem Waysenhaus entlassen und in Familien aller Stände und Orte gebracht werden, so kann man sich schon ohngefähr den Einfluß, den der Jesuitismus dadurch erhielt, vorstellen. Denn wer einmal die Falte des Jesuitismus angenommen hat, verliert sie nicht leicht.

der Errichtung von Realschulen für die sehr große Menge von jungen Leuten, die nicht eigentlich studiren wollen und sollen, leuchtete allenthalben bald sehr stark ein. Die Realschule zu Berlin ward in kurzem sehr berühmt, und mit ihr die daselbst gewöhnliche tabellarische Methode; jene mit Recht, diese mit Unrecht. Dazu trug viel bey, daß die tabellarische Methode, bloß als Uebung des Gedächtnisses betrachtet, ihren Nutzen hat, und dabey soviel äußerlich glänzendes, daß diejenigen, welche nicht genau untersuchen, ob die Kinder von allen Wörtern, die sie lernen, wirklich die Begriffe gefaßt haben, sehr leicht sich davon einen viel größern Nutzen versprechen können, als sie wirklich stiftet. Auf diese Methode, und überhaupt auf die Idee einer Realschule, ward unter andern Hr. Ignaz von Felbiger, Prior und nachheriger Abt des Stifts der Chorherrn des h. Augustins zu Sagan in Schlesien, aufmerksam. Er reisete um das Jahr 1754 nach Berlin *), um die Einrichtung der dortigen Realschule, und besonders die daselbst übliche Methode kennen zu lernen. Es war, zumal in den damaligen Zeiten, keine geringe Verläugnung von einem so angesehenen katholischen Ordensgeistlichen, daß

*) Er war da incognito, unter dem angenommenen pädagogischen Namen Ratich. Es wäre nicht klüglich gewesen, öffentlich merken zu lassen, daß ein katholischer Prior von Protestanten etwas lernen könnte. Im Jahre 1763 war er unter seinem eigenen Namen nochmals in Berlin.

daß er in eine ketzerische und schon damals so sehr verschrieene Stadt reisete, um eine ketzerische Schulmethode kennen zu lernen, und daß er sie wirklich vorzüglich fand und einführte; welches letztere im Jahre 1763 geschah. Es sollte wohl scheinen, Hr. von Felbiger habe bey dieser ganzen Handlung sich den Jesuiten widersetzen wollen, deren Hauptaugenmerk allenthalben die Schulen sind. Soviel kann man aber aus dem Erfolge wohl sehen, daß die Jesuiten, nach ihrer feinen Politik, ein Mittel gefunden haben müssen, die Beförderung dieser Schulverbesserung mit dem Interesse ihres Ordens zu vereinigen. Denn es geschah die Einführung der neuen Methode, ohne alle Widersetzung der Jesuiten; welches der sicherste Beweis ist, daß sie ihren Absichten nicht entgegen war. Auch hat der Erfolg gezeigt, daß die Jesuiten in Oestreich sehr früh auf diese Methode aufmerksam waren, und sie daselbst einzuführen suchten. Schon im Jahre 1768 schickte der P. Parhammer durch die dritte Hand *) einen gewissen Felkel

*) Das heißt, der Jesuitenorden schickte. Ich wiederhole es nochmals, die ganze Einrichtung dieses Ordens bringt es mit sich, daß dasjenige, was ein einzelner Jesuit in einer bedeutenden Sache thut, schlechterdings auf Befehl und nach den Absichten seiner Obern geschiehet. Ein Jesuit kann schlechterdings für sich nichts thun, alles was er thut ist für den Orden. Dieß eben, und daß alles in der Welt durch den Orden gesche-

Felkel *) nach Sagan, um daselbst diese Methode zu erlernen, welche man seit der Zeit in allen katholischen Ländern (mit Verschweigung des ketzerischen Berlins, welches derselben eigentliche Mutter ist) die Saganische benennt. Durch diesen Felkel ward die tabellarische Methode 1769 im Parhammerschen Waysenhause zum Theile schon eingeführt, ehe noch der Hr. von Felbiger nach Wien kam. Als hernach unter dessen Direktion die Nor-

geschehen soll, macht hauptsächlich den Orden zu einer für das menschliche Geschlecht so höchst schädlichen Gesellschaft. Diese Einrichtung ist doch so bekannt; und man will noch fast nirgends auf das was unmittelbar daraus folgt, auf den unsäglichen Einfluß des Jesuiterordens in alle Weltbegebenheiten, Achtung geben. Man bildet sich ein, der Orden wirkte nicht mehr, weil man nur einzelne Jesuiten wirken siehet; als ob dieses nach der noch immer fortdauernden Einrichtung des Ordens nicht ganz einerley wäre.

*) Dieß ist ein merkwürdiger Mensch. Er war schon 1765 in Sagan, gieng von da nach Rom, und von da nach Wien (S. de Luca gelehrtes Oestreich I. Thl. S. 123.). Man hat sonst wohl mehr Beyspiele, daß die Reisen solcher Abentheurer nicht von ungefähr geschehen. Besonders die Reise nach Rom, (vermuthlich um Verhaltungsbefehle zu holen) ist merkwürdig. Dieser Mensch hatte nicht die regelmäßigste Aufführung, und ward zuletzt nach Siebenbürgen verbannt.

Normalschule in Wien aufgerichtet wurde, ward eben dieser Felkel, der mit den Jesuiten in so gutem Verständnisse lebte, einer von den ersten Lehrern derselben. Ein gewisser Pater Dangel hatte dabey von Anfang an einen großen Einfluß, und die beiden Katecheten bey der Normalschule sind noch bis jetzt zwey Exjesuiten, die P. P. Mulzer und Arsensol. In der in der allgem. deutschen Bibliothek erschienenen, und daraus besonders abgedruckten, freymüthigen Beurtheilung der östreichschen Normalschulen, wird an mehr als einem Orte die Uebereinstimmung der Lehrbücher dieser Normalschulen mit den Jesuitischen gezeigt. Einige sind sogar nach jesuitischen Lehrbüchern gemacht, und es werden darinn Jesuiten, sogar bey ganz gesuchten Gelegenheiten, übermäßig gelobt. *)

Es ist gewiß nicht ganz vergeblich, auf diese Uebereinstimmung aufmerksam zu machen. Die Maxime der Jesuiten ist: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns; und man kann auf gleiche Weise sicher schließen, wer nicht ganz wider sie ist, der ist auf irgend eine Weise mit ihnen. Ein drittes findet gar nicht Statt; besonders bey Sachen von Bedeutung. Man siehet hieraus unter andern, wie sehr unrecht diejenigen haben, welche behaupten, die Normalschulen hätten in Oestreich nicht eher errichtet werden können, als bis die Jesuiten gefallen

*) S. S. 244. 264. und an andern Stellen.

fallen wären. *) Man siehet aus dem, was ich angeführet habe, daß sich beide sehr wohl mit einander vertragen können. Ich bin weit entfernt, daraus auf eine unmittelbare Verbindung des Hrn. von Felbiger mit den Jesuiten zu schließen. Es kann sehr wohl seyn, daß er eine Zeitlang denselben gerade entgegen gearbeitet hat. Aber die Jesuiten sind auch viel zu fein, als daß sie allenthalben direkten Einfluß haben wollten. Sie verstehen sich meisterlich darauf, dasjenige, was sie nicht hindern können, ohne viele Widersetzlichkeit stehen zu lassen, es anscheinend zu billigen, sich nach und nach einzudrängen, gerade den Zeitpunkt und den Umstand zu nutzen, der ihnen dienen kann Kollisionen zu verursachen, aus denen sich oft der ehrlichste Mann nicht zu helfen weiß, ohne sich einigermassen ihrer zu bedienen. So wissen sie sich fest zu setzen, und dasjenige, was zu ihrem Nachtheile gemeint war, gerade zu ihrem Vortheile zu kehren. Durch eben diese Politik haben sie sehr oft, im Gegentheile, Sachen denen sie sich zu widersetzen schienen, eigentlich befördert, sich hinter die Larven ihrer Feinde gesteckt, und ihre Feinde zu Larven gebraucht. Mehr Aufmerksamkeit hierauf kann nicht genug empfohlen werden. Man kann ungezweifelt voraussetzen, daß die Jesuiten unabläßig thätig sind, und thätiger seyn können, als irgend eine andere

*) S. Anselmus Rabiosus Reisen durch Oberdeutschland S. 12.

andere Gesellschaft. Das bringt die ganze Natur ihres Ordens, die enge Verknüpfung ihrer Glieder in der ganzen Welt mit sich. Man kann ungezweifelt voraussetzen, daß sie bey keiner Sache, die irgend von weitem ihren Orden interessiren könne, gleichgültig und unthätig seyn werden, ob sie sich gleich fast beständig so stellen. Es ist also nur nöthig, um sich herum zu sehen, was vorgehet, um ihnen abzumerken, wie sie in der Stille arbeiten, um ihre Zwecke unvermerkt und nur desto sicherer zu erreichen.

Als 1770 die Schulkommission errichtet ward, und der Hr. v. Felbiger, nebst einem sehr großen Fond *) völlige Freiheit zu handeln bekam; so

*) Man gab 1781. die Einkünfte der Normalschulen auf 120,000 Fl. an, wozu aus den Kaiserl. Kassen direkte nur etwan 4000 Fl. flossen. Sie hatten aber über 400,000 Fl. an baaren Kapitalien, und verschiedene liegende Gründe. Dazu kamen die Abgaben von den Schauspielen und Bällen, 28,000 Fl. aus den Jesuitergütern, und etwan 16,000 Fl. aus dem Verkaufe ihrer so zahlreichen Schulbücher u. a. m. Jetzt ist der Normalschulenfond, der sonst beständig besonders war, mit dem allgemeinen Studienfond zusammen vereinigt, und beide werden nun von der Hofkammer verwaltet. Man rechnete den allgemeinen Studienfond auf 24 Millionen Gulden Kapital, die à 4 p. C. zwar 960,000 Fl.

so brachte er in kurzer Zeit das Wachsthum der Schulen in eine sehr gute Ordnung. In jeder Provinz ward eine Schulkommission errichtet; in jeder Hauptstadt eine Normalschule, wo Lehrer abgerichtet wurden, und von deren Direktor alle deutsche oder Trivialschulen abhiengen, so wie alle Direktoren von der Oberdirektion zu Wien. Die Lehrmethode war ganz übereinstimmend, und nur allzu sehr vereinfacht. Denn alles war in Tabellen gebracht, ja es war bestimmt, was in jeder Stunde in der ganzen östreichischen Monarchie gelehrt werden sollte. Und da man nichts weiter verlangte, als daß die vorgeschriebenen Tabellen von der Jugend ins Gedächtniß gefaßt werden sollten; so war es auch sehr leicht möglich, Lehrer hiezu abzurichten, und den Kursus in so viel

Stücke

Fl. hätten eintragen sollen, aber wegen schlechter Verwaltung nur etwan 800,000 Fl. eintrugen. Indessen brachten diese vereinten Fonds doch über 900,000 Fl. jährlich; und unter der Hofkammer bringen sie gewiß weit mehr ein. Hierunter waren auch die ansehnlichen Jesuitengüter. Von der Beträchtlichkeit der Einkünfte derselben mag man daraus urtheilen, daß nach Aufhebung der Roboten (Frohndienste) im ersten Jahre ein Ausfall von 100,000 Fl. erfolgte, welche der Studienfonds in diesem Jahre entbehren mußte. Man kann wenigstens nicht sagen, es habe an Geld zu Beförderung der Studien gefehlt, wie in vielen andern Ländern geklagt wird.

Stücke abzuschreiben, daß man genau wissen könnte, in wie viel Zeit ein Schüler mit Lernen fertig werden müßte.

Von der innern Beschaffenheit der Schulen und ihrer Lehrbücher hier weiter etwas zu sagen, überhebt mich die schon angeführte freymüthige Beurtheilung der östreichischen Normalschulen. *) Ich billige das Urtheil derselben im Gan-

*) Obgleich so viel über die großen Vorzüge dieser Schulen seit mehrern Jahren her ist posaunet worden, so ist doch jetzt, da die einsichtsvollen Verfasser dieser Beurtheilung derselben schlechte Beschaffenheit zeigen, bis jetzt, so viel ich weiß, zu einer nur einigermaßen gründlichen Vertheidigung noch nicht ein Wort gesagt worden. Wohl aber sind gewisse Leute in Oestreich mit einem lächerlichen Zorne über diese Beurtheilung hergefallen, und haben besonders immer wiederholt, daß die Nationaleifersucht der Berliner dieselbe hervorgebracht habe. Dieses Gespenst von Nationaleifersucht spukt gar sehr in den Köpfen einiger Leute in Oestreich. Wer Berlin besser kennt, wird finden, daß diese Beschuldigung ein wahres Hirngespinst ist. Man will ja jetzt selbst in Wien frey denken und schreiben, und thut es zum Theil auch. Dieß hat man in Berlin schon längst gethan, aus keiner Ursache, als um Wahrheit zu suchen und zu finden; an Nationaleifersucht denkt da wohl niemand. Wenn jemand in Berlin über

Ganzen, so fern es die schlechte Beschaffenheit dieser Schulen und der für sie verfertigten Lehrbücher betrift; und ich glaube, jeder der diese Schulen sieht, die Lehrbücher genau kennt, und über pädagogische Gegenstände reiflich nachgedacht hat, muß es im ganzen billigen. Die Methode in diesen Schulen ist nichts, als die von Hähn erfundene und in der Realschule in Berlin zuerst eingeführte Litteral- und Tabellarmethode. Freilich sind seit zwanzig Jahren in dem Schul- und Erziehungswesen wichtige Schritte geschehen, welche allenthalben in Deutschland, Oestreich vielleicht allein ausgenommen, das größte Aufsehen machten. Man hätte wenigstens glauben sollen, der Direktor der Schulen einer so großen Monarchie würde mit seinen Zeitgenossen in Kenntniß fortgeschritten seyn, und zumal, da er bey der neuen Schulein-

Anstalten in Wien Wahrheiten schreibt, so werden es wohl Wahrheiten bleiben, so gut als ob sie in Wien geschrieben wären. Wie aber? Wenn es in Oestreich selbst Männer von Einsichten gäbe, welche nicht zu dem Haufen allzeit fertiger Schriftsteller gehören, die bey aller gerühmten Preßfreyheit sich nicht trauten, ihre Rüge schädlicher Irrthümer in Wien drucken zu lassen, und sie deshalb nach Berlin oder nach Göttingen sendeten, weil sie daselbst noch größere Preßfreyheit vermuthen? Muß deshalb in Brandenburg oder in Hannover, Nationaleifersucht gegen Oestreich seyn?

einrichtung so ganz und gar freye Hand zu haben, schien, auf diese Verbesserungen einige Rücksicht genommen haben. Es kann einigermaßen befremden, daß er im Jahre 1770 ganz und gar bey dem stehen blieb, was er im Jahre 1754 zu Berlin von Hähn und Hecker gelernt hatte, und dieß also als das non plus ultra zu betrachten schien. Indeß will ich auch dieß entschuldigen. Man kann von niemand mehr Einsicht fordern als er hat; und wer nach seiner besten Einsicht handelt, kann immer noch Dank verdienen; zumal, wenn man die vielen Hindernisse, welche Unwissenheit und Pfafferey in den Weg legten, wie billig, mit in Anschlag bringt. Wenn man die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit der jetzigen Normalmethode wird deutlich eingesehen haben, so wird sie wohl hoffentlich bessern Methoden Platz machen.

Die schädlichste Einrichtung bey den Normalschulen ist die, daß sie ein wahres Monopolium sind. Es ist verboten, daß irgend jemand auch nur im Privat-Unterrichte anders als nach der Normalmethode, das heißt nach der elenden Litteral- und Tabellarmethode unterrichten dürfe.*) Ja es soll sogar niemand einen Hauslehrer annehmen, welcher nicht in der Normalschule abgerichtet**) worden ist. Dieß ist ein unerhörter Despo-

*) Beurtheilung der Normalschulen S. 12.

**) Es ist unglaublich, welche höchst mangelhafte Vorschriften dazu in zwey Schriften gegeben werden:

Despotismus, welcher den Unterricht aller Kinder, ohne Rücksicht auf Stände oder Fähigkeit, unter Einerley Norm zwingen will. Durch einen solchen Zwang wird alle Fortschreitung in der pädagogischen Kenntniß unmöglich gemacht. Denn da man keine einzige andere Methode praktisch kann kennen lernen; so bleibt man ewig bey der mangelhaften Einrichtung stehen, die man hat, und hält sie für ganz vollkommen. Durch diesen Zwang kommt es, daß in der großen Stadt Wien nicht eine einzige Privaterziehungsanstalt ist *); und doch

den: Vorschrift zur Unterweisung der Hauslehrer, und: Von Privatlehrern und Hausinstruktoren. Man sehe davon die Beurtheilung der Normalschulen S. 93 u. ff.

*) Privatlehrer, die in den Häusern Stunden geben, sind in Wien unsäglich viele; sie sind größtentheils schlecht, (wovon ich sonderbare Beyspiele anführen könnte,) und werden doch sehr gut bezahlt. Sie bekommen für 1 Stunde des Tages monatlich 1 bis 2 Souveraind'or (9 Rthlr. bis 18 Rthlr. Brandenb. Kurrent). Aber freilich sind es nur die Unterweiserin den Sprachen und Wissenschaften, welche mit so geringer Bezahlung vorlieb nehmen. Der berühmte Noverre bekam für die Stunde einen Souveraind'or, und lehrte nicht etwan Tanzen, sondern nur la Grace des Pas. Er war der Mann, der einem, der ihm geringere Bezahlung angeboten hätte, zugerufen haben würde: Est-ce que vous me prenez pour un Maitre de Philosophie?

können solche Anstalten, besonders wenn sie Unterricht mit Erziehung verknüpfen, die praktische Einsicht in das Erziehungswesen auf so mancherley Weise vervollkommnen. Wie könnte aber in Wien nur das geringste dergleichen geschehen? Wenn Campe oder Trapp nach Wien kämen, um ein Institut zu errichten, würde man von ihnen fodern, daß sie sich vor allen Dingen von den (aufs gelindeste zu reden) höchst mittelmäßigen Leuten bey der Normalschule*) zur Tabellarmethode abrichten lassen und nach keiner andern Methode lehren solten. Darf man sich nun noch wundern, daß in Wien alle Schulen so schlecht sind, und bessere Einsichten in das Schulwesen nur bey sehr wenigen Leuten zu finden sind? Der Zwang, durch den keine andere, als die so mangelhafte Normalmethode praktisch bekannt werden kann, macht, daß man niemals etwas bessers kennen lernt, und immer fortfährt zu preisen, was man hat.

Der Ruf der östreichischen Normalschulen ist auch bis Rußland gedrungen. Hr. Jankowitz ist im Jahre 1782 von Wien nach St. Petersburg gesendet worden, um auch da das östreichische

*) Von denselben wird in der Nachricht von der Normalschule ausdrücklich gesagt: „Sie sollten „die Lehrer der Lehrer der deutschen Schulen der „weitschichtigen östreichischen Monarchie seyn.“ S. Beurtheilung der östr. Normalschulen S. 80.

sche Normalschulwesen einzurichten. Wenn man die Tabellarmethode und sogar die Lehrbücher einführen wollte, so würde daraus nimmermehr etwas gedeihliches für Rußland *) erfolgen. Es scheinet aber, daß auch hier die freymüthige Beurtheilung der östreichischen Normalschulen über die schlechte Beschaffenheit der Lehrbücher, und besonders über die den Religionsunterricht deckende Finsterniß und Bigotterie **) ein wenig die Augen geöf-

*) Hr. Hofrath Schlözer sagt: „In Ansehung der „Erziehungsanstalten gab es von je her zwey „Partheyen in Rußland; wovon die eine, die „warme, die mächtigere, die allein laute, Wunderdinge von diesen Etablissementen versprach: „die andere hingegen behauptete, daß aus allen diesen theuren Projekten am Ende nichts „werden werde.“ So hat man auch in Oestreich von den Normalschulen und überhaupt von Studienplanen und andern solchen Dingen Jahre lang in allen Zeitungen und Büchern Wunderdinge gesagt; und, wenn ein Kenner von dergleichen Sachen selbst siehet!

**) S. z. B. in der Beurtheilung der Normalschulen S. 105. 113. 172. und an andern Stellen mehr. Ich will dem Hrn. Prälaten v. Felbiger, dessen gute Absichten ich verehre, wenn ich gleich in Absicht auf Schulmethoden mit Ihm nicht übereinstimmend denke, gern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es nicht ganz seine Schuld ist, wenn der Katechismus und die gsetischen Bücher, die in den Normalschulen gebraucht

net hat. Man siehet dieses aus des sehr verdienten wirklichen Staatsraths Herrn Aepinus Erklärung. *) „In derselben redet er von der Beschaffenheit der östreichschen Schulbücher als von einer „Nebensache. Er gesteht, daß er von der innern „Güte derselben zweifelhaft, aber nicht zweifelhaft genug geredet habe, weil er sie damals nicht „ganz genau durchgelesen gehabt.“ u. s. w. Wenn man daher nur die allgemeine mechanische Einrichtung, daß in jeder Provinz Normalschulen und Schuldirektionen seyn sollen, nachahmen, und übrigens bessere Lehrbücher und bessere Methoden einführen will; so kann immer noch für Nutz-

braucht werden, keine bessere Beschaffenheit haben. Man erinnere sich nur, wie groß die verfolgende Macht der Geistlichen und der blinde Eifer für die katholische Religion unter der vorigen Regierung war. Von dem Katechismus, der doch wahrhaftig so tüchtig katholisch ist als möglich, ward, um ihn zu verläumden, vorgegeben, er sey nach dem Muster des Saurinschen von Gellert übersetzten, gemacht. (S. v. Felbigers Größe der Wohlthat der Verbesserung der deutschen Schulen. Prag 1781. 8. S. 57.) Seltsam genug, daß die Unwissenheit eine Gleichheit mit Saurin und Gellert erdichtete, um zu verläumden und zu verdammen! Dieß geschahe zu Wien im Jahre 1773. Wird es die Nachwelt glauben?

*) S. Büschings wöchentl. Nachr. 1783. Nr. 48. S. 381.

Rußland viel gutes geschehen. Nur wird es nöthig seyn, daß man vor allen Dingen darauf denke gute Lehrer anzuziehen, ohne welche nichts auszurichten ist, und daß man den Jesuiten den Paß versperre. Eben wegen des letztern hoffe ich gewiß, man werde nicht, wie in Oestreich, eine einzige Methode, sie sey auch welche sie wolle, ausschließend einführen, und alle andere verbieten wollen. Thut man dieses, so ist alles verlohren.

Ehe ich nach Wien reisete, hatte ich die östreichischen Normalschulmethode nie untersucht. Ich hatte durch das viele Rühmen einen guten Begriff davon bekommen, so wie dadurch fast in ganz Deutschland eine gleiche Meinung allgemein geworden war. Zwar wuste ich wohl, daß der Grund derselben die Hähnische Litteralmethode sey. Indessen glaubte ich doch eine Normalmethode würde etwas mehr enthalten; ich glaubte man hätte entweder diese Methode verlassen, oder es würden Verbesserungen dabey angebracht seyn, und auf diese Verbesserungen war ich sehr neugierig. Mir war bewußt, daß selbst in der Berlinschen Realschule die Tabellarmethode, obgleich der Direktor noch sehr daran hängt, durch vernünftige Lehrer sehr modificirt, und aus dem Pädagogium beynahe ganz verdrängt worden ist. Ich gieng verschiedenemal unangemeldet nach St. Anna, um alles desto weniger vorbereitet, und in seiner gewöhnlichen Beschaffenheit zu finden. Ich gieng verschiedenemal vergeblich. Die Kinder waren entweder in der Messe oder in der Beichte; denn zu

beiden gottesdienstlichen Handlungen werden sie vom siebenten Jahre an, noch ehe sie etwas dabey denken können, angehalten. Selbst an dem Tage, wo ich angemeldet hingieng, konnte ich nur die erste und zweyte Klasse sehen; denn die dritte und vierte war zur Beichte gegangen. Es kommt einem Protestanten sehr seltsam vor, wenn er sieht, daß in einer verbessert seynsollenden Schulanstalt, sogar Kinder, die noch nicht denken können, auf Befehl, die Zeit die zum Unterrichte viel nützlicher gebraucht werden könnte, mit solchen mechanischen, seynsollenden geistlichen Uebungen verlieren müssen. Denn wer läugnen will, daß die Zeit, welche Kinder und Erwachsene in den Wochentagen mit Messehören, Rosenkranzbeten, Beichten, und dergleichen elenden mechanischem Gottesdienste zubringen müssen, verloren wird; der muß noch sehr unvollkommene Begriffe haben, von dem was Menschen sind, was Kinder sind, und was wahrer Gottesdienst ist.

Ich erschrack wirklich, als ich in die Klassen kam, und sah, daß da bloß die Hähnische Methode mit allen ihren Fehlern und Ungereimtheiten gebraucht ward. In der ersten oder untersten Klasse, wo die Leseschüler waren, ward eine Art von Examen über das was gelehrt worden war, gehalten. Da ward ein Wort an die Tafel geschrieben, z. B. Zer-streu-ung — Frau-en. Ein Schüler mußte das Wort lesen. Ein anderer ward gefragt: „Nach welcher Regel wird dieses Wort

„abge-

„abgetheilt?“ Der antwortete denn nun etwan: Nach der ersten Regel des dritten Hauptstücks, oder so ein Paar Zahlen. Und nun ward ein dritter gefragt, wie die Regel heiße. Der mußte denn die Regel wörtlich herbeten. Und darauf mußte ein vierter die Regel nochmals wörtlich wiederholen, und nun ward die Regel noch eine Viertelstunde lang zergliedert, daß es ein Erbarmen anzuhören war. Das alles, um ein Wort abzutheilen. Sollte denn der gesunde Verstand nicht lehren, daß Kindern, die lesen lernen, mit solchem Wuste von Regeln und Hauptstücken die sie wörtlich auswendig lernen, nimmermehr ein Begriff in den Sinn gebracht wird? *)

Sollte

*) Der durch seine Geschichte des transalpinischen Daciens mit Recht berühmte K. K. Rittmeister Hr. Sulzer sagt in seiner sehr freymüthig geschriebenen litterarischen Reise (1782. 8.) S. 105: „Es hat der Normalschule noch niemand einen bestimmten Vorzug zugestanden. — „Ich habe meinem Sohne, noch vor seinem „zehnten Jahre, auf einem weit kürzern Wege, Schreiben und Lesen, Geschichte und Zeitrechnung, etwas Musik, Physik, Geometrie, „Zeichnen und 11 Sprachen, die er theils „spricht, theils lieset und versteht, gleichsam „spielend beygebracht; welches schwerlich erfolgt „wäre, wenn ich sein Gedächtniß mit so vielen „zeitfressenden Zeichen- und Worterklärungen, „die ein Knabe unmöglich fassen kann, beschäftigt

beiden gottesdienstlichen Handlungen werden sie vom siebenten Jahre an, noch ehe sie etwas dabey denken können, angehalten. Selbst an dem Tage, wo ich angemeldet hingieng, konnte ich nur die erste und zweyte Klasse sehen; denn die dritte und vierte war zur Beichte gegangen. Es kommt einem Protestanten sehr seltsam vor, wenn er sieht, daß in einer verbessert seynsollenden Schulanstalt, sogar Kinder, die noch nicht denken können, auf Befehl, die Zeit die zum Unterrichte viel nützlicher gebraucht werden könnte, mit solchen mechanischen, seynsollenden geistlichen Uebungen verlieren müssen. Denn wer läugnen will, daß die Zeit, welche Kinder und Erwachsene in den Wochentagen mit Messehören, Rosenkranzbeten, Beichten, und dergleichen elenden mechanischem Gottesdienste zubringen müssen, verloren wird; der muß noch sehr unvollkommene Begriffe haben, von dem was Menschen sind, was Kinder sind, und was wahrer Gottesdienst ist.

Ich erschrack wirklich, als ich in die Klassen kam, und sah, daß da bloß die Hähnische Methode mit allen ihren Fehlern und Ungereimtheiten gebraucht ward. In der ersten oder untersten Klasse, wo die Leseschüler waren, ward eine Art von Examen über das was gelehrt worden war, gehalten. Da ward ein Wort an die Tafel geschrieben, z. B. Zer-streu-ung — Frau-en. Ein Schüler mußte das Wort lesen. Ein anderer ward gefragt: „Nach welcher Regel wird dieses Wort

„abge-

„abgetheilt?“ Der antwortete denn nun etwan: Nach der ersten Regel des dritten Hauptstücks, oder so ein Paar Zahlen. Und nun ward ein dritter gefragt, wie die Regel heiße. Der mußte denn die Regel wörtlich herbeten. Und darauf mußte ein vierter die Regel nochmals wörtlich wiederholen, und nun ward die Regel noch eine Viertelstunde lang zergliedert, daß es ein Erbarmen anzuhören war. Das alles, um ein Wort abzutheilen. Sollte denn der gesunde Verstand nicht lehren, daß Kindern, die lesen lernen, mit solchem Wuste von Regeln und Hauptstücken die sie wörtlich auswendig lernen, nimmermehr ein Begriff in den Sinn gebracht wird? *)

Sollte

*) Der durch seine Geschichte des transalpinischen Daciens mit Recht berühmte K. K. Rittmeister Hr. Sulzer sagt in seiner sehr freymüthig geschriebenen litterarischen Reise (1782. 8.) S. 105: „Es hat der Normalschule noch niemand einen bestimmten Vorzug zugestanden. — „Ich habe meinem Sohne, noch vor seinem „zehnten Jahre, auf einem weit kürzern Wege, Schreiben und Lesen, Geschichte und Zeitrechnung, etwas Musik, Physik, Geometrie, „Zeichnen und 11 Sprachen, die er theils „spricht, theils liefet und versteht, gleichsam „spielend beygebracht; welches schwerlich erfolgt „wäre, wenn ich sein Gedächtniß mit so vielen „zeitfressenden Zeichen- und Worterklärungen, „die ein Knabe unmöglich fassen kann, beschäftigt

Sollte denn der gesunde Verstand nicht lehren, daß Regeln nichts als Abstraktionen, als Metaphysik der Sprache sind, welche weit über die Fassung der Kinder ist, die noch über gar nichts zu denken gewöhnt worden sind? In der zweyten Klasse ward geschrieben. Aber wie ängstlich! Es waren zwey Linien von der Höhe der Buchstaben gezogen, zwischen diesen malten die Knaben die m, die n, die o ganz steif hinein.

Ich sah auch an einem andern Tage die nach der Normalmethode eingerichteten deutschen Schulen bey den P. P. Piaristen auf der Wieden. *) Da war es eben so. Die Buchstabenkinder

tigt hätte.“ Das Zeugniß dieses einsichtvollen Mannes verdiente wohl bey dieser wichtigen Sache in Anschlag zu kommen.

*) Der P. Remigius Nordeck von Rabenau, den ich schon auf einer Reise in Berlin hatte kennen lernen, hatte die Gefälligkeit mich im Kloster herumzuführen. Ich besah auch das daselbst befindliche Noviciathaus dieses Ordens, worinn 18 Novizen waren. Ich kam gerade in die Stunde, wo diese armen zum Mönchwesen gewidmeten Kinder von einem Exjesuiten NB. in lateinischer Sprache, eine Unterweisung in der französischen Sprache erhielten. Sollte man sich wohl träumen lassen, daß so etwas ungereimtes vorgenommen werden könnte? Dazu sprach der P. Jesuit das Lateinische und Französische

Kinder (von 5 bis 6 Jahren) wurden gefragt: Was wollen wir jetzt thun? Alle schrieen: Wir wollen jetzt buchstabiren! Nun ward einzeln gefragt: Du, Josephl! Was ist buchstabiren? Josephl sagte Wort vor Wort, so wie er hatte auswendig lernen müssen und zwar in dem eintönigsten syllabischen Tone, der aus dem beständigen Zusammenlesen entsteht: „Buch-sta-biren ist, die „Buch-sta-ben nicht al-lein ein-zeln nen-nen, „son-dern auch dar-auf meh-rere Buch-sta-„ben auf ein-mal aus-spre-chen.“ Die herrliche Definition war so viel werth, daß sie der Franzl und der Aloys und der Benedikt nochmals, und eben so gedankenlos wie die Nonnen den Psalter, herbeten mußten. Darauf gieng das Buchstabiren an der großen Buchstabirtafel *) an.

Da

zösische gleich schlecht aus. Ich habe schon oben S. 643 angemerkt, daß man allenthalben Jesuiten findet. Sonderbar war es, auch hier einen Jesuiten als Sprachmeister zu sehen. Versteht keiner von den P. P. Piaristen so viel französisch, daß man diesen Menschen nehmen mußte? Oder nahm man ihn, weil er ein Jesuit war?

*) Von dieser seltsamen Tafel, s. das Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen S. 114, wo auch ausdrücklich verordnet wird, daß die Kinder, ehe sie buchstabiren, auswendig lernen sollen, was eine Sylbe ist, und was Buchstabiren ist. Auf dieser gedruckten Buchstabirtafel sind auf beiden Seiten die Mitlauter schwarz, und

Da nun aber der Lehrer, nach dem Buchſtabiren, auch noch die Definition des Buchſtabirens analyſiren und anwenden wollte, ſo bedauerte ich wahrhaftig die armen ſechsjährigen Kinder. Neuere und ſehr einſichtsvolle Pädagogen in Deutſchland wollen ſeit 1774 überhaupt den Kindern alles Buchſtabiren erſparen; und in Wien errichtet man ſeit 1774 Normalſchulen, ausdrücklich um die Kinder nicht nur mit dem Buchſtabiren, ſondern ſogar mit der Definition des Buchſtabirens und ihrer Anwendung zu plagen. Bey ſolchen Anwendungen muß einem faſt der Philoſoph in Molierens bürgerlichem Edelmanne einfallen, der den Jourdain lehret: „Man müſſe den „Mund aufſperren, wenn man A ſagt, und den „untern Kinnbacken zum obern fügen, um E zu ſa„gen!“

Die intereſſanteſte Unterhaltung verſprach ich mir von der eigentlichen Normalſchule, wo künftige Lehrer abgerichtet werden ſollen. Man theilet den Unterricht in zween Theile. In einigen Stun-

und in der Mitte die Selbſtlauter roth gedruckt. Nun um die Kinder buchſtabiren zu laſſen, hat der Lehrer ein Stöckel, damit fährt er beſtändig von der Seite nach der Mitte, und vom Rothen wieder aufs ſchwarze, wenn er die Buchſtaben einzeln ſpricht; und läßt das Stöckel nieder, wenn er die Sylbe ausſpricht. Eben ſo, wenn die Kinder nachſchreyen.

Stunden wird den künftigen Lehrern, das was sie thun sollen, scientifisch und theoretisch vorgetragen. In andern Stunden wird ihnen an einigen Kindern, die der Professor examinirt, die Methode praktisch gezeigt. Ich kam gerade zu einer Stunde der letztern Art, welches mir sehr lieb war, denn die Theorie dieser Methode war mir nur allzusehr bekannt. Ich war begierig zu sehen, ob man in der Ausübung einige Verbesserung zu machen gewußt hätte.

Wir fanden den Hrn. Professor Bauer vor sechs kleinen, lieben, muntern Knaben stehen, davon immer drey oder viere, wenn er fragte, und öfters noch ehe er ausgeredet hatte, die beiden ersten Finger der Hand emporrekten, um zu zeigen, daß sie auf die Frage etwas zu antworten wüßten; da er denn auf denjenigen zeigte, der antworten sollte. Dieß waren in den verschiedenen Schulen, die ich in Wien gesehen hatte, die ersten recht aufmerksamen Zuhörer. Zum unseligen Kontraste saßen hinter ihnen auf Bänken die künftigen Lehrer, etwan 40 zwanzigjährige Lümmel, welche so sorglos da saßen, zum Theile sich halb auf die Bänke lehnten und streckten, zum Theile halb schlafend mit dem Kopfe nickten, als ob die ganze Sache sie nichts angienge, die doch bloß ihretwegen geschah. Der Hr. Prof. Bauer ist, wie ich mit Vergnügen bemerkte, ein Mann, der die Gabe hat, mit den Kindern freundlich umzugehen, und sich nach ihrer Fassung auszudrücken, daher auch die lieben Kleinen ganz an ihm hiengen.

Er

Er könnte gewiß bey Kenntniß und Uebung besserer Methoden, bey den Kindern, sowohl durch Erklärungen als durch Fragen, Begriffe entwickeln. Aber lieber Gott! Was solte er thun und wie solte er thun? Er solte den sorglosen künftigen Katecheten, die auf den Bänken gedankenlos saßen, praktisch zeigen: Wie man das Evangelium behandeln und zergliedern müsse. *) Dieß Handhaben und Zerlegen einzelner Sätze, ohne weitere Begriffe zu geben, ist nun schon eine unselige Arbeit. **) Er war aber noch dazu, unglücklicherweise, der

*) Nach Anleitung des Buchs: Die zergliederten und erläuterten Evangelien, Lektionen und Episteln 1774. 8.

**) Gleichwohl wird dieses unselige Zergliederungswesen fast noch in allen Schulen, und leider! noch in vielen protestantischen getrieben. Freilich leider! Iliacos intra muros peccatur & extra! Eben deshalb muß man solche grobe Mängel öffentlich rügen. Z. B. Im Schulmeisterseminarium zu Hannover hörte ich auch eine Anweisung zu solchem abgeschmackten Zergliedern. Da war es aber noch etwas gelehrter wie in Wien; denn der Herr Inspektor lehrte die Seminaristen, (welches Bauernsöhne, Handwerksburschen u. s. w. sind) wie sie den Vordersatz und den Hintersatz, das Subjekt und das Prädikat, bald zur Frage bald umgekehrt zur Antwort machen müsten. Er gab aus den eleiden Gesenii Katechismusfragen S. 273. folgendes Exempel einer Zergliederung:

F. Ueber

der Ordnung nach bey dem Evangelium der 4000 Mann, die mit sieben Brodten gespeiset worden. Es kann wohl nicht leicht ein unschicklicheres Evangelium für junge Kinder ausgesucht werden. Aber von Schicklichkeit oder Unschicklichkeit war gar nicht die Rede, sondern bloß von Zergliedern. Der Professor nahm ein Gesetzchen nach dem andern vor, zerlegte es in wer weiß wie viel kleine Bissen, und fragte die Kinder die Kreuz und die Queer ohne alle Rücksicht auf Verstand oder Nutzen. Als er die Frage aufwarf: „Da nur sie„ben Brodte und etliche Fische für Viertausend „Mann waren, so wird es wohl für jeden sehr „kleine Bissen gesetzt haben?“ — fuhr ich ein

F. Ueber wen läßt Gott regnen?
A. Ueber Gerechte und Ungerechte.
F. Was thut Gott über Gerechte und Ungerechte?
A. Er läßt regnen.
F. Wer läßt über Gerechte und Ungerechte regnen?
A. Gott!

Was für einen Begriff sollten nun wohl die armen Handwerksburschen durch solche armselige Wortzergliederung erhalten, vom Regnen, von Gott, oder von Gerechten und Ungerechten? Es ist lächerlich, solch widersinnisches Zeug zu hören; aber auch wahrhaftig sehr traurig, es in einer Stadt wie Hannover zu finden, wo so sehr viel verständige Leute sind, und unter einer Regierung die Göttingen gestiftet hat. Mancher Professor in Göttingen wird vielleicht erstaunen, daß wirklich noch so etwas existirt.

Er könnte gewiß bey Kenntniß und Uebung besserer Methoden, bey den Kindern, sowohl durch Erklärungen als durch Fragen, Begriffe entwickeln. Aber lieber Gott! Was solte er thun und wie solte er thun? Er solte den sorglosen künftigen Katecheten, die auf den Bänken gedankenlos saßen, praktisch zeigen: Wie man das Evangelium behandeln und zergliedern müsse. *) Dieß Handhaben und Zerlegen einzelner Sätze, ohne weitere Begriffe zu geben, ist nun schon eine unselige Arbeit. **) Er war aber noch dazu, unglücklicherweise, der

*) Nach Anleitung des Buchs: Die zergliederten und erläuterten Evangelien, Lektionen und Episteln 1774. 8.

**) Gleichwohl wird dieses unselige Zergliederungswesen fast noch in allen Schulen, und leider! noch in vielen protestantischen getrieben. Freilich leider! Iliacos intra muros peccatur & extra! Eben deshalb muß man solche grobe Mängel öffentlich rügen. Z. B. Im Schulmeisterseminarium zu Hannover hörte ich auch eine Anweisung zu solchem abgeschmackten Zergliedern. Da war es aber noch etwas gelehrter wie in Wien; denn der Herr Inspektor lehrte die Seminaristen, (welches Bauernsöhne, Handwerksburschen u. s. w. sind) wie sie den Vordersatz und den Hintersatz, das Subjekt und das Prädikat, bald zur Frage bald umgekehrt zur Antwort machen müsten. Er gab aus den elenden Gesenii Katechismusfragen S. 273. folgendes Exempel einer Zergliederung:

Z. Ueber

der Ordnung nach bey dem Evangelium der 4000 Mann, die mit sieben Brodten gespeiset worden. Es kann wohl nicht leicht ein unschicklicheres Evangelium für junge Kinder ausgesucht werden. Aber von Schicklichkeit oder Unschicklichkeit war gar nicht die Rede, sondern bloß von Zergliedern. Der Professor nahm ein Gesetzchen nach dem andern vor, zerlegte es in wer weiß wie viel kleine Bissen, und fragte die Kinder die Kreuz und die Queer ohne alle Rücksicht auf Verstand oder Nutzen. Als er die Frage aufwarf: „Da nur sieben Brodte und etliche Fische für Viertausend „Mann waren, so wird es wohl für jeden sehr „kleine Bissen gesetzt haben?“ — fuhr ich ein

F. Ueber wen läßt Gott regnen?
A. Ueber Gerechte und Ungerechte.
F. Was thut Gott über Gerechte und Ungerechte?
A. Er läßt regnen.
F. Wer läßt über Gerechte und Ungerechte regnen?
A. Gott!

Was für einen Begriff sollten nun wohl die armen Handwerksburschen durch solche armselige Wortzergliederung erhalten, vom Regnen, von Gott, oder von Gerechten und Ungerechten? Es ist lächerlich, solch widersinnisches Zeug zu hören; aber auch wahrhaftig sehr traurig, es in einer Stadt wie Hannover zu finden, wo so sehr viel verständige Leute sind, und unter einer Regierung die Göttingen gestiftet hat. Mancher Professor in Göttingen wird vielleicht erstaunen, daß wirklich noch so etwas existirt.

ein wenig zusammen. Aber die Knaben antworteten unbesorgt, wörtlich so wie es im Buche S. 101 stehet: „Bey Viertausend wurden satt.“ Und der Professor fragte nach der Ordnung des Buchs eben so unbesorgt weiter: „Wie viel blieb übrig?“ und sie antworteten wieder, ohne weiter zu denken, so wie's im Buche stehet: „Von den Ueberbleibseln wurden sieben Körbe gefüllet.“ *) Im Buche steht S. 102 unter den Erläuterungen: „Das Anfüllen der Körbe von den Ueberbleibseln machte das Wunder desto ansehnlicher.“ Eine

*) Bloß wörtliches Auswendiglernen ist die Hauptsache bey der Normalmethode. Als bey dieser Zergliederung einmal ein Knabe eine Frage richtig, aber nicht mit den Worten des Buchs, beantwortete; so foderte der Professor, seiner Vorschrift gemäß, einen andern Knaben auf, es richtiger zu sagen. Dieser fand denn die eigentlichen Worte. Nun fragte der Professor aus eigenem Triebe: Ob denn der erste Knabe unrecht geantwortet habe? Die Knaben stockten etwas, und endlich sagte einer: Nein! denn er habe doch den Sinn, obgleich nicht die Worte, getroffen. Dieß war vom Professor sehr vernünftig gefragt und vom Knaben sehr vernünftig geantwortet. Aber beides wäre nicht nöthig gewesen, wenn die Normalmethode nicht, so widersinnischer Weise, vorschriebe, daß alles mit den Worten des Buchs beantwortet werden solle. Gerade das Gegentheil hätte man vorschreiben sollen.

Eine feine Erläuterung! Der Hr. Professor fand für gut, die Kinder über diese Supersönnen von Wundern nicht zu befragen.

Doch erklärte er ihnen ferner, seiner Vorschrift gemäß: „1) Den allgemeinen Inhalt des „Evangeliums. 2) Den besondern Inhalt. 3) „Die Lehre.“ Und da kamen denn solche specielle Fragen, wie z. B.: „Was ist das Erste Hauptstück des besondern Inhalts?“ Und darauf die Antwort hergebetet: „Das Erste Hauptstück des besondern Inhalts ist“ u. s. w. Ich gieng wirklich aus dieser Stunde sehr traurig weg. Der vernünftige Professor, und die lieben jungen lehrbegierigen Kinder, die mit solchem zwecklosen Wortgeschwätz beschäftigt wurden, und die zukünftigen Lehrer, die sich so unachtsam auf den Bänken streckten, als ob nichts für sie vorgienge!

Seit 1782 ist der Herr Prälat von Felbiger vom Direktorate der Normalschulen dispensirt, und nach Presburg zu seiner Probstey gegangen. Die Schulen aber sind noch völlig auf dem vorigen Fuße. Noch bis jetzt ist in derselben keine Spur von allen denen pädagogischen Ideen, womit von Rochow, Basedow, Resewitz, Campe, Trapp, Lieberkühn, Stuve u. a. seit einigen Jahren in dem übrigen Deutschlande so manche Verbesserung in den Schulen veranlaßt haben. Noch bis jetzt herrscht daselbst bloß das leidige Tabellenwesen und Auswendiglernen. Ja ich habe Leute in Wien ge-

sprochen, welche glaubten: Die Normalschulen hätten noch viel zu viel; man müsse es wieder, so wie zu den Zeiten der Jesuiten, einrichten, daß in den deutschen Schulen bloß Lesen und Schreiben, und bloß in den lateinischen Schulen die vermeinten Sachkenntnisse gelehrt würden. Das wäre freilich noch ärger; aber wenn die Normalschulen nicht von Grund aus verändert, wenn nicht bessere Methoden eingeführt, besonders aber, wenn vernünftigen Lehrern in Anwendung der Methoden nicht freye Hand gelassen wird; so können diese Schulen unmöglich den großen Erfolg *) haben, den man sich

*) In Schlözers Briefwechsel (XVIIIter Heft S. 341) meinte 1778 ein wohlmeinender Oesterreicher: „Durch die Normalschulen werde in „30 Jahren die ganze Monarchie umgeschaffen „seyn.“ Es mag freilich in vielen Gegenden der östreichischen Erblande so gar elend ausgesehen haben, daß an vielen Orten, wo gar nichts sich fand, es immer eine große Wohlthat war, daß deutsche Schulen errichtet wurden. Der Hr. Hauptmann Spoliarovitz vom Gradiskaner Regimente, schreibt im Jahre 1780: „Ich bin der erste, welcher als Landeskind (Sklavonier) um etwas zu lernen in die „Possegger (Normal-) Schule sich begeben hat; „denn zu selber Zeit war niemand in diesem Lande, welcher das geringste von einer deutschen Sprache, noch vielweniger zu lesen und zu „schreiben wußte. Vorhin mußten die Franciskaner den Officieren alle ergangene „Be-

sich davon versprochen, und in so vielen Büchern schon im Voraus davon gerühmt hat.

II. Die Gymnasien oder lateinischen Schulen, auch Mittelschulen oder humanistische Schulen genannt.

Ich habe davon nichts sehen können. Wenn ich kam, so waren die Knaben entweder in der

„Befehle lesen und explicirem.“ (S. v. Felbigers Größe der Wohlthat der Normalschulen. Prag 1781. 8. S. 82.) Wenn in den K. K. Erblanden dieß nicht selbst gedruckt wäre, würde sich niemand vorstellen können, daß zwischen 1770 und 1780 so etwas möglich gewesen wäre; und daß es vielleicht zwischen 1780 und 1790 an manchen Orten noch wirklich so seyn mag. Bey so cimmerischer Unwissenheit wird freilich durch Anlegung der deutschen Schulen etwas umgeschaffen werden. Auch können wohl manche schon vorhandene deutsche Schulen so ganz schlecht gewesen seyn, daß sogar auch die Litteralmethode, besonders aber die eingeführte gute mechanische Ordnung, noch eine Verbesserung dieser Schulen gewesen seyn mag. So war es auch mit den katholischen Schulen in Schlesien, als der Hr. v. Felbiger sich derselben annahm. Aber wenn man nun in Oestreich dabey stehen bleibt, und die so unvollkommene Methode nicht allein beyzubehalten, sondern sogar bessere zu verbieten, fortfährt? —

Messe oder in der Beichte. Fast fieng ich an zu argwohnen, daß dieß nur ein Vorwand wäre; denn ich bemerkte noch bey einigen Anstalten in Wien, daß man die Lehrstunden nicht gern zeigen wolte. Im Grunde war mir auch nicht gar viel daran gelegen; denn theils kannte ich die schlechte Verfassung der lateinischen Schulen schon vorher, theils waren mir solche Schulen überhaupt viel weniger wichtig, als die deutschen. Die Jesuiten hatten sich vor Zeiten der lateinischen Schulen ganz und gar bemächtigt, und gebrauchten darinn die elendesten Lehrbücher und die elendeste Lehrart. Das Jesuitenlatein ist zum Sprichworte geworden. Nach der Aufhebung des Ordens wollte der würdige Martini auch den lateinischen Schulen eine bessere Gestalt geben. Der sel. Professor J. M. von Heß machte dazu einen sehr vernünftigen Entwurf. Er ward auch gedruckt. *). Aber die Einführung desselben war mit

*) Entwurf zur Einrichtung der Gymnasien in den K. K. Erbländern. Wien bey Kurzboek 1775 gr. 8. Es kamen darauf 1776 zu Zürich heraus: Freundschaftliche Briefe an den Hrn. von S—t. über den Entwurf zur Einrichtung der Gymnasien in den K. K. Erbländen. Nebst dem Entwurfe selbst. Man giebt den Hrn. Prof. Pitzeberger zu Kostanz als Verfasser an. Es sind darinn recht gute Anmerkungen und frohe Erwartungen. Aber was hilfts; da der Entwurf selbst nie ist ausgeführt worden. Es haben fast alle Recensenten der Freundschaftl. Briefe

mit keiner Macht durchzutreiben, ohngeachtet der vortrefliche Martini sich nur die Erlaubniß ausbat, ein einziges Gymnasium nach dieser Art einzurichten, und sich erbot ein Jahrlang die Kosten der Unterhaltung (2200 Fl.) aus eigenen Mitteln zu zahlen, um nur den Nutzen der neuen Einrichtung praktisch zu zeigen. Es half nichts! Wenn Jesuiten nicht mehr die Lehrer seyn solten, so solten es Mönche seyn. Die Gymnasien wurden den Piaristen übergeben; und die allgemeine Sage ist, daß sie bey diesen so schlecht und, wenn es möglich ist noch schlechter sind, als bey den Jesuiten, *) welches vielleicht den letztern gerade recht ist, weil sie glauben, man werde sie wieder müssen herbeyrufen. Die schlechte Beschaffenheit derselben zeigen

Briefe geglaubt, es wäre geschehen, und haben Oestreich deshalb sehr gelobt. In Oestreich selbst aber verwarf die mächtige, allein-laute geistliche Parthei einmüthig diesen Entwurf. Der Bischof von Erlau gab sein Votum in gutem Ungarlateine folgendermaßen: „Judico *hoc* „*Planum* (diesen Entwurf) *non esse christianum.*" S. Beurtheilung der Normalschulen S. 19.

*) S. Museum 1778 9s St. S. 271. Daselbst heißt es S. 272: „In Linz war der zeitige Hr. „Kanzleydirektor gewöhnlich Direktor der Stu„dien. Man glaubte wer über Dinte und Fe„dern gebieten könnte, wäre auch geschickt die „Studien zu leiten. Aber die Folge zeigte das „Gegentheil."

die Schulbücher, welche man für dieſelben 1778 bis 1781 herausgegeben hat. Sie ſind außer Oeſterreich noch gar nicht bekannt. Wenn einmal jemand die Herkuliſche Mühe übernehmen wolte, dieſe Schulbücher für die lateiniſchen Schulen eben ſo genau zu examiniren, und ihre Mängel ſo auseinander zu ſetzen, wie mit den Normalſchulbüchern in der allgemeinen deutſchen Bibliothek geſchehen iſt; ſo würde ſich zeigen, wie ſehr diejenigen noch zurück ſind, welche ſie verfertigten, ob ſie gleich den Entwurf des ſel. Prof. von Heß vor ſich hatten. Sie liefern ganz elende Dinge, wo ſie nicht proteſtantiſche Bücher aufs ungeſcheuteſte plündern, z. B. Büſching in der Erdbeſchreibung, und Schrökh in der Weltgeſchichte, welchen letztern ſie, wie auch in Würzburg geſchehen iſt, wörtlich abſchreiben, ausgenommen, wo die Geſchichte durch unſelige Partheylichkeit katholiſch gemacht werden muß. Die lateiniſche Grammatik, deren Verfaſſer der Direktor aller dieſer Schulen, ein Piariſt, P. Gratian Marx iſt, füllt nicht weniger als drey Bände *); die griechiſche Grammatik zwey Bände, die *Inſtitutiones ad Eloquentiam* zwey korpulente Bände, wobey keine einzige chrienmäßige Eintheilung vergeſſen iſt. In der Beylage XII. 1. liefere ich von einem Kenner eine kurze Beſchreibung der ehemaligen jeſuitiſchen

*) S. Freymüthige Beurtheilung der öſtreichiſchen Normalſchulen S. 209.

schen Gymnasien in Bayern und Oestreich, woraus deren ganz unglaublich elende Beschaffenheit erhellet. Man wird in dieser Beschreibung mit Erstaunen sehen: daß die armen Knaben 1) in der Principi, (nach Jesuiter deutsch) drey Jahre lang lateinische Paradigmata auswendig lernten; 2) in der Rudiment, ein Jahr lang die Genera auswendig lernten, und Partikeln käueten, die sie in einen Reig von Argumenten komponirten; 3) in der Grammatik, ein Jahr lang, die Präterita in lateinischen Versen lernten und Konstruktionen analysirten; 4) im kleinen Syntax ein Jahr, den Gebrauch der Participien und Pronomen durch Argumente lernten; 5.) im grossen Syntax abermahls ein Jahr, Phrases und lateinische Verse schrieben; 6) in der Poetik, abermahls ein Jahr lang des Ovidii Libri tristium und den Curtius von Jesuiten kastrirt in die Hände bekamen; und endlich 7) daß sie (unglaublich, aber wahr!) in der Rhetorik, ein Jahr lang, Virgils Aeneis und Cicero Reden in Küchenlatein auflösen mußten, und auf solche Art neun Jahre ihres Lebens elend verlohren. So waren noch vor zwölf Jahren alle Gymnasien in Oestreich beschaffen. Eben diese Beschaffenheit haben sie noch jetzt in einem grossen Theile anderer katholischer Lande. Wie sie jetzt in Oestreich sind, mag dahin gestellt seyn. Die gedruckten Schulbücher geben wenig Hofnung.

III. Die Universität.

Ueber diese wichtige Anstalt könnte man allein ein Buch schreiben, und ich hätte allenfalls Materialien dazu. Ich will aber nur anführen, was ich für das nöthigste und nützlichste halte, weil ich sonst allzuweitläuftig werden müßte.

Die deutschen katholischen Universitäten sind im Geiste ihrer innern Einrichtung gerade das Gegentheil von den protestantischen. Zu Professoren der protestantischen Universitäten ruft man mit unermüdetem Eifer die berühmtesten Schriftsteller in allen Wissenschaften zusammen. Es wird schwerlich eine der kleinsten da seyn, die nicht Männer von Verdiensten aufzuweisen hätte. Eine ehrenvolle Belohnung für einen protestantischen Schriftsteller ist der Ruf zum Professor einer berühmten Universität. Es sind daher, seit der Reformation, die berühmtesten Gelehrten auf Universitäten gewesen; und es giebt sogar noch jetzt einige wenige Leute unter uns, welche wähnen, auf den Universitäten wären die einzigen Lehrer aller Wissenschaften versammelt, welche sie von daher dem übrigen menschlichen Geschlecht zukommen ließen. Die Katholiken haben es schon den Protestanten vorgeworfen, daß sie ihre Universitäten zu Jahrmärkten machten, wo die Wissenschaften als eine Waare ausgelegt, und auf solche Art zur Schau gestellt würden, daß sie fremde Käufer herbeylocken möchten. Sie sagen: „Wir wollen unsere

Uni-

„Universitäten gar nicht tauglich, um Fremde aus „allen Enden der Welt zusammen zu bringen. Sie „sind eins bloß Schulen für Eingebohrne, wo „sie bloß lehren, was unsere eingebohrne jungen Leute „brauchen, und so wie sie es brauchen. Hiezu, und „bloß hiezu haben wir unsere Schulen von der nie„drigsten bis zur höchsten.“ *)

In gewisser Betrachtung möchten sie nicht Unrecht haben. Es giebt in dem protestantischen Deutschlande zu vielen sehr wichtigen Mißbräuchen Gelegenheit, daß man jetzt fast allenthalben die protestantischen Universitäten zu Finanz-Operationen anwenden will; der Herbeylockung fremder Studenten zu gefallen, mangelhafte Einrichtungen nicht abändert, Sachen nicht lehret die nur den Eingebohrnen brauchbar seyn würden, ja oft Orthodoxie und Heterodoxie nach den Vorurtheilen der Väter auswärtiger Ankömmlinge zu modeln sucht, und um besonders den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, der Thorheit, dem Eigendünkel und der Sittenlosigkeit der Studenten fast allenthalben durch die Finger siehet. Hievon ist auf katholischen Universitäten nicht viel zu finden. Auch ist nicht zu läugnen, daß nach der katholischen Einrichtung die Schulen besser verbunden

*) S. Abhandlung was die Universitäten in K. K. Erblanden sind, und was sie seyn können. Prag und Wien 1782. S.

kunden sind, als die protestantischen. In Oesterreich darf niemand aus den Normalschulen, oder den untern Schulen zu den mittlern oder lateinischen Schulen schreiten, bis er jene durchgegangen hat, und deshalb examinirt ist. *) In den mittlern Schulen ist die höchste Klasse eben dieselbe, die auf der Universität die unterste ist, die Philosophie.

Indessen besteht die Vereinigung der katholischen niedern, mittlern und hohen Schulen freilich mehr im Namen als im Wesentlichen. Bloß die mechanische Einrichtung ist auf den katholischen Schulen und Universitäten vorzüglicher. **) Die Hauptsache ist denn doch wohl: Was gelehrt wird? Wie es gelehrt wird? Wozu es gelehrt wird? Bey den protestantischen Universitäten verknüpft man zwey Endzwecke: Dem Staate zu gelehrten Aemtern Subjekte zuzuziehen, und die Gelehr-

*) Hermes, Hofr. Sauber führt in seiner Reisebeschreibung (II. Bd S. 308) ein solches Examen an, welches er 1782 in Wien sah. Er merkt freilich an, „daß die Antworten auswendig gelernt gewesen sind.“ Auswendig lernen ist leider da alles, wie schon oben gesagt ist.

**) Daß in den jesuitischen Gymnasien alles wirklich ganz unzweckmäßig gelehrt wird, ist aus der Beylage XII. k nur allzusehr zu ersehen; und auf den Lyceen oder höhern Schulen war es nicht besser beschaffen.

lehrsamkeit mit neuen Erfindungen zu bereichern. Dieß hat man nun seit hundert Jahren wenigstens, mit nicht geringem Erfolge geleistet. Aber dieß war, wenige einzelne Ausnahmen abgerechnet, wohl seit hundert Jahren nicht der Geist der katholischen Universitäten. Diese sind gewöhnlich nur ein Treibhaus, in welchem irgend ein Mönchsorden so früh als möglich junge Sprößlinge austreibt, welche, wenn sie erwachsen sind, ihn fortpflanzen oder ihm ihren Schatten geben sollen. Besonders haben die Jesuiten, welche nicht Mönche seyn wollen, und mehr als Mönche sind, durch ihren allgewaltigen Einfluß Mittel gefunden, und finden sie noch, alle katholische Universitäten entweder selbst zu besitzen, oder sie doch ihrem Orden dienstbar zu machen. Durch sie und andere Mönchsorden kam es dahin, daß die Universitäten fast nur der Hierarchie und Pfafferey zur Unterstützung dienten. Eine spitzfindige scholastische Theologie, eine der Natur des Menschen unangemessene beichtväterliche kasuistische Moral, eine geistlose unkritische Patristik, eine blindverdammende Polemik, und ein Centnerschweres kanonisches Recht, das heißt, Hirngespinnste, welche das menschliche Geschlecht weder klüger noch besser machen, sind daselbst von jeher die Hauptwissenschaften gewesen; und die andern Wissenschaften und Künste liefen so nebenher mit. Die Wissenschaften, welche dem menschlichen Geschlechte wirklich nützlich sind: gesunde Philosophie, Recht der Natur, Physik, Chemie, Studium der klassischen Auto-

Andern; pragmatische Geschichte, vernünftige Exegese der H. Schrift, ja selbst die so nöthige Arzneygelahrheit sind auf den katholischen Universitäten erst seit nicht gar langer Zeit recht heimisch geworden; *) und nur auf wenigen erst in einigen Flor gekommen. Ueber die Lehrstühle dieser nützlichen Wissenschaften ist auch niemals besonders Streit gewesen; wohl aber sehr oft über die Lehrsätze des kanonischen Rechts oder der scholastischen Theologie und Philosophie, wobey die Hierarchie unmittelbar interessirt ist.

Der Wetteifer der protestantischen Universitäten untereinander, und auf jeder Universität der Wetteifer der Lehrer selbst, verursacht ein beständiges Drängen und Spannen, einander zu übertreffen. Jeder Lehrer handelt für sich zu diesem Zwecke, und verbindet sich freywillig mit dem, der mit ihm übereinstimmend denkt. Auf den katholischen Uni-

*) Die Universität zu Bamberg bekam erst 1739 eine juristische und medicinische Fakultät, und erst 1773 ein anatomisches Theater. (S. den 1ten Band S. 141). Die Universität zu Wien bekam erst um 1754 eine zweckmäßige Einrichtung der medicinischen Fakultät, und einen Professor der politischen Wissenschaften; und vor 1774 fehlten ihr noch Professoren der Geschichte, Münzwissenschaft, Diplomatik, Erdbeschreibung und Oekonomie. (S. den IIten Band S. 284.)

Universitäten ist aller Wetteifer nur unter den Orden. Es kommt darauf an, ob Jesuiten und Dominikaner, oder Jesuiten und Benediktiner, oder Karmeliter und Franziskaner, und Augustiner einander den Rang ablaufen, und im Besitze der Universität bleiben sollen. Jeder Professor der aus einem Orden ist, und deren sind die meisten und wichtigsten, handelt nicht für sich, sondern unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Obern. Die Weltgeistlichen, und noch mehr die Layen, welche vollends in der allein seligmachenden Kirche unbedeutende Geschöpfe sind, sehen sich nur furchtsam um, ob sie von einem der mächtigen Orden nicht erdrückt werden, und hängen sich entweder aus Neigung oder Politik an einen andern an. Sind sie aber allzuschwach, oder, welches auf Universitäten beynahe einerley heißt, allzu friedfertig: so schleichen sie unbemerkt fort, und sind froh, daß man sie unbemerkt läßt.

Diese Betrachtung des charakteristischen Unterschiedes protestantischer und katholischer Universitäten, kann einiges Licht verbreiten auf verschiedene Begebenheiten, die man von den letztern hört. Besonders wenn von Reformationen oder Verbesserungen solcher Universitäten die Rede ist, worüber gemeiniglich alles gewaltig in Bewegung gesetzt wird, kann man einigermaßen begreifen, was darunter von den katholischen Gelehrten verstanden wird. Mehrentheils haben noch bis jetzt die Veränderungen und Reformationen, von

welchen

welchen man den meisten Lermen machte, nur darin bestanden: daß die Jesuiten die Lehrstühle (oder wie man in Oestreich sagt, die Kanzeln) verloren, und daß die Benediktiner, oder die Augustiner, oder die Dominikaner die Kanzeln wieder erhielten, daß die unermüdet thätigen kabalirenden Jesuiten sich durch allerley listige Wendungen wieder eindrängten, *) denn auf eine Zeitlang wieder verdrängt wurden, und ehe man es sich versah wieder da waren. Der Esprit de Corps der Orden

*) In Schlözers Staatsanzeigen III. Heft S. 354. meldet ein östreichischer Schriftsteller von der Universität zu Wien folgende seltsame Anordnung: „Keiner kann bey uns das Natur„recht und die Institutionen hören, wenn er „nicht die Physik studirt hat. Keiner darf die „Logik hören, wenn er nicht zugleich Mathe„matik studirt.“ Man würde so ungereimte Anordnungen nicht glauben, wenn sie nicht ein Eingebohrner berichtete. Aber noch wird niemand begreifen können, was eine solche Anordnung könne veranlaßt haben. Wenn man sich aber nur erinnert, daß die Professoren des Naturrechts, der Institutionen und der Logik, Weltliche sind, welche wider Willen der Jesuiten von dem großen Widersacher derselben, Freyherrn von Martini eingeschoben worden, und daß die Professoren der Mathematik und Physik noch bis jetzt Jesuiten sind; so wird das Unbegreifliche sehr begreiflich. Die Anordnung ist nichts, als ein Mittel, (vermittelst der erforderlichen

Ta

Orden, war immer das Schwungrad, welches alle Maschinen in Bewegung setzte. Es war immer hauptsächlich die Frage: Welcher Orden, und welches Ordens Anhänger (denn besonders den Jesuiten sind Weltgeistliche und Laien durch allerley geheime Verbindungen affiliirt) die Kanzeln haben sollten? Wenn dieser grosse Punkt erst festgesetzt war, so folgte daraus unmittelbar, welches System eingeführt werden sollte; und da ward denn, noch bis in dieses Jahrhundert, entschieden, ob der Doctor subtilis, oder der Doctor angelicus, oder der Doctor seraphicus das Vorrecht haben solle, den Verstand der Schüler zu verfinstern, ob nach dem heiligen Augustin, oder nach dem heil. Thomas, oder nach Scotus, oder nach Voyt, oder nach Busenbaum, oder nach Antoine Menschensatzungen sollten gelehrt werden. Nachdem dieses Jahrhunderte lang so fort gegangen war, so war wirklich nach und nach Priestergewalt und moralischer Despotismus durch das katholische Deutschland so unumschränkt verbreitet

Testimonien) alle Studenten, sie mögen wollen oder nicht, und es sey auch so widersinnisch als es wolle, schlechterdings vor die Lehrstühle der Jesuiten zu bringen. Noch vor kurzem und vielleicht noch jetzt, bekommen noch junge Exjesuiten vom Hofe 200 Fl. Pension, damit sie sich der Mathematik widmen sollen. S. Schlötzers Staatsanzeigen XIr Heft S. 339.

breitet worden, alle den Verstand des Menschen erhebende Wissenschaft war besonders unter den Geistlichen, als dem wichtigsten Theile, so sehr gesunken, daß es eine wahre Verbesserung heißen mußte, wenn auf den Universitäten endlich, anstatt der Sätze aus Schmiers Jus canonicum, nun die Sätze aus van Espens Jus canonicum gelten sollten. Ja kürzlich sollte es beinahe eine des achtzehnten Jahrhunderts würdige Reformation heissen, daß man in Wien bis zu Euralts Jus canonicum *) habe fortschreiten können.

Die

*) P. Robert Euralt ist ein gewesener Cistertienser, welcher 1782 zu Wien ein lateinisches Jus ecclesiasticum in zwey korpulenten Bänden in gr. 8. hat drucken lassen, welches auch eiligst ins Deutsche übersetzt wurde, und daselbst sehr grosses Aufsehen gemacht, und den größten Beyfall erhalten hat. Es wurden davon in Wien in wenigen Tagen, ich weiß nicht wie viel hundert Exemplarien verkauft. Verschiedene Hochwürdige Männer, welche sich selbst zu den aufgeklärten zählen, scheinen intriguirt gewesen zu seyn, was die Herren Protestanten wohl von diesem hochbelobten Euralt urtheilen möchten. Ich erhielt kurz nacheinander vier oder fünf Briefe von Gelehrten aus Oestreich, auch von solchen, mit welchen ich vorher noch nicht in Korrespondenz gestanden hatte, diesen Euralt betreffend. Einer

Die Jesuiten, welche noch bis vor ganz kurzer Zeit beständig über die Gewissen der Oestreichschen Regenten geherrscht haben, erhielten von dem bigotten und harten Kaiser Ferdinand II. im

ner derselben meinte, die Herren Protestanten würden wohl mit dem Curalt nicht zufrieden seyn, und gab nicht undeutlich zu verstehen, sie möchten wohl durch denselben in Verlegenheit gesetzt werden; daher war er besonders zu wissen begierig, was man in Berlin von dem ofterwähnten Curalt urtheile. Es sind unzählige Beweise da, daß die Katholiken immer noch die Protestanten, als eine von der einzigen wahren Kirche ausgegangene ketzerische Parthey ansehen, die sie widerlegen und mit sich vereinigen müssen. Da glauben sie denn: wenn ein Syllogismus über den Primat oder über die Priesterweihe, oder dergleichen, so spitzfindig gedrehet wird, daß ihrer Meinung nach darauf nicht in forma ein Gegensyllogismus gemacht werden kann, so müßten die Protestanten verstummen, und die Vereinigung, von der sie immer noch träumen, sey alsdenn vor der Thür. Die guten Leute wissen nicht, daß die Protestanten seit 200 Jahren über die Dinge, worüber man sich in der katholischen Kirche noch so ernsthaft streitet, weg sind, und ihre Aufmerksamkeit auf ganz andere Gegenstände richten. Ob in einem Jus canonicum eine Spitzfindigkeit oder eine Modification mehr oder weniger ist, kümmert wahrhaftig keinen Protestanten. So wichtig daher noch im

Jahre 1622 den völligen Besitz der Wiener Universität, und sind ruhig in demselben bis um 1734 geblieben, wo sie der unsterbliche Freiherr Gerard von Swieten zu stören anfieng. Als sie 1622 die Universität übernahmen, entsagten sie nach der ihnen eigenen feinen Politik, dem Rektorate derselben. Aber mit eben so feiner Politik wußten sie die Einrichtung so zu machen, daß der jährlich gewählte Rektor zwar die größten Ehrenbezeugungen empfängt, daß er in Prozessionen gleich hinter dem Kaiser, und neben den Rittern des goldnen Vliesses gehet, *) aber auf der Universität gar nichts

Jahre 1782 in Wien des Curalt Jus ecclesiasticum ist geachtet worden; so zweifle ich, daß weder in Berlin, noch in Halle, Jena, Leipzig, Göttingen, Hannover, Braunschweig, Hamburg, oder sonst in einer protestantischen Stadt jemand in diesem Buch nur 2 Seiten hat lesen mögen, es müßte denn gewesen seyn, um mit Mitleid zu sehen, an welchen Spinneweben unsere katholischen Brüder immer noch spinnen wollen. Vernünftige Protestanten halten das ganze Jus canonicum für eine schädliche Geburt der Priestergewalt in den finstern mittlern Jahrhunderten; und zu wissen, was der Unterschied aller Kompendien des kanonischen Rechts von Schmier bis auf Curalt seyn kann, ist ihnen so wenig interessant als:

What next the difference may be
'Twixt *Dudlumdum* and *Dudlumdee*.

*) S. Küchelbecker S. 651.

nichts anzuordnen hat. *) Dieß war ein Meisterstreich. Denn sie allein hatten alles anzuordnen, und liessen dem Rektor bloß die eitle Ehre. Aber seithem ihnen alle Anordnung bey der Universität genommen worden ist, so haben sie noch jetzt einen so starken Einfluß, daß diese Ehre **) ihrem Orden in seinen Genossen vindicirt wird. Im Jahre 1782 ward der Exjesuit P. Parhammer zum Rektor dieser alten weltberühmten Universität erwählet. Erstaunen muß, wer dieß hört! P. Parhammer, ein Mann, der durch nichts nur auf den Titel eines Gelehrten Anspruch machen kann; der keine einzige gelehrte Schrift geschrieben hat, dessen Paar Schriften, dessen Missionsfragbüchlein, dessen Begriff der Christenlehr-

*) „Ein Rektor ist zu nichts da, als die Immatriculationsgelder einzuziehen, bey seiner Wahl „einen grossen Schmauß zu geben, und bey öffentlichen Solennitäten die Honneurs zu machen. Auf das Wohl und Weh der hohen „Schule hat der Rektor keinen unmittelbaren „Einfluß." S. Schlözers Staatsanzeigen XI. Heft S. 323.

**) Den Jesuiten war, laut ihrem Institute, aus Demuth ꝛc. verboten, Bischöfe oder Prälaten zu seyn. Die Aufhebung des Ordens haben sie dazu genutzt, daß sie jetzt nach Bischofthümern und Prälaturen die Hände ausstrecken. In Oestreich ist der Bischof Kerens zu Neustadt, ein Exjesuit. Infulirte Prälaten sind Mako, Dekrepp, Parhammer, Cronstein, u. a. m.

lehrbrüderschaft, dessen Berichte vom Waisenhause vielmehr den unverkennbaren Stempel der Ungelehrsamkeit *) tragen, hat die Stirn, die oberste Ehrenstelle einer gelehrten Gesellschaft zu suchen und anzunehmen, zu welcher Störk, Rautenstrauch, Jaquin, Stoll, Well, Sonnenfels, Voigt und andere Männer von Verdiensten gehören; und das bloß, weil er ein Jesuit ist! Denn ich frage ganz Oestreich hier öffentlich und mit Ernste: Was für einen andern Titel zu einem solchen gelehrten Ehrenamte konnte der Mann sonst haben? Und dieß geschah im Jahre 1782! **) Dieß geschah unter Josephs II. Alleinregierung! Nun komme jemand, wenn er das Herz hat, und läugne den geheimen mächtigen Einfluß der Jesuiten, und läugne, daß sie einen weitverbreiteten, nur allzusehr verkannten Anhang haben!

Die Jesuiten hatten noch ein Mittel, wodurch sie machten, daß sowohl der Rektor als jedermann der zur Universität ***) gehörte, schlechter-

*) S. in den Beylagen des III. Bandes S. 80 die Beylage VI. 5. wie elend dieser Bericht geschrieben ist. S. auch oben S. 648.

**) Ein in Wien gemachtes lateinisches Spottgedicht auf diese ganz unschickliche Wahl, steht im deutschen Museum 1782. 6tes St. S. 554.

***) Bey allen andern Universitäten Oestreichs war es eben so, und ich glaube noch bis jetzt fast auf allen katholischen Universitäten.

terdings ihrem Orden, wenigstens äusserlich ergeben seyn müßte. Das wär der Eid auf das Schiboleth des Jesuiterordens, der Eid auf eine Lehre, welche zur Ehre des menschlichen Verstandes nie hätte gelehret werden sollen, der Eid auf die Lehre der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Nicht nur der Rektor und alle Mitglieder der Universität mußten jährlich den 8. Dec. diesen Eid öffentlich ablegen; sondern so unerhört war die Macht der Jesuiten über die Regenten Oestreichs seit dem vorigen Jahrhunderte, daß sie es dahin brachten, daß der Landesherr selbst, jährlich diesen Eid in die Hände des Rektors der Universität öffentlich ablegen mußte. Selbst Kaiser Joseph II. legte noch den 8ten Dec. 1781 diesen Eid öffentlich in die Hände des P. Parhammers als Rektors, und in Gegenwart des Großfürsten von Rußland, zu Wien ab. Aber an eben diesem 8ten Dec. 1781 weigerte sich Prof. Schwarzl zu Innspruck diesen Eid nach jesuitischem Sinne abzulegen. Der darüber entstandene Streit gab Anlaß, daß der weise Kaiser den 3ten Jun. 1782, Gott sey Dank, diesen Eid auf immer abschafte *), worüber die Parthey

*) S. Schlözers Staatsanzeigen IIr Heft S. 249. Man kann hieraus begreifen, wie wichtig es ist, wenn seitdem auf östreich. Universitäten, Dominikaner, Dechanten u. d. gl. werden, welches ein Protestant nicht der Mühe werth halten würde, davon

der Jesuiten insgeheim die Zähne knirscht, und jeder vernünftige Mann, er sey Katholik, oder Protestant, sich freuen muß.

Das grosse Ansehen, in welchem der Freyherr Gerard von Swieten bey der höchstseel. Kaiserinn Königinn stand, machte möglich, was sonst unmöglich geschienen hätte, daß er in den unumschränkten Despotismus, den die Jesuiten über die Universität ausübten, einen Eingriff thun konnte. Er entriß ihnen wenigstens die medicinische Fakultät. Er zog die berühmten Männer, de Haen, Jacquin, Störk u. a. nach Wien. Diese Veränderung ward ihm dadurch erleichtert, daß die Jesuiten, welche alles seyn wollen, doch nicht leicht Aerzte sind, und daher nicht Leute von den Ihrigen unterschieben konnten. Die Erfahrung hat oft gelehrt, daß, wenn ein Professor in der Baukunst, der Mineralogie, der Aesthetik, oder was es sonst für ein Fach seyn mochte, fehlte; alsdann einige fähige Köpfe, deren sich der Orden in seiner Pflanzschule immer eine Menge hält, von den Obern gemessenen Befehl bekamen, sich auf diese Wissen-

davon als von einer Verbesserung zu reden. Aber die Dominikaner behaupten nicht die Lehre von der unbefleckten Empfängniß, daher ist dieß eine bey Jesuiterfreunden und Feinden sehr wichtige Neuerung.

fenschaften zu legen. Diese schmierten denn ein paar Kompendien hin, konnten gut schwatzen, wurden Professoren, und nun hieß es: Bey den Jesuiten findet man doch alles! Aber die Arzneywissenschaft kann nicht bloß aus ein paar Kompendien gelernt werden. Der Professor muß auch dabey praktische Kenntnisse haben. Bis dahin haben sich die Jesuiten selten verstiegen; solte es auch nur deshalb nicht geschehen seyn, weil die Praxis von Jugend auf einen freyen Umgang mit Menschen von allerley Art voraus setzt. Die Obern der Jesuiten aber setzen eher alles hintan, als daß sie diejenigen von ihren Leuten, welche noch nicht ganz eingefleischt *nostri* sind, ohne Aufsicht im Umgange andrer Menschen lassen; und selbst über die nostri wacht ihr allübersehendes Auge, und weiß sie mit einem Winke zu lenken. Die Jesuiten mußten also geschehen lassen, was von Swieten mit der medicinischen Fakultät that, obgleich mit äußerstem Widerwillen, daß etwas nicht durch sie geschah. Hingegen mußte von Swieten, in so großem Ansehen er auch stand, noch die übrigen Fakultäten anfänglich ziemlich so lassen, wie er sie fand, und konnte mit dem besten Willen nur geringe Veränderungen unternehmen. Doch erhielten durch ihn alle Professoren festgesetzte und erhöhte Besoldungen. Der selige Bischof von Stock entriß den Jesuiten zuerst die auf katholischen Universitäten so wichtige Kanzel des *Juris canonici*, und gab sie sogar einem

Weltlichen. *) Er setzte ihnen in der theologischen Fakultät Dominikaner und Augustiner an die Seite, worüber damals ganz Wien, als über eine wichtige Reformation, die Hände aufhob. Der Freyherr von Martini, der nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 das Studienreferat bekam, widersetzte sich ihren öffentlichen und heimlichen Insinuationen mit männlichem Muthe. Er verbesserte die juristische und philosophische Fakultät; nahm den Jesuiten das Monopolium, das sie in der letzten noch immer behauptet hatten, alle Lehrstellen zu besetzen; und errichtete Lehrstellen für wirklich gemeinnützige Wissenschaften, wie schon oben S. 284 und S. 686 angeführt worden ist. Er brachte es auch damals, ungeachtet aller Vorstellungen des Grafen von Hatzfeld dahin, daß der so ergiebige Studienfonds von dem Camerale abgesondert und besonders verwaltet ward. **) Nach seiner Zeit erhielten auch die drey obern Fakultäten, obgleich unter

*) Man versicherte mich in Wien, die Jesuiten hätten dem sel. Bischof von Stock auf eine verdeckte Art ein Geschenk von 20,000 Fl. angeboten, um ihn sich zum Freunde zu machen. Aber er war zu ehrlich. Sonst verstehen sich die Herrn überhaupt meisterlich darauf, ihr Geld zu rechter Zeit anzuwenden. Beyspiele liegen am Tage, wer nur sehen will.

**) Er ist kürzlich wieder der Hofkammer einverleibet worden.

unter vielen Widersprüchen, neue Instituta, *) oder äußere Einrichtungen der Lehrstunden; worinnen der ganze Kursus jeder Fakultät in fünf Jahre eingetheilt ist. **) Der redliche Freyherr von Martini ward in die mannichfaltigen Intriguen so verwickelt, es ward so oft vorwärts und rückwärts gegangen, daß er wohl selbst froh seyn mochte, als ihm im Jahre 1776 das Studienreferat genommen ward.

Ueber

*) Institutum facultatis theologicae Vindobonensis curante *F. S. Rautenstrauch* 1778 gr. 8. (S. auch dieses Prälaten: Entwurf zur Einrichtung theol. Studien in den K. K. Erblanden 1782. 4. welcher aber nicht eingeführt ist). Ratio Studii Juridici in U. V. edita a *F. F. Schroetter* 1775 gr. 8. Institutio Facultatis medicae Vindob. curante *Ans. Stoerk* 1775 gr. 8. Die philosophische Fakultät hat noch kein Institutum; da geht noch alles in die Kreuz und Queer widereinander.

**) Die Professoren haben laut diesen Institutis täglich nur etwa 2 Stunden zu lesen, ungerechnet die sehr vielen Ferien, welche machen, daß ein Kursus von Ein Jahr in Wien nur so viele Stunden enthält, als ein halbjähriger Kursus auf einer protestantischen Universität (S. Schlözers Staatsanzeigen XIr Heft S. 328. und VIIr Heft S. 306). Also macht ein fünfjähriger Kursus in Wien kaum $2\frac{1}{2}$ Jahre eines Kursus in Göttingen oder Leipzig aus. Die Nebenstunden werden in den beiden letztern Orten von Studenten und Professoren gewiß, man kann kaum sagen — nicht schlechter — angewendet, als in Wien.

Ueber die mannichfaltigen Studienplane, mit denen man sich damals in Wien hin und her trug, und denen man bis jetzt noch viel Wichtigkeit beyzulegen scheint, mag ich weiter kein Wort verlieren. Es war vieles recht gut gemeint. Man glaubte, den Wissenschaften wäre viel damit geholfen, wenn man nur veranlaßte, daß recht viel dirigirt würde. Aber die Hauptsache fehlte immer: nämlich Freiheit zu denken, und Fleiß. An letzterm fehlt es vielleicht noch jetzt; und in Theologie, Moral und Philosophie des Lebens, auch noch wohl an ersterer.*) Man schaffe nur geschickte und fleißige Professoren, die werden geschickte und fleißige Studenten hervorbringen. Ist beides da, so ist die Universität gut und brauchbar; fehlt beides, so taugt sie nichts. Dabey läßt sich ein geschickter Professor nicht allezeit unter Einen allgemeinen unabänderlichen Plan zwingen, den vielleicht ein mittelmäßiger Kopf erdacht hat. Und wäre der Plan auch von dem besten Kopfe gemacht, so ist schon das unabänderliche genug, um ihn schädlich zu machen. Beständige Entwickelung der Ideen, beständige Zunahme macht den wahren Fortgang der Wissenschaften aus.

Unter

*) Dieß zeigt sich bey der Censur auswärtiger Bücher. Diejenigen, die freymüthig hierinn sind, werden meist nicht admittirt, sondern nur tolerirt. Wozu der Unterschied, wenn wahre Freiheit zu denken allgemein ist?

Unter den mancherley Planen zum Besten der Studien waren auch zwey Plane zu einer Akademie der Wissenschaften. Der erste war von dem Jesuiten P. Hell dahin gerichtet, daß, risibile dictu! die neue Akademie der Wissenschaften ein Eigenthum der Gesellschaft Jesu *) werden sollte. Dagegen machte der sel. Prof. J. M. v. Heß einen andern Plan contra. Nunmehr stritt man sich um einen recht ergiebigen Fond, und besonders, ob die Mitglieder der Akademie Jesuiten oder Unjesuiten seyn sollten. Wozu die Akademie der Wissenschaften unter den Umständen, in welchen sich damals die Wissenschaften in Wien befanden, eigentlich dienen sollte, hatte man wohl eben nicht bedacht. Es giebt noch Leute, welche sogar öffentlich behaupten, Wien mangele nichts, als eine Akademie der Wissenschaften. Meinem geringen Ermessen nach, kann eine solche Akademie zwar allerdings in manchen Fällen nützlich seyn; aber ihre bloße Existenz, wenn sonst nichts dabey ist, würde zum Fortgange der Wissenschaften in Wien geringe Wirkung thun. Es würde vielleicht der Dünkel einiger Privatpersonen genähret, und einige Dutzend Abhandlungen mehr zusammengeschrieben werden; aber das würde auch alles seyn. Ein französischer Schriftsteller vergleicht eine Anzahl von Gelehrten, die man in eine Akademie zusammenbringt, mit einer Anzahl von Fischen, die man in einen Teich setzt. Es ist bequem

*) S. Schlözers Staatsanzeigen XIs Heft S. 342.

quem, ſagt er, die Fiſche beyeinander zu halten; aber man hat Beyſpiele, daß ſie nicht ſo gut ſchwecken, als wenn ſie im Freyen nach Willkühr ſchwimmen. Was zu Beförderung der Wiſſenſchaften in Wien zu wünſchen wäre, wäre wohl Fleiß, Freyheit zu denken, und Befreyung von Vorurtheilen. *)

Alles

*) Man ſcheint für manche grobe Vorurtheile noch kein Gefühl zu haben. In der Wiener Zeitung 1783 Nro. 97 fand ich folgendes, und wollte kaum meinen Augen trauen, als ich es las: „Aus Bonn ſchreibt man, daß die daſelbſt von „dem Kurfürſten ſchon im J. 1777 angelegte „Akademie, welche ſeithem viele Vollkommen„heiten erhalten hat, am 11. Nov. auf das „Feyerlichſte beſtättiget worden ſey. Se. Kur„fürſtl. Gnaden fanden ſich in dem großen Aka„demiſchen prächtig gezierten Hörſale ein, wo „einige Reden geleſen, und hierauf von den „ſämmtlichen Akademiſchen Lehrern die Gegen„ſtände ihrer Vorleſungen in einem kurzen Pro„gramme angezeiget wurden. Zum Schluſſe „knieten letztere ſämmtlich nieder, und legten „ein öffentliches Glaubensbekänntniß, nach der „Vorſchrift des Konciliums von Trient ab, „das ſie mit einem körperlichen Eid förmlich be„ſchwören mußten.“ Es iſt wahrhaftig eine Schande für das achtzehnte Jahrhundert, ſo etwas drucken zu laſſen, ohne mit einem Worte zu gedenken, wie unerhört unanſtändig für eine Akademie die ſchimpfliche Feyerlichkeit iſt, ihr Glaubensbekänntniß zu beſchwören. In der Akademie, die P. Hell in Wien errichten wollte, wür-

Alles dieß fehlte zu der Zeit, da man in Wien eine Akademie stiften wollte, und muß durch andere Sachen befördert werden, als durch eine Akademie. Besonders was den Fleiß betrift, so hat man ja Beyspiele genug, daß Akademisten, sobald sie ein ergiebiges Gehalt bekommen haben, sich auf ihren akademischen Lorbern ausruhen und weiter nichts thun. Kreßel, Martini, Störk, Jaquin, Ingenhous, Born, Stoll, Schmidt, sind so viel als eine Akademie. Diese Männer, nach ihrem ganzen Werth geschätzt, in ihren wahren Wirkungskreis gesetzt, können jeder einzeln mehr thun, als dreißig Mitglieder einer wohlbesoldeten Akademie, sie mögen Jesuiten seyn oder Unjesuiten, die nichts gemeinschaftlich thun, als sich einander ihre Abhandlungen vorlesen.

Was den jetzigen Zustand der Universität betrift, so würde es weitläuftig seyn, ein vollständiges Urtheil davon fällen zu wollen. Daß viele Mängel dabey sind, erhellet schon daraus, daß in den Zeitungen so oft eine gänzliche Umänderung geweissagt, und von so vielen Planen Anzeige gege-

würde freilich nicht nur das Glaubensbekänntniß, sondern auch vor allen Dingen, der Eid über die unbefleckte Empfängniß von den Akademisten gefodert worden seyn. Vielleicht wäre letztere auch bald ein Gegenstand einer Preisfrage geworden!

gegeben wird, daran in Geheim gearbeitet werden soll. Schon mehrere Patrioten haben über diese Mängel Klagen geführt. Der berühmte Hr. von Born und sein Freund, der berühmte Ferber, klagten 1770:*) „daß man bey so kostbaren und mannichfaltigen Veranstaltungen zur Aufnahme der „Wissenschaften und Künste, einen Lehrstuhl für „die Naturgeschichte, und eine Sammlung natürlicher Körper für den Unterricht der Studirenden, gänzlich vergessen habe.“ Diesem Mangel ist jetzt abgeholfen. **) Es ist nun Lehrstuhl und Sammlung da; aber noch kein Trieb bey den Studenten die Naturhistorie zu lernen. Der berühmte Schrötter klagte 1776 ***) über die Vernachläßigung der deutschen Reichsgeschichte auf dieser Universität, und daß sich auch sehr wenige Studenten um eine gründliche historische Kenntniß zu bekümmern Lust hätten; und auch dieß wird bis jetzt wohl nicht viel besser seyn. Man sehe die Beylage XII. 1. Ein eingebohrner patriotischer Schriftsteller ****) hat 1782 einige Mängel sehr freymüthig angege-

*) v. Borns Briefe an Ferber 1774 gr. 8. S. 224.

**) Man sehe eine Beschreibung von dem der Universität gehörigen Kabinette zur Naturgeschichte in Sanders Reisen IIter Band S. 594.

***) Schroetteri Collectio Dissertationum de Historia Imp. Rom. Germ. T. I. Vienn. 1776. 8. in Præf. p. 6.

****) Abhandlung, was die K. K. Universitäten in den K. K. Erblanden sind, und was sie seyn können. Prag und Wien 1782. 8.

angegeben. Dreyandere eingebohrne Schriftsteller in Schlözers Staatsanzeigen *) schildern sie mit noch dunklern Farben. Sulzer, der Verf. der Geschichte des transalpinischen Daciens sagt geradezu: **) „die ganze Universität zu Wien „sey seit von Swietens Tode (1772) in eine „wahre Lethargie verfallen.“ Daß den größte Theil dieser Klagen nur allzusehr gegründet sind, fällt wohl in die Augen. Besonders erhellt aus dem, was in Schlözers Staatsanzeigen ***) überaus einleuchtend gesagt wird, daß die Einrichtung mit den Direktoren der Fakultäten unnütz und schädlich, und der edlen Freiheit, welche die Wissenschaften zu ihrer Kultur brauchen, gänzlich zuwider ist. Der berühmte v. Swieten setzte die Direktoren ein, und gab ihnen die große Macht, um die Macht der Jesuiten zu brechen, welche wollen, daß alles in der Welt durch sie, und für ihren Orden geschehe. Die Direktoren mußten daher Lehrbücher und Lehrmethoden vorschreiben, damit die Lehrbücher und Lehrmethoden der Jesuiten abgeschaft würden. Das haben sie auch bewirkt; aber sonst ist diese despotische Art, ein gelehrtes Korpus zu regieren, unschicklich.

Die

*) S. IIIter Heft S. 342 und S. 351. XIter Heft S. 320.

**) S. Sulzers litterarische Reise 1782. 2. S. 19.

***) IIIter Heft S. 342 u. ff.

Die Fakultäten bestehen aus den Direktoren, den Dechanten und den Senioren, lauter Leuten, welche nicht Professoren sind; und besonders die Dechanten und Seniores *) sind Leute, welche zum Theil sicherlich die Wissenschaften, die sie dirigiren helfen sollen, in ihrem ganzen Umfange, und nach ihrem wahren Zwecke nicht kennen. Z. B. im Jahre 1780 war der Dechant der philosophischen Fakultät, ein Kooperator der Erzbischöflichen Kur zu St. Stephan, ein Kollege des Hrn. Ogessers, welcher die Legende der Wunder der weinenden Maria von Pötsch **) so herzbrechend beschrieben hat, und Kollege des P. Patritius Fast, der auf eine so heillose Weise allen Aberglauben, sogar die Anbetung des Gliedes Christi, woran die Vorhaut war, vertheidigt, und die Inquisition, als ein heilsames Mittel die Religionskriege abzuwenden ***) anpreiset; und der Senior war ein *Protonotarius Apostolicus*. Arme Philosophie, die du nicht weiter gehen darfst, als solche Leute erlauben! Gnade der Katharina die Heilige! Du wirst wohl die Magd der Theologie bleiben, welche lehret, was die Kirche zu lehren befiehlet!

*) S. Wiener Kommerzialschema S. 40.

**) S. oben den IIten Band S. 662.

***) S. allgem. deutsche Bibl. LVIsten Bandes 2s St. S. 613 u. ff. in der Recension von Physiophili Specimen Monachologiae.

let! Und wie soll es mit Geschichte, mit Philologie und mit den andern Wissenschaften gehen, welche man althergebrachter Weise zur philosophischen Fakultät rechnet; wenn die Erzbischöfliche Kur zu St. Stephan und das apostolische Protonoriat die Grenzen des Fortgangs der Aufklärung in denselben abstecken soll? Ein wohlunterrichteter Ungenannter in Schlözers Staatsanzeigen *) sagt zwar: „die Dechanten und Seniores jeder Fakultät bekümmern sich um den Schaden Josephs nicht, sondern nehmen ihre Spottgeld und heimit Gott befohlen!“ Kann seyn! Ich befürchte aber, die geistlichen Dechanten und Seniores werden sich wohl um den Schaden der Hierarchie bekümmern, und sich jeder Verbesserung widersetzen, welche in den Besitzstand des geistlichen Köhlerglaubens eingreift.

Man gebe in Wien allen Wissenschaften die geschicktesten Professoren; und es ist damit noch nicht genug. Die Professoren sind in Wien ganz zu Subalternen herabgewürdigt **), und haben

*) XItes Heft S. 323.

**) Die Professoren sind so wenig geachtet, daß sie, im Schematismus, ganz hinter alle Offizianten der Universität, sogar hinter die Superintendenten der Stiftung für arme Studenten gesetzt sind. Es ist eine Kleinigkeit um solche Rangordnung; aber man siehet doch,

ganz und gar nichts zu sagen. Sie können nicht nach ihrer Einsicht handeln. Sie sind Maschinen in den Händen der Direktoren. Sie müssen thun, was ihnen die Fakultät, das heißt: die Direktoren, die Dechanten und die Senioren befehlen; *) und müssen unterlassen, was ihnen dieselben verbieten. Die Professoren werden nun platt dirigirt. Sogar, wenn jemand ein Collegium privatum hören will, meldet er sich nicht bey dem Professor, sondern beym Direktor, der denn erst dazu einen Professor deputirt, oder ihm das Kollegium zu lesen Erlaubniß giebt. Dieß steht ausdrücklich im Lektionskatalogus öffentlich gedruckt. Es ist aber ganz unerhört und zweckwidrig.

Wenn

doch, daß den Professoren der letzte Rang angewiesen wird, da sie doch eigentlich bey der Universität die Hauptpersonen seyn sollten.

*) In Büschings wöchentl. Nachrichten 1777. S. 393 wird glaubwürdig berichtet: „Alle Professoren zu Wien haben Befehl bekommen, Bücher zu schreiben." Es läßt sich nicht leicht ein ungereimterer Befehl denken. Gnade Gott den Büchern, die auf Befehl geschrieben werden! Aber so ist es oft in Wien gegangen. Man sah an einem andern Orte etwas; und man beschloß, es auch zu haben. Es sah man z. B., daß in Göttingen die Professoren auch berühmte Schriftsteller waren. Man resolvirte also, daß auch die Professoren in Wien Schriftsteller werden sollten. Damit war ja Wien ganz wie Göttingen! Man sehe, was selbst ein östreichischer

Schrift-

Wenn man einen ganzen zusammenhängenden Kursus will lehren lassen, so muß man allerdings jedem Professor seinen Theil anweisen, und er muß ihn annehmen. Aber die Privatkollegien müßten doch nothwendig von der Willkühr der Lehrer und der Studenten abhängen. Sonst unterdrückt man ja alles Vertrauen der Studenten zu den Lehrern, und allen Nacheifer unter den Professoren; und wenn sie nicht etwan sonst Aemter im Staate *) bekleiden, durch die sie Einfluß, und folglich Ansehen haben, so kommen sie ganz und gar nicht in Betrachtung. Es hat mir recht in der Seele weh gethan, sogar im Universitätssaale bey einer öffentlichen Disputation zu sehen, wie Professoren vor einem Direktor oder Dechanten sich immer beym dritten Worte aufs tiefste verneigten, und ihn immer beym dritten Worte mit Ew. Gnaden anredeten. Und gleichwohl,

Schriftsteller über die schiefen Blicke, die man in Wien nach Göttingen thut, anmerkt, in Schlözers Staatsanzeigen XIter Heft S. 321, desgleichen Sanders Reisen IIter Band S. 579.

*) Hier ist denn noch ein anderer Mißbrauch: „Wenn die Professoren Nebenämter erhalten, so „versehen sie die Universität aus Gnade und „Barmherzigkeit; oder bringen es dahin, daß „einer ihrer Schüler zum Substituten mit rich„tiger Besoldung dekretirt wird, und halten „denn keine Vorlesungen.“ So sagt ein östreichischer Schriftsteller in Schlözers Staatsanzeigen XIs Heft S. 325.

wenn etwas Gutes bey der Universität geschehen kann, so wird es doch wohl durch die Professoren und nicht durch die dirigirenden Fakultäten geschehen. Wenn auf einer Schule oder Universität ja eine Rathsversammlung seyn soll, so wird sie wohl am besten wenigstens größtentheils aus den Lehrern selbst zusammengesetzt seyn, welche zu dem, was sie beschließen, selbst Hand anlegen, vorausgesetzt, daß man verständige und geschickte Lehrer habe. Solche Lehrer und fleißige Studenten sich zu verschaffen, ist wohl die Hauptsache, wenn man eine Universität in Aufnahme bringen will. Kostbare und weitläufige Direktionen werden soviel als nichts wirken. Es kann seyn, daß man sich in Wien nicht traue, die Direktoren der Fakultäten abzuschaffen, und den Professoren mehr Freiheit zu geben; denn man wird immer befürchten, daß die Jesuiten sich allenthalben wieder eindringen und im Grunde dirigiren würden, welches in der That noch schlimmer seyn würde. Man mag also gute Ursachen haben, das uns so wunderlich scheinende System der Direktoren der Fakultäten beyzubehalten. Aber man wird es uns auch nicht übel nehmen, wenn wir auch hierbey Gott für die Freiheit von der Hierarchie, und für alle die wohlthätigen Folgen danken, welche die Reformation und der wahre freye Geist des Protestantismus auf die deutschen protestantischen Länder gebracht hat. Man wird uns nicht übel nehmen, wenn wir glauben, bey allen vortreflichen Absichten einzelner biederer katholischen Männer, werden, in katholischen Ländern

der

der edlen Freiheit zu denken, und dem wahren Fortgange der Wissenschaften, noch immer beinahe unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen, so lange die Hierarchie mit allen ihren selbstsüchtigen unterdrückenden Folgen besteht. Und leider! ist die Hierarchie in die ganze Verfassung der katholischen Welt so genau eingeflochten, daß fast nicht abzusehen ist, wie sie ohne gänzliche Reformation davon getrennt werden könne. Unter allen Hierarchien aber ist die schädlichste die jesuitische Hierarchie. Selbstsüchtig, ausschließend, und unterdrückend mehr wie eine andere, dabey mehr konsequent und ineinander passend, listiger und thätiger als irgend eine andere. Keine weiß, so wie sie, die dummsten und die fähigsten Köpfe zu ihrer Absicht aufs vollkommenste zu brauchen, und die ununterbrochene Absicht ist: daß alles, es sey was es sey, durch den Jesuiterorden geschehe, daß auf diese Art die ganze Welt von dem Jesuiterorden abhange, und daß allenfalls eher die ganze Welt untergehen möge, als daß nicht der Jesuiterorden empor komme. Aehnliche Zwecke hatte von jeher jede Hierarchie, aber keine hat ihren Zweck so sehr erreicht, als die Jesuitische.

Man hat in Wien und überhaupt auf allen östreichischen Universitäten eine seltsame Mode sich geschickte Professoren zu verschaffen, und sie als solche zu prüfen. Man nennt es den Konkurs. Es werden durch einen angeschlagenen Zettel alle Kandidaten, welchen nur einfällt, die Pro-

fessorstelle haben zu wollen, eingeladen, bey dem allmächtigen Direktor der Fakultät sich zu einer bestimmten Stunde zum Examen zu melden. Da werden allerhand Zettel von verschiedenen Fragen in einen Beutel gethan, daraus zieht denn jeder Kandidat einige, und muß sich darüber examiniren lassen, oder eigentlich darüber aus dem Stegereif etwas herschwatzen. Dieß ist gewiß völlig unzweckmäßig. Wenn man einen Mann sonst gar nicht kennt, wie will man ihn durch eine einzige solche Unterredung oder Prüfung kennen lernen? Das Amt eines Professors erfodert nicht, daß er aus dem Stegereife schwatze, sondern daß er mit Bedacht und mit sehr guter Vorbereitung rede. Also könnte immer jemand in solchem Konkurse nicht so gut bestehen, als einer der fertig wegschwatzen kann, und könnte doch ein viel verdienterer Mann seyn. Bey einem künftigen Professor auf einer Universität ist es wohl vorauszusetzen, daß er Fragen aus seiner Wissenschaft werde beantworten können. Erst herausexaminiren wollen, ob er dieses könne, erniedrigt einen solchen Mann. *) Auf protestantischen Universitäten beurtheilt man einen künf-

*) Der durch seine Geschichte des transalpinischen Daciens berühmte Hr. Rittmeister Sulzer wollte sich daher einem solchen Konkurse nicht unterwerfen, um Professor zu Freyburg im Brisgau zu werden. Wer von der Würde eines Gelehrten einen Begriff hat, wird ihm Recht geben. S. dessen litterarische Reise S. 164.

künftigen Professor nach seinen Schriften. Dieß ist zwar auch nicht ganz zweckmäßig, aber gewiß besser, als ein solcher Konkurs. Selbst auf den protestantischen andern Schulen ist es weit zweckmäßiger, daß man einige Lehrer zur Probe, eine Stunde lang, in Gegenwart der Scholarchen, die Schüler lehren lässet. Hieraus sieht man ihre Kenntniß, und zugleich ihren Lehrvortrag; und beides zusammengenommen ist doch was man von einem Lehrer fodert. Nicht zu gedenken, daß der Konkurs in den Händen eines eigennützigen Direktors das sicherste Mittel ist, seinen Kreaturen durchzuhelfen; denn er kann die Fragen nach Belieben einrichten.

Auch kommt man ziemlich allgemein überein, daß der Konkurs ein blosses Gaukelspiel ist. *) Er sollte also billig abgeschaft werden. Man sollte sich bemühen, die Professoren genau zu kennen, ehe man sie zu Lehrämtern vorschlüge.

Es ist im Jahre 1783 durch die neue Gerichtsordnung eine andere unnütze Sache abgeschaft worden, nämlich das Consistorium in Judicialibus, oder die Jurisdiktion, welche die Universität über die Studenten und andere Universitätsbürger hatte. Man findet freilich diese Jurisdiktion auf allen andern Universitäten. Sie

*) S. Sulzers litterarische Reise, S. 103. und Schlözers Staatsanzeigen III. Heft S. 354.

schreibt sich noch aus den finstern mittlern Jahrhunderten her. Die Studenten waren Clerici, und als solche prätendirten sie die Exemtion von den ordentlichen und weltlichen Gerichten. Ich halte solche Exemtion nicht allein für unnütz, sondern auch für schädlich. Der Sittenlosigkeit und einer Menge kindischer Thorheiten der Studenten auf den protestantischen Universitäten würde viel werkthätiger gesteuert werden können, wenn die Professoren, welche ihrer Natur nach bloß Lehrer der Studenten seyn sollten, nicht auch ihre Richter wären. Alles was den Studenten näher in die bürgerliche Gesellschaft bringt, ist höchstwichtig für dessen Wohl, und dazu trägt nicht wenig bey, daß er von eben dem Kollegium Recht nehmen müsse, wo es jeder andere Bürger nimmt. Ich denke aber, das Wohl der Studenten und der bürgerlichen Gesellschaft, deren künftige nützliche Mitglieder sie seyn sollen, ist der erste Zweck aller Universitäten. Alle andere Zwecke müssen meines Erachtens diesem untergeordnet seyn, und sie müssen nur nach dem Verhältnisse, wie sie zu diesem grossen Hauptzwecke führen, eifriger gesucht werden.

Herr Hofrath Schlözer redet von einer bevorstehenden gänzlichen Reform der Wiener Universität, *) und in den Zeitungen ist oft davon

*) Staatsanzeigen XI. Heft S. 319.

von geredet worden. *) Man findet freilich in den Brünner- Prager- und Bayreuther Zeitungen, sehr oft unter der Rubrik Wien Nachrichten von Dingen, die nächstens geschehen sollen.

*) Im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit für 1784 stehet S. 102, ein Fragment aus dem neuen Studienplane für die hohen Schulen in den K. K. Landen. Ich war sehr begierig darauf, fand aber zu meinem Erstaunen nichts als einen blossen trocknen Entwurf eines Lehrkursus, wie Naturlehre, Experimente und angewendete Mathematik, durch die zehn Monate der Schuljahre nebeneinander gelehret werden solle. Ich kann mir fast nicht vorstellen, daß dieser Entwurf wirklich zu dem neuen Studienplane gehörte; er sieht in der That noch etwas Biwaldisch aus. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß im Ernste so etwas für eine Probe eines Studienplans sollte ausgegeben werden; es würde eben so seyn, als wenn man zur Probe eines Pallastes ein Stückchen Stein geben wollte. Es wäre ein unseliges Vorurtheil, wenn man immer noch glauben wollte, man habe einen Studienplan gemacht, wenn man den Lehrern auf fünf oder zehn Monate ein mechanisches Tagewerk zuschneidet. Eine solche mechanische Anordnung möchte nur gut seyn, wenn der Professor sich selbst nicht zu helfen wüßte. Wenigstens ist sie gewiß in Absicht auf den wahren Zweck der Studien ein Nebending. Warum blühen denn Göttingen, Halle,

ſollen. Sie werden aus einer Zeitung in die andere, und aus einem Buche ins andere geſchrieben, und daher für Wahrheiten gehalten, da doch der gröſte Theil völlig ungegründet iſt. Es wäre wohl zu

Halle, Leipzig und Jena ohne einen ſolchen Tagewerksplan? Ein Studienplan müßte ganz andere Dinge enthalten, als ſolche trockne und kahle Entwürfe. Ein Lehrbuch der Phyſik oder angewendeten Mathematik ſchreibt ein proteſtantiſcher Profeſſor, wenn es ihm einfällt, ohne daß ihm erſt eine beſondere Studienkommiſſion den Zuſchnitt (denn mehr iſt doch dieſer Entwurf nicht) dazu machen müßte. Ob ein ſolcher Entwurf eines Lehrkurſus in fünf oder zehn Monaten ſoll geendigt werden, iſt etwas ſehr zufälliges, und iſt leicht einzurichten; es kommt ja nur darauf an, ob der Profeſſor viel oder wenig über die Sachen ſagen will. Die Hauptſache iſt, daß er es einleuchtend und pragmatiſch vortrage, und lehrbegierige Schüler habe. Ob angewendete Mathematik, theoretiſche und Experimentalphyſik, nebeneinander in einem Wieneriſchen Kurſus von zehn Monaten, der nur ſo viel Stunden enthält, als fünf Monate einer proteſtantiſchen Univerſität, (S. Schlözers Staatsanzeigen XI. Heft S. 328) vollſtändig und lehrreich ſollten können abgehandelt werden, mag dahingeſtellt ſeyn. Aber warum ſollen Wiſſenſchaften, die ihrer Natur nach aufeinander folgen müſſen, nebeneinander gelehrt werden? Dieſe Idee, theoretiſche

und

zu wünschen, daß auch hierbey die Neugier und die Einbildungskraft der Menschen etwas weniger vorschnell wäre, und sich mit dem begnügte, was wirklich geschehen ist. Die gänzliche Reform einer jeden grossen Anstalt läßt sich zwar sehr leicht projektiren; aber allemal werden sich in der wirklichen Ausführung Schwierigkeiten zeigen. Eine gänzliche Umänderung der Wiener Universität,

und Experimentalphysik nebst der angewendeten Mathematik neben einander zu lehren, will mir nicht einleuchten. Wenigstens nach diesem Plane kann ich nicht einsehen, daß beständig eine Lehrstunde die andere erläutern könne. Vielmehr wird selbst in der natürlichen Folge der einzelnen Wissenschaften, der parallelen Lehrart wegen, manches sonderbar verkehrt, so ist z. B. zwischen die Mechanik und Hydrostatik die Astronomie eingeschoben, und diese wird wieder eher gelehrt, als die Optik, Katoptrik und Dioptrik. In einzelnen Materien der Wissenschaften ist es auch so. So wird z. B. (S. 114) weil Feuer und Licht und Farben in Ein Kapitel gebracht ist, „Erklärung des Aufbrausens, Aufs „wallens, der Entzündung, der Phosphoren“ gegeben, und gleich darauf „der Vortheil der Linsengläser, Camera obscura, von zurückstralenden und andern Spiegeln, von Newtons Fahnensystem, und denn von der Elektricität und „Gebrauche des Magnets in Zahnschmerzen „gehandelt.“ Ob dieß eine natürliche, eines neuen Studienplans würdige Ordnung sey, mag Kästner, Lichtenberg und Karsten entscheiden.

rät, wenn sie auch nöthwendig seyn sollte, *) wird doch unendliche Schwierigkeiten haben, man mag theils die Lage der Sachen überhaupt, theils die Personen von so verschiedenen Fähigkeiten und Interesse, welche dabey Hand anlegen müßten, betrachten. Es ist daher vielleicht gut, daß sie noch eine Zeitlang in diesem Zustande bleibt, bis man die wahren Fehler recht gründlich hat kennen lernen, bis man die Mittel sie zu verbessern recht reiflich überlegt hat, und besonders, bis man von den Einflüssen der Hierarchie, es sey nun einer erzbischöflichen, oder einer jesuitischen, oder irgend einer andern Hierarchie weiter gar nichts zu befürchten hat; bis man nicht mit einer oder zwey, sondern mit hinlänglichen Personen versehen ist, die von diesen schädlichen Einflüssen ganz frey, **) Einsicht, Muth und Thätigkeit genug haben, um wahre

*) Der ungenannte Oestreichische Schriftsteller in Schlözers Staatsanzeigen (XI. Heft S. 320) behauptet: „Daß das östreichische Schul- und „Studienwesen, gleich einem baufälligen Ge„bäude, von Grund aus neu aufgebauet wer„den müsse.“

**) Es giebt leider noch eine unglaubliche Menge von Menschen, welche von den verderblichen Einflüssen der Hierarchie noch nicht befreyet sind. In des Herrn de Luca (eines Mannes, dessen Eifer und Fleiß in Oestreich manches Gute gestiftet hat) gelehrtem Oestreich sind 484 Schriftsteller aufgeführt. Unter denselben sind 233 Layen,

daher Verbesserungen mit Vorsicht und Standhaftigkeit auszuführen. Ehe dieß alles da ist, eine gänzliche Reform vornehmen zu wollen, würde zu nichts helfen, als abermals das Uebel vielleicht ein wenig zu vermindern, aber es würde nicht gründlich und gänzlich verbessert werden können. Indessen darf ein Menschenfreund mit Grunde hoffen, daß hierzu nunmehro der Weg gebahnet werden wird. Ist nicht die Universität, so wie überhaupt das Studienwesen unter der Oberaufsicht des Sohnes des grossen von Swieten? Von dem Geiste seines unsterblichen Vaters erfüllet wird er doch gewiß trachten, was derselbe vor zwanzig oder dreißig Jahren unvollendet lassen mußte, zu voll-

Layen oder Weltleute, und 231 Geistliche, worunter 108 Jesuiten sind. Also die Hälfte der Schriftsteller in Oestreich sind geistlich, und der vierte Theil davon sind Jesuiten. Und wie viele der Weltlichen sind mönchisch gesinnet, wie so manche Jesuiten in weltlichen Kleidern, die niemanden als solche in die Augen fallen! Man sehe nur des Herrn de Luca Buch aufmerksam durch; man prüfe und überlege, von welchen Gegenständen ein grosser Theil der Schriften handeln, da diese 464 Schriftsteller geschrieben haben. Man denke dabey nach, wie sie geschrieben haben, welche gelehrte Gegenstände noch wenig, welche noch gar nicht sind behandelt worden. Eine solche Uebersicht giebt ein getreues Bild des Zustandes der Wissenschaften in Oestreich.

rät, wenn sie auch nothwendig seyn sollte, *) wird doch unendliche Schwierigkeiten haben, man mag theils die Lage der Sachen überhaupt, theils die Personen von so verschiedenen Fähigkeiten und Interesse, welche dabey Hand anlegen müßten, betrachten. Es ist daher vielleicht gut, daß sie noch eine Zeitlang in diesem Zustande bleibt, bis man die wahren Fehler recht gründlich hat kennen lernen, bis man die Mittel sie zu verbessern recht reiflich überlegt hat, und besonders, bis man von den Einflüssen der Hierarchie, es sey nun einer erzbischöflichen, oder einer jesuitischen, oder irgend einer andern Hierarchie weiter gar nichts zu befürchten hat; bis man nicht mit einer oder zwey, sondern mit hinlänglichen Personen versehen ist, die von diesen schädlichen Einflüssen ganz frey, **) Einsicht, Muth und Thätigkeit genug haben, um wahre

*) Der ungenannte Oestreichische Schriftsteller in Schlözers Staatsanzeigen (XI. Heft S. 320) behauptet: „Daß das östreichische Schul- und „Studienwesen, gleich einem baufälligen Ge„bäude, von Grund aus neu aufgebauet wer„den müsse.“

**) Es giebt leider noch eine unglaubliche Menge von Menschen, welche von den verderblichen Einflüssen der Hierarchie noch nicht befreyet sind. In des Herrn de Luca (eines Mannes, dessen Eifer und Fleiß in Oestreich manches Gute gestiftet hat) gelehrtem Oestreich sind 464 Schriftsteller aufgeführt. Unter denselben sind 233 Layen,

daher Verbesserungen mit Vorsicht und Standhaftigkeit auszuführen. Ehe dieß alles da ist, eine gänzliche Reform vornehmen zu wollen, würde da nichts helfen, als abermals das Uebel vielleicht ein wenig zu vermindern, aber es würde nicht gründlich und gänzlich verbessert werden können. Indessen darf ein Menschenfreund mit Grunde hoffen, daß hierzu nunmehro der Weg gebahnet werden wird. Ist nicht die Universität, so wie überhaupt das Studienwesen unter der Oberaufsicht des Sohnes, des grossen von Swieten? Von dem Geiste seines unsterblichen Vaters erfüllet wird er doch gewiß trachten, was derselbe vor zwanzig oder dreißig Jahren unvollendet lassen mußte, zu vol-

Layen oder Weltleute, und 231 Geistliche, worunter 108 Jesuiten sind. Also die Hälfte der Schriftsteller in Oestreich sind geistlich, und der vierte Theil davon sind Jesuiten. Und wie viele der Weltlichen sind mönchisch gesinnet, wie so manche Jesuiten in weltlichen Kleidern, die niemanden als solche in die Augen fallen! Man sehe nur des Herrn de Luca Buch aufmerksam durch; man prüfe und überlege, von welchen Gegenständen ein grosser Theil der Schriften handeln, da diese 464 Schriftsteller geschrieben haben. Man denke dabey nach, wie sie geschrieben haben, welche gelehrte Gegenstände noch wenig, welche noch gar nicht sind behandelt worden. Eine solche Uebersicht giebt ein getreues Bild des Zustandes der Wissenschaften in Oestreich.

vollendet. Jetzt iſt die Bahn gebrochen, die ſehr groſſen Schwierigkeiten ſind gehoben, dem Eifer, der Ihn für Wahrheit und Tugend beſeelet kann, iſt nun ein freyerer Weg gemacht; alſo wird Er ſich doch gewiß durch die noch vorhandenen, freylich noch ſehr groſſen Schwierigkeiten, nicht abhalten laſſen, auf einer ſo ehrenvollen Laufbahn weiter, und bis zum Ziele zu gehen.

Unter der Regierung des jetzigen Kaiſers kann wirklich werden, was unter der vorigen Regierung nicht möglich ſchien. So viele wichtige Verbeſſerungen hat Er ja ſchon in der kurzen Zeit ſeiner Alleinregierung veranlaſſet. Oeſtreichiſche Patrioten können wohl, auch in Abſicht der Verbeſſerung der Studien, mit Rechte von Ihm ſagen, was Juvenal vom Trajan:

Et ſpes, & *ratio ſtudiorum* in *Caeſare* tantum;
Solus enim triſteis hac tempeſtate Camoenas
Reſpexit.

Er hat freye Bahn und Gelegenheit zu Verbeſſerungen gegeben. Dazu kommt, daß die Univerſität Wien einen Fond an Gelde hat, deſſen ſich keine einzige andere deutſche Univerſität, Göttingen ſelbſt nicht ausgenommen, rühmen kann. Hiedurch ſind ſchon viele Verbeſſerungen erleichtert, und es kommt nur darauf an, dieſen Fond völlig zweckmäßig zu verwenden. Wir haben ja proteſtantiſche Univerſitäten, die vielleicht nicht den ſechſten Theil der Einkünfte der Wiener haben, und

wo man doch mehr für die Wissenschaften auszurichten gewußt hat. Auch besitzt die Universität zu Wien bereits kostbare Anstalten und Hülfsmittel zur Gelehrsamkeit, dergleichen sich wenig andere rühmen können. Wie würde der Eifer in mancher andern Universität erwachen, wenn sie dieselbe hätte! Das vortrefliche neue Universitätsgebäude, worinnen, nebst dem grossen Saale zum Disputiren, siebenzehn Hörsäle sind, die Sternwarte, *) das chemische Laboratorium, der physikalische Lehrsaal, und das Naturalienkabinet, nebst der ansehnlichen Universitätsbibliothek; das anatomische Theater, wobey auch ein Vorrath von Präparaten und von anatomischen und chirurgischen Instrumenten **), ist; der herrliche

*) Herr Prof. Sander hat sie beschrieben in seinen Reisen IIr Band S. 579.

**) Der Präparate sind 322, die von Ruysch, Albinus und Lieberkühn verfertigt worden, und es sind 66 komplete Mikroscopien dabey befindlich. Gerard von Swieten hatte sie nach und nach für 20,000 Fl. gekauft, und sie der medicinischen Fakultät zu Wien, die ihm alles zu danken hat, geschenkt. Einige wenige sind von Gasser, einem ehemaligen Professor der Anatomie zu Wien. Die chirurgischen und anatomischen Instrumente sind zahlreich, und füllen 16 Kisten. S. Schwediaueri Disp. exhibens Descript. praeparatorum anat. & Instr. chirurg. quae

che unter des vortreflichen Jacquin Aufsicht stehende botanische Garten, *) alle diese mit vielem Aufwande angeschafften Hülfsmittel der Gelehrsamkeit zeigen, daß, wenn die Universität Wien nicht leistet, was sie sollte, es nicht daran liegt, daß nicht die preiswürdigen Regenten Oestreichs Kosten genug angewendet hätten, zum Besten der Wissenschaften Anstalten zu stiften, sondern, daß es bisher an Fleiß und Eifer fehlte, diese Anstalten gehörig zu gebrauchen.

Die Universitätsbibliothek ist die ehemalige Jesuiterbibliothek. **) Die Bibliothek, welche die Universität von ihrer Stiftung an besessen hatte, und die sowohl an wichtigen Handschriften, als an alten raren Büchern sehr reich war, ward auf Gerards von Swieten Veranlassung, zur

quae possidet Facultas medica Vindobonensis. 1772. gr. 8.

*) S. oben im IIIten Bande S. 34, und in Sanders Reisen IIter Band S. 542 u. ff.

**) Im Wiener Kommercialschema Ir Theil S. 31 wird zwar vorgegeben: Es bestehe diese Bibliothek ausser der Jesuiterbibliothek, aus den Duplikaten der K. K. Bibliothek. Aber Kollar, der in seinem Suppl. ad Lambecii Comm. de Bibl. Caes. Lib. I. S. 816 genau erzählt, wohin die doppelten Bücher bey der neuen Rangirung der K. K. Bibliothek gekommen sind, meldet nichts hievon.

zur Zeit, da er anfieng die Universität zu verbessern, der K. K. Bibliothek einverleibet, um sie vom Untergange zu retten. Die Jesuiten hatten sie, so wie alles was nicht von ihnen herkommt, aufs unverantwortlichste vernachläßigt. Sie hatten gar nicht darnach gesehen. Von den Manuskripten waren die wichtigsten entwendet, und was noch vorhanden war, lag in einem Winkel, und ward von Würmern benagt. *) Die jetzige der Universität gehörige Bibliothek wird etwas sonderbar in die profane Bibliothek und in die theologische eingetheilt. Sie stehet in dem ehemaligen Jesuiterkollegium oder in dem alten Universitätsgebäude. Die theologische Bibliothek, welche im dritten Geschosse stehet, ist viel besser, als manche andere Jesuiterbibliotheken, die ich gesehen habe, und besonders von Kirchenvätern und zur Kirchengeschichte sind ansehnliche Werke da. Dennoch ist eine solche katholische theologische Bibliothek für jeden, dem der richtige Gebrauch des menschlichen Verstandes am Herzen liegt, ein trauriger Anblick. Es ist da eine Sammlung von Predigten und ascetischen Büchern, von vielen hundert Bänden, meist Folianten, in denen man aufschlagen kann wo man will, so wird man Unverstand, und den dummsten Aberglauben für Religion ausgegeben finden. Da sind viele hundert Folianten voll Klostergeschichten, voll läppischen Legenden und Ausbrüchen unterdrükkender Priestergewalt. Da sind viele hundert Folianten

*) S. a. a. O. S. 819.

lianten und Quartanten voll thörichter Mönchsmoral und Kasuistik, welche die Sünden bey Zentnern und bey Unzen abwiegt, und mit Verdrehung der wahren Folgen moralischer Handlungen zwecklose Bußen auflegt, um eingebildete Sünden abzubüssen. Da sind viele hundert Quartanten und Folianten voll unsinniger menschenfeindlicher Polemik, welche mit den Bannstrahlen herrschsüchtiger Hierarchen und unverständiger Kirchenversammlungen die Ketzer zu Boden zu werfen vermeint, die sie nicht versteht. Da sind viele hundert Bände voll eines seelenlosen Jus canonicum, mit dem der gröste Theil katholischer Gelehrten die Zeit verderben muß, und woran man jetzt, wer weiß wie viel, verbessern und reformiren will, ohne zu bedenken, daß der ganze Plunder im Grunde nichts taugt, und ganz weggeworfen werden muß, wenn jemals wahre Aufklärung in der Religion und in den Pflichten der Geistlichkeit Statt finden soll.

Die beiden Kustoden dieser theologischen Bibliothek sind zwey gelehrte und sehr moderate Geistliche, deren menschenfreundliche Denkungsart gegen den meisten Theil der Bücher, die sie zu verwalten haben, einen sonderbaren Kontrast macht: Herr Prof. Stöger und Herr D. Lorenz. Der letzte ist 1783 Aufseher der Alumnen in der Erzbischöflichen Kur geworden; seiner Einsicht und redlichen Denkungsart nach kann er da gewiß Nutzen stiften. Ich wünsche nur, daß er nicht so viel Verfolgung leiden möge, als der redliche Blarer.

Die

Die profane Bibliothek stehet im zweyten Geschosse unter der theologischen, im ehemaligen Refektorium der Jesuiten. Sie ist nicht so zahlreich wie die theologische Bibliothek, und billig sollte sie es doch wohl viel mehr seyn. Sie hat auch zu Kustoden zwey gelehrte Männer, den P. Adaukt Voigt, der durch verschiedene historische Schriften rühmlich bekannt ist, und den Hrn. Prof. Bolla, einen recht braven und sehr dienstfertigen Mann. Die ganze Bibliothek hat jährlich 1600 Fl. Einkünfte zu Anschaffung neuer Bücher.

Der physikalische und Maschinensaal, der beynahe die Grösse einer Kirche hat, ist ebenfalls im ehemaligen Jesuiterkollegium. Es ist beständig die Art der Jesuiten, mit größter Thätigkeit alles hervor zu suchen, um sich von allen Seiten nothwendig zu machen. Besonders suchten sie sich in Physik und Mathematik hervor zu thun, und dieß noch mehr, nachdem sie von Swieten von der Universität Wien zu verdrängen suchte. P. Joseph Franz, ein gelehrter und sehr thätiger Mann, hatte schon seit 1745 angefangen, Kollegien über die Experimentalphysik zu halten. Nun ward dieser grosse Saal gebauet, damit der Fleiß der Jesuiten recht in die Augen fallen sollte. P. Franz fieng an, in einem an den Saal stoßenden großen Lehrzimmer, Kollegien der Experimentalphysik für Standespersonen zu lesen, deswegen verschiedene Verrichtungen zu allerhand physikalischen Spielwerken gemacht sind. Ferner ist eine sehr große Samm-

lung von physikalischen, besonders auch elektrischen Instrumenten, desgleichen zur Gnomonik, Hydrostatik, Aerometrie, Pyrometrie, Pyrobolie, Katoptrik, Dioptrik u. s. w. vorhanden. Im Jahr 1757 ward ein neuer Lehrstuhl der Mechanik für den P. Hell errichtet, dazu ward der hier befindliche sehenswürdige Vorrath von mechanischen Instrumenten, Maschinen *) und Modellen angeschaft. Nachdem nun der Jesuiterorden aufgehoben ist, wird der ganze beträchtliche Vorrath gar nicht gebraucht, damit es recht in die Augen

*) Unter denselben ist besonders eine Maschine mit drey grossen Brennspiegeln merkwürdig, durch welche Kaiser Franz I. (unter Anleitung der Jesuiten) hat Diamanten schmelzen wollen, um aus vielen kleinen einen grossen zu machen, und dadurch den Werth sehr zu vermehren. Es gehört ein Uhrwerk dazu, auf welches die Diamanten gesetzt wurden, damit sie immer im Fokus der Brennspiegel bleiben sollten. Dieß ließ sich aber nicht thun. Auch wissen jetzt die Chemiker besser, daß Diamanten im Schmelzfeuer zwar verflüchtiget werden, aber nicht schmelzen. — Sehr viele merkwürdige Modelle sind hier, besonders ein Modell von der Maschine, wodurch auf das Kloster Göttwich das Wasser aus einem entfernten Brunnen gehoben wird. Selbst die beiden Wendeltreppen, auf welchen man zu dem obern Chore steigt, wo die meisten Modelle stehen, sind merkwürdig. Sie hängen ganz frey, und sind an eiserne elastische Stähe geschraubt,

Augen falle, daß alles liegt, wenn dieser Orden liegt. Auf den Modellen und Maschinen liegt der Staub Fingersdicke. Und ob zwar noch jetzt ein Exjesuit P. v. Herbert sowohl die Mechanik als Physik lieset, so lieset er doch nicht in diesem Saale, wo es am schicklichsten wäre, sondern im neuen Universitätshause. Auf diesem Saale ist auch das schon oben S. 704 erwähnte, nach der Aufhebung der Jesuiten angeschafte Naturalienkabinet aufgestellet, welches der Herr Prof. v. Well zu seinen Vorlesungen über die Naturgeschichte braucht. Diese hält er in dem ganz nahe gelegenen chemischen Laboratorium, *) ehemals den Jesuiten und jetzt der Universität gehörig.

schraubt. Sie zittern, wenn jemand hinauf gehet, sind aber sehr fest. Sonst sind hier noch verschiedene Seltenheiten aus China, so wie man dergleichen fast in allen von Jesuiten angelegten Sammlungen findet.

*) Dieß Laboratorium ist dadurch merkwürdig, daß Kaiser Franz I. in demselben viele tausend Dukaten mit chemischen Experimenten verlaborirt hat. Die Jesuiten, qui savent de tout bois faire flèche, unterhielten die Neigung des Kaisers zu geheimen Wissenschaften, und wusten sich auch dadurch nothwendig zu machen. Dieß ist ihnen von jeher gar sehr gelungen. Sie unterhielten damit im 16ten Jahrhunderte bekanntermassen Kaiser Rudolph II., und es wären, bis auf die jetzigen Zeiten, in denen wir leben, frappante Beyspiele anzuführen, wie sehr es ihnen damit bey mehrern grossen Herren gelungen ist.

An Pomp und Feyerlichkeiten fehlt es auf der Universität zu Wien eben so wenig, als an kostbaren Anstalten. Ich mag nichts sagen von den Feyerlichkeiten bey der Wahl eines Rektors, von den Feyerlichkeiten bey der ehemaligen Beschwörung der unbefleckten Empfängniß, von den Feyerlichkeiten und ehemaligen Prozessionen an den Tagen der Heiligen, welche die Patronen *) der Fakultäten

*) Jeder Katholik hat seinen besondern Schutzheiligen, und jedes Korpus hat wieder seinen Schutzheiligen, womit tausend Alfanzereyen getrieben werden. Die vier Nationen, woraus die Universität Wien bestehet, haben folgende Patronen: 1) Die Ungarische Nation, den heil. Stanislaus (einen Jesuiten, 27. Jun.); 2) die Sächsische den heil. Moritz (22. Sept.); 3) die Rheinländische die heil. Ursula (21. Okt.); 4) die Oestreichische den heil. Leopold. Die vier Fakultäten und ihre Mitglieder haben sich folgenden Heiligen zum Schutze empfolen: Die Theologen dem heil. Johannes Damascenus (6. May); die Juristen dem heil. Ivo, (19. May); die Aerzte den heil. Cosmas und Damianus (27. Sept.), welche auch die Patronen der Jesuiten sind; und endlich die Philosophen der heil. Katharina (25. Nov.) Es kann nicht leicht etwas lächerlicheres gefunden werden, als das letztere. Ja, wenn es Katharina die Große wäre, welche voll Verstand und voll freymüthiger Denkungsart ist! Aber Katharina die

len und der Nationen sind, und dergl. deren Feyerlichkeiten mehr. Ich will nur bey den Disputationen und öffentlichen Prüfungen stehen bleiben. Auf den protestantischen Universitäten sind sie wenigstens lateinische syllogistische Kämpfe, aber auf der Universität zu Wien sind sie fast nichts als leere Feyerlichkeit. Auf den protestantischen Universitäten schreibt doch wenigstens entweder der Präses oder der Respondent eine Dissertation. Es ist bekannt, welche große Menge kleiner nützlicher und zum Theil wichtiger Abhandlungen auf diese Art ins Publikum gekommen sind. Auf der Universität zu Wien, und auf allen östreichischen Universitäten, wird, die medicinische Fakultät *)

die Heilige war, selbst der Legende zufolge, das dummste Thier auf Gottes Erdboden, und soll die Patronin der Philosophen seyn!

*) Diese Fakultät ist in Wien maxime aurea. Das Doktorat auf derselben zu erlangen, kostet nicht wenig, wie man denn auf allen Universitäten dieß recht wohl versiehet. Ein Doktor aber, der Mitglied der Wienerischen medici. Fakultät werden will, muß noch zufolge der *Institutа fac. med.* S. 35. Einhundert Kremnitzer Dukaten zahlen. Im Wiener Schematismus, wo die Doktoren aller Fakultäten der Universität stehen, findet man 237 Doktoren der medicinischen Fakultät. Dieß hat veranlaßt, daß in verschiedenen Schriften gesagt worden, es wären in Wien 237 praktisirende Doktoren der Arzney. So ist es nicht, sondern es giebt 237 Doktoren, deren

ausgenommen, nicht daran gedacht, sondern die Sache geschieht viel leichter. Es werden einige Thesen aufgesetzt, worüber die Fragen und Antworten wirklich sehr bequem können auswendig gelernet werden. Damit das Ding aber ein wenig ansehnlicher lasse, so wird irgend ein Buch auf Kosten des Respondenten gedruckt oder nachgedruckt, welches mit der Disputation gar nichts zu thun hat, aber bey der Feyerlichkeit der Disputation ausgetheilt wird.*) Dieß ist zwar eine bequeme Art, den Beutel reicher Respondenten zu Austheilung einiger Bücher in Kontribution zu setzen, aber von ihren übrigen Fähigkeiten ist Reichthum doch noch kein Beweis.

Ich

deren jeder seine 100 Kremnitzer gezahlt hat. Aus dem Schematismus selbst erhellet, daß beinahe die Hälfte dieser Herren abwesend ist, und nur 128 in Wien wohnen. Dieß sind freilich in Vergleichung andrer Städte noch immer sehr viel. Viel Schmausen erfordert aber auch viel Aerzte.

*) So ward z. B. 1771, bey der Prüfung des Grafen Bernard v. Pac, im Theresianum, ein starker Band ungedruckter Briefe Kaiser Rudolphs II. zu Wien gedruckt. Bey einer andern Disputation, ward Dohms Abhandlung vom physiokratischen Systeme, nachgedruckt. In Inspruck ward bey einer Disputation ein Stück von Resewitz Gedanken über die Erziehung nachgedruckt und ausgetheilt u. s. w.

Ich hatte Gelegenheit einer solchen Feyerlichkeit beyzuwohnen. Es ward eines Morgens bey mir eine Visitenkarte abgegeben, worauf folgendes gedruckt war:

Einladung zur öffentlichen Prüfung aus den Grundsätzen der hebräischen, und griechischen Sprache, aus der Erklärungskunde des alten und neuen Testaments, wie auch aus den sämmtlichen Theilen der Patrologie, welcher sich unter dem hohen Schutze: Seiner Hochfürstlichen Eminenz des Hrn. Kardinalen und Erzbischofs zu Wien in dem großen akadem. Hörsaale den 22. des Monats Juny zu unterziehen die Ehre haben wird. Nachmittags um 5 Uhr.

Johann. Nepom. Freyherr v. Kulmer aus dem Erzbischöfl. Priesterhause.

Ich unterließ nicht, dieser Einladung zu folgen. Die Feyerlichkeit war auf dem sehr großen durch zwey Stockwerke gehenden Universitätssaal, von dem, obgleich sehr viel Menschen zugegen waren, wenigstens noch drey Theile leer blieben. Ein Chor Trompeten und Pauken öfnete die Feyerlichkeit mit einem schmetternden Getöse. Der Freyherr stand auf einem Katheder, und vor ihm saßen zwey Reihen geistlicher Herren und kahlköpfigter Mönche:

Bekappt und ohne Kappen, beschuht und ohne Schuh.

Ich sah, daß einer nach dem andern aufstand, und den Mund öfnete und schloß; welches der Freyherr auch

auch sehr geläufig that. Zuweilen kam auch ein Schall zu meinen Ohren, der wie lateinisch klang; aber verstehen konnte ich kein Wort, noch weniges einen Sinn, ob ich gleich sehr nahe stand und sehr aufmerksam war. Der Freyherr mag immer ein sehr gelehrter Jüngling gewesen seyn; und er mußte es seyn, da er über so mancherley Dinge, welche alle viel Applikation erfodern, in Einer Nachmittagsstunde sich prüfen zu lassen Muth hatte. Ich zweifle aber fast, daß die nächsten Reihen der Kahlköpfe, welche ihm opponirten oder ihn fragten, von seiner Gelehrsamkeit etwas verstanden haben *) und mehr

*) Es waren unter den Thesen verschiedene sehr sonderbare, worüber ich den Freyherrn wohl hätte verstehen mögen. Unter andern hätte ich wohl hören mögen, wie er: „Die Theopnevstie „gegen die unverschämten und dreisten Kerle, „die Toleranten, die Optimisten und die Frey„geister, nicht nur aus den Zeichen und Wun„dern, sondern auch besonders durch die Prä„skription und durch das Zeugniß der Kirche, „und zwar NB. ohne Zirkel im Schließen de„monstrirt hätte.“ Dieß Meisterstück der Demonstration traueté er sich wirklich zu versprechen; und es ist eben so naiv, daß ihm dabey der Zirkel im Schließen einfiel, als es ein Zeichen der gelehrten Kenntnisse ist, die in dem Erzbischöflichen Priesterhause getrieben werden, daß die Toleranten und Optimisten zur Rechenschaft wegen der Theopnevstie gezogen werden sollen. Sollten die Schriften der Toleranten und

nicht als seinen guten Anstand und die große Geläufigkeit seiner Zunge haben bemerken können. Denn es schallten nicht allein in dem großen, hohen, und meiß leeren Saale die Worte höchst unverständlich wieder, sondern es war auch unter den Anwe-

und Optimisten wohl bis ins Erzbischöfliche Priesterhaus bey St. Stephan so stark eingedrungen seyn, daß sie Alumnen hätten lesen dürfen? Oder lehrt man da die Alumnen Bücher widerlegen, die sie nicht lesen, und von Sachen reden, die sie nicht verstehen? Denn ists kein Wunder, daß sie auf die ungereimteste Art Dinge zusammensetzen, die gar nicht zusammen gehören, und feindselig von Gelehrten reden lernen, die sie gar nicht kennen, und deren Werke sie nützlicher studiren könnten, als des P. Fast katholischen Unterrichts, oder die Andachten zu U. L. F. von Pötsch. Damit man nicht glaube, daß ich das geringste übertreibe, will ich die eignen Worte der Thesen S. 21. §. 4. hieher setzen. Es ist gut, dergleichen Thorheiten hervorzuziehen, damit der Geist, der noch immer in solchen Priesterhäusern herrscht, in der Welt offenbar wird: „Non minus Θεοπνευστια, di„vinae scilicet autoritatis sigillum, quod in Libris „N. T. reverentur *Catholici*, adversus *mirae impu„dentiae & audaciae* homines: Materialistas, Epi„cureos, Fatalistas, Pyrrhonianos, *Tolerantes*, „*Optimistas*, *Spiritus fortes*, demonstratur ex ca„ractere Θεοπνευστιας, quem constituunt autores „librorum, materies & argumenta, in quibus ver„santur, *ex signis & miraculis*, queis tam *autores* „*libro-*

Anwesenden selbst ein gewaltiges Geräusche, welches zu manchem, der die Stille und den Eifer bey den Disputationen auf protestantischen Universitäten gewohnt hat, wo man jedes Wort der Disputirenden verstehen kann, sehr seltsam vorkommen muß. Ohnerachtet eine ziemliche Anzahl bärtiger Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten im Saale vertheilt standen, welche von Zeit zu Zeit Stille und Ruhe geboten;

„*librorum*, quam doctrinam in eis traditam confirmavit Deus; ac tandem ex *praescriptione* & „*testimonio ecclesiae*, quod *ultimum argumentum* „*absque vitioso circulo proferimus.*“ Sehr interessant würde die Disputation geworden seyn, wenn nicht bloß Mönche, welche nebst der Präskription der Kirche, auch die Präskription, daß niemals in einer solchen Prüfung ein geprüfter Freyherr schlecht bestanden ist, vor sich haben, sondern hauptsächlich einige von den unverschämtesten dreisten Toleranten und Optimisten, welche die Präskription in Glaubenssachen für nichts achten, in Person und recht dreist opponirt hätten. Vielleicht hätte sich dann der Respondent ehe die Disputation angegangen wäre, herausgeholfen, wie jener protestantische Kandidat, der, als im Examen gefragt wurde, auf was für Art er eine gewisse Wahrheit wider die Freigeister vertheidigen könne, mit frommer Einfalt antwortete: „Er habe Gott von Jugend auf gebeten, ihn vor böser Gesellschaft zu bewahren, „wolle sich also hüten, mit solchen gottlosen Leuten jemals zusammen zu kommen.“

boten; so war doch unter den anwesenden Studirenden nicht allein ein beständiges Murmeln, sondern auch ein beständiges Drängen und Steigen über die Bänke. Mit besonderm Eifer drängten sich unaufhaltsam eine Menge ungarischer Pazmanischer *) Alumnen nach dem Katheder. Ich glaubte anfänglich, sie wollten von der Weisheit der sämmtlichen Theile der Patrologie und von der Erklärungskunde des alten und neuen Testaments deutlicher etwas vernehmen, als ich es konnte. Da ihre ganze Stellung so unverwendet auf den Katheder

der

*) Peter Pazmany, ein Jesuit und Kardinal, stiftete dieses Alumnat 1623, zur Zeit, da der Jesuiterorden am stärksten, besonders in Ungarn und Oestreich florirte. Die Alumnen tragen eine lange himmelblaue Kleidung. Die himmelblaue Farbe ist, wie schon im IIIten Theile S. 45 angemerkt worden, die Leibfarbe der Jesuiten, so wie die Sonne das hieroglyphische Bild des Jesuiterordens ist. Denn der Orden soll, wie die Sonne, *totum perlucere orbem.* Er nur allein soll das Licht in die Welt bringen, und wo der Orden nicht ist, soll Dunkelheit seyn. So stehts in dem sehr merkwürdigen Buche Imago primi Seculi S. J. Antw. 1647 gr. fol. in welchem über gewisse den Jesuiterorden betreffende Dinge mehr Erläuterung ist, als man dem ersten Anscheine nach denken sollte. Die Pazmaniten kamen 1766 von Tyrnau in Ungarn nach Wien, und wurden 1783 nach Erlau in Ungarn versetzt, wo sie gewiß nicht aufgeklärter werden, als sie in Wien waren.

der als den Mittelpunkt gerichtet war, so glaubte ich, sie harchten ob sie etwas verstehen könnten. Aber ich bemerkte bald, daß, so sehr sich die Menge auf meiner Seite eich drängte, sie doch nur eine kurze Zeit stehen blieben und sich, nach kurzem Verweilen am Katheder, auf der andern Seite wieder wegdrängten. Endlich da ich selbst von der Menge näher hinzugeschoben ward, entdeckte ich, daß eigentlich ein Tisch hinter dem Katheder, an welchem zwey Personen einen Band in Quarto *) unentgeldlich austheilten, die Ursach all des Drängens war, welches selbst die Schildwachten mit den Kolben nicht hemmen konnten. Wenn die armen Teufel von Studenten nach vielem Quetschen und vergebenem Flehen endlich ein Buch erjagt hatten, so giengen sie unverzüglich mit ihrer Beute davon und ohne sich um die Prüfung im geringsten zu bekümmern, zum Saale heraus. Daß einer in das Buch oder in die Theses gesehen hätte, oder gar, wie

*) Er enthielt, außer ein Paar Bogen Theses, welchen eine beynahe bogenlange Dedikation an den Kardinal Migazzi vorgesetzt war, S. D. N. Benedicti Papae XIV. olim Pr. C. de Lambertinis, de Synodo Dioecesana in Synopsin redacta ab Em. de Azevedo, *Venetiis* 1777, welches Buch also nicht einmal zu diesem Behufe gedruckt, sondern nur aufgekauft war. Glücklicher Buchladen, aus dem eine solche Disputation einige Paar hundert Exemplare eines Ladenhüters auf einmal unter die Pazmaniten bringt!

wie es auf protestantischen Universitäten gewöhnlich ist, außer der Ordnung hätte opponiren *) wollen, daran war nicht zu denken; auch hätte sich keiner verständlich machen können, sondern es ward alles unter dem Geprüften und unter seinen erbetenen Prüfern ganz friedlich abgemacht.

Daß nach einer solchen Prüfung ein vornehmer junger Geistlicher eine gemächliche Präbende bekommt, der zu Gefallen er sich in den geistlichen Stand begeben hat, ist ganz in der Ordnung; aber daß daraus für oder wider die Fähigkeit eines Jünglings das geringste erhellen solle, wird keiner glauben, der Prüfungen dieser Art überhaupt kennt, und von diesen nur etwas gesehen hat. Gleichwohl werden alle Prüfungen bey der Universität, beym Theresianum, und wer weiß, was sonst noch für Prüfungen, weitläuftig in der Wiener Zeitung angezeigt. Da wird denn der Namen

*) Die unerbetenen Opponenten verlängern immer eine Disputation. Wenn hier hätten Schüler von Semler oder Grießbach opponiren sollen, und die Zuhörer wären so ruhig gewesen, daß beide Theile sich hätten verstehen können, möchte der Respondent einen harten Stand gehabt haben, z. B. mit folgender *Assertio ex universa Patrologia*: (S. 31.) „Epistola S. Polycarpi ad „Philippenses *genuina* est. *Ultima quoque pars* „*ejus*, quae invocationem nominis Dei & Jesu „Christi consequitur, *in autographo exstitit*."

Namen des Professors, wenn einer bey der Prüfung den Vorsitz geführet, und des Geprüften, bekannt gemacht, und besonders, wenn der letztere vornehmen Standes ist, so wird des Breitern beygefügt, wie wunderschön er bestanden ist. Dergleichen Zeitungsartikel werden dann von den Bayreuther oder Hamburger Zeitungen nachgeschrieben, und auf die Art in ganz Deutschland gelesen, als ob die Sache etwas werth wäre, da es doch nichts als die insipideste Feyerlichkeit *) von der Welt ist. Man weiß ja überhaupt, wie viel solche Prüfungen bedeuten, und nun Prüfungen von vornehmer Leute Kindern!

Ich habe auch die Kollegien verschiedener Professoren der Universität besucht, um mir von der Art des Vortrags einigen Begriff zu machen. Von den theologischen Professoren habe ich vier gehört. In den Vorträgen, so wie in den Schriften aller katholischen Theologen ist ein beständiges Citiren. Da werden immer die lieben Patres, die Praxis der alten Kirche, die päbstlichen Bullen, die Canones der Concilien, die Meinungen der Doktoren der Kirche angezogen. Die-

*) In Schlözers Staatsanzeigen XIr Heft S. 341. kann man finden, wie viel Feyerlichkeiten noch mehr unter der vorigen Regierung bey solchen Prüfungen gemacht worden sind. Es ist unbegreiflich, wie sich jemand in Ernste auf solche Schulaktus etwas einbilden kann.

Diese Meinungen und Schlüsse gelten schlechterdings mehr als Schrift und Vernunft. Indessen war doch bey diesen vier Wiener Theologen, immer je zween mit den andern zween ein sonderbarer Kontrast. Der erste den ich hörte war R. D. Gazzaniga ein Dominikaner, und großer starker Mann mit einem großen rothen Gesichte, das in die schwarze Dominikanerkappe gehüllet, ein sonderbares Ansehen hatte. Er sprach mit sonorer Stimme, heftig, und mit der seinem Vaterlande Bergamo eignen Gestikulation. Er hatte gerade eine Materie, die für mich nicht glücklicher hätte gewählt seyn können, um etwas recht charakteristisch-katholisches zu hören. Er war dabey, zu beweisen: *quod Ecclesia non possit errare.* Daß mir dieser Beweis sehr amusant gewesen ist, kann man sich leicht vorstellen. Den Zuhörern aber war ers nicht; denn zu meiner Verwunderung schliefen einige davon; andere aber, besonders die guten ungarischen Pazmaniten mit den langen himmelblauen Röcken, und ein Paar Hieronymiten mit Bärten bis an den Nabel, schrieben aufs ämsigste jedes Wort auf, das aus dem Munde des theuren Mannes herausströmte. Er kam, je länger er redete, in desto größern Eifer; und gerieth, aus dem ersten Theile der Dogmatik, den er eigentlich abhandeln sollte, ich weiß nicht wie, in die Polemik; denn er fuhr über den clarissimum Voltarium und über den Russovium hominem paradoxotaton her, warf ihnen ein Paar Konciliensschlüsse und päbstliche Bullen, auch, wenn ich nicht irre eine Sentenz des H.

Thomas von Aquin an den Kopf, daß sie todt da lagen, ohne sich zu vertheidigen; und die armen Pazmaniten und Hieronymiten schrieben alles das in ihre Hefte hinein, als ob sie gewußt hätten, was Voltaire und Rousseau für Dinger wären.

Auch nach geendigter Stunde verließ ihn sein Eifer nicht. Indem er durch die gedrängten Reihen der Studenten nach der Thür gieng, trat ihn ein Hieronymit mit dem langen Barte an, und fragte ihn vermuthlich über irgend einen Syllogismus von der Unfehlbarkeit der Kirche. P. Gazzaniga mit lebhafter, aber ungemein freundlicher und gefälliger Mine, *) neigte sich zu dessen Frage; aber kaum

*) Leute, welche diesen gelehrten Dominikaner kennen, sagen einhellig, daß er im gemeinen Leben ein sehr gutmüthiger und billiger Mann ist. Ich kenne auch so ein Paar protestantische Ketzermacher, welche, wenn die Sache kein Ketzermachen betrift, die umgänglichsten Menschen sind. Sobald es aber aufs Verdammen ankommt, so vergessen sie alle Menschlichkeit. Solche Leute sind, wie die Jäger, welche auch das Wild sowohl in der Schüssel als im Walde lieben. Sobald es aber dort aufs Verdammen und hier aufs Jagen los gehet, so denken diese nicht daran, ob der par force gejagte Hirsch bittere Qual und Tod leidet, sondern ob die große Jagd recht kunstmäßig angestellt wird, und sie recht hirschgerechte Jäger sind; und jene fühlen nichts von der Qual des allen Teufeln zur ewigen Verdamm-

kaum hatte er sie vernommen, so schwoll jeder Muskel seines Gesichts zur Disputation, so gieng es fort, die ganze Treppe hinunter, bis in die große prächtige Halle, die den Eingang zum Universitätsgebäude macht, wo sich eine Anzahl müßiger Studenten um sie versammelten. Ich hätte gewünscht, Chodowieki wäre zugegen gewesen, um mit seiner unnachahmlichen Kunst in menschlichen Charakteren diesen sonderbaren Auftritt zu zeichnen. Der kurzuntersetzte langbärtige Schüler, mit dem ehrbaren Bewußtseyn seiner mindern Kenntniß, und der große starke Lehrer im unaufhaltsamen Lehrertone mit italiänischer Lebhaftigkeit mit den Händen fechtend, und sein rothes rundwangigtes glattkinniges Dominikanergesicht, mit kleinen etwas trüben Augen, die in der Lebhaftigkeit der Demonstration immer hin und her flogen. Der Kontrast war äußerst charakteristisch.

Der zweyte theologische Professor gleicher Art den ich hörte, war R. D. Bertieri, ein Augustiner Eremit. Er hatte den zweyten Theil der Dogmatik abzuhandeln, hatte aber viel weniger Zu-

dammniß übergebenen Ketzers, sondern auch die unbeschreibliche Wonne, daß sie recht schulgerechte Orthodoxen der unfehlbaren Kirche, oder einer eben so unfehlbaren Konfession sind. So sehr kann ein ausschließendes Religionssystem den besten moralischen Charakter verderben.

hörer, kaum 30. *). Er hatte ebenfalls eine so ächtkatholische Materie, als ob sie gerade für mich gewählt wäre, daß ich hören sollte, wie finster es noch in den Köpfen auch gelehrter katholischer Theologen aussiehet. Er bewieß: Quod Ordo Sacerdotalis Sacramentum sit, und führte dabey fleißig den H. Augustin an, wobey er denn allemahl sein Käppchen abnahm. Seine Figur war in ihrer Art so bestimmt charakteristisch, als die des P. Gazzaniga, und der Reißfeder eines Chodowiecki eben so würdig. Er hatte eine nicht zu verkennende Mönchsphysiognomie. Er stand dabey vorwärts gebückt, den Kopf zwischen den Schultern, das Gesicht angespannt, die Zähne weisend, die zwey ersten Finger der rechten Hand immer demonstrativè in die Höhe gehoben. Die italiänische Aussprache: Ereticschi dicunt — At ego objitschio — und der unbewegliche Ton mit dem nun zu Boden geschlagen ward, was die Ereticschi seiner Meinung nach behaupteten, machte das ganze Bild vollkommen. Ein Protestant, der einen solchen katholischen Professor noch nicht gesehen und gehört hat, sollte es, wenn sich irgend Gelegenheit dazu an die Hand giebt, nicht versäumen. Man kann sich so wenig vorstellen, daß ein gewisser Ton, ein gewisser Vortrag, eine gewisse Stellung mög-

sich

*) S. in der Beylage XII. 1. die Zählung der Zuhörer, die 1782 verschiedenen Lehrstunden in Wien beywohnten.

lich oder nicht allen Umstehenden lächerlich seyn kann, als daß gewisse Begriffe noch in den Köpfen der Menschen zusammen vereinigt werden können, wenn man es nicht selbst gesehen und gehöret hat. Aber es wäre doch sehr gut, daß viele Protestanten das ächtkatholische Wesen sähen *) und hörten, damit sie es genauer kennten; denn, wenn man nur davon erzählt, glauben sie es nicht.

P. Gazzaniga und P. Bertieri wurden 1760 als Professoren der Theologie nach Wien berufen,

*) Es giebt sogar nicht wenig Protestanten, die glauben, die Katholiken wollten nicht mehr die katholische, nicht mehr die allgemeine ausschließende unfehlbare Kirche haben, wollten nicht mehr die Rechte dieser Katholischen d. h. allgemeinen Kirche an alle andre Kirchen geltend machen, wollten die allgemeine Kirche nicht mehr auf Kosten aller andern Kirchen ausbreiten. Sie glauben, weil der Primat des Pabstes angefochten wird, so wären sie schon auf dem Wege Protestanten zu werden, und der unfehlbaren Kirche zu entsagen. Ueber die süßen Träume! Hat der Pabst nicht noch nur allzuviel Rechte? Und wenn er sie alle verlieren sollte, ist nicht noch jeder Bischof in seiner Diöcese so gut wie Pabst? Soll nicht immer noch ein Koncilium von Bischöfen unfehlbar seyn? Man unterscheide doch, was so sehr unterschieden ist, und sehe um sich, was vor unsern Augen vorgehet, und wie allenthalben die unfehlbare Kirche um sich greift!

rufen, um den Jesuiten wehe zu thun und sie von dem theologischen Lehrstuhle zu vertreiben. Es ist zwischen den Jesuiten und Dominikanern ein tödlicher Haß, weil die Jesuiten die Lehre von der unbefleckten Empfängniß behaupten, welche die Dominikaner läugnen; und die Augustiner stimmen auch mit den Jesuiten nicht überein. Ich kann wohl einsehen, daß es nach den Umständen der Wiener Universität eine wichtige Neuerung gewesen seyn mag, Professoren der Theologie zu berufen, die nicht Jesuiten waren, und die die Lehre von der unbefleckten Empfängniß, welche die Jesuiten länger als ein Jahrhundert lang in Oestreich zum Schibboleth der Orthodoxie hatten machen wollen, nicht lehrten. Auch war, nur bloß aus dem was ich hörte, genugsam zu erkennen, daß P. Gazzaniga und P. Bertieri gelehrte katholische Theologen sind. Aber wie tief muß wahre theologische Wissenschaft auf einer Universität gesunken seyn, wenn vernünftige Männer es mit Recht für eine Verbesserung halten, einen Gazzaniga und Bertieri zu Professoren der Theologie zu machen! Und man darf sich wundern, daß solche Verbesserung nicht gründlich war, daß zwar die Macht der Jesuiten geschwächt, aber die Vorurtheile und scholastischen Meinungen der Jesuiten bloß mit den scholastischen Meinungen der Dominikaner und Augustiner vertauscht wurden? So lange noch die Hierarchie bestehet, kann es auch hierinn nie völlig besser werden. Das giebt die

Natur

Natur der Sache. Und wie? Wenn sich die Jesuiten doch wieder eindrängen?

Ich hörte noch zwey theologische Professoren, die, obgleich auch katholisch, doch von ganz anderer Art waren, als Gazzaniga und Bertieri. Prof. Domfort, ein Weltgeistlicher las die Moral. Freylich war noch manches kasuistische darinn, aber wenigstens hörte man nichts verdammendes. Vielmehr, da er doch nach katholischer Weise immer citirte, so citirte er nicht nur cl. *Amortium* und cl. *Billuardium* und cl. *Carthierium*, sondern auch dazwischen cl. *Federum*, cl. *Cruſium* cl. *Moshemium* u. s. w.

Prof. Stöger ist ein denkender und bescheidener Mann. Er las über die Kirchengeschichte. Zu meiner Verwunderung diktirte er langsam Sätze in die Feder; und alles schrieb nach. Hier waren auch einige bärtige Hieronymiten.

Von den juristischen Lehrern hörte ich zuerst Hrn. Prof. Zeiller (in Wien spricht man Zaller aus) im Civilrechte nach Heinecrius. Er ist ein Schüler des Hrn. v. Martini, dessen juristische Profession er auch kürzlich erhalten hatte. Sein deutlicher Vortrag war voll philosophischer Präcision und in reinem Latein. Er handelte eben von den Sachen, welche nicht der Privatpersonen, sondern der Kommunität Eigenthum sind. Er setzte sehr einleuchtend des Hugo Grotius Meinung

auseinander, daß die Regalien daher ihren Ursprung hätten, daß jeder Bürger zur Kommunität beyzutragen schuldig ist, und daß man daher, damit die einzelnen Beyträge nicht zu stark und beschwerlich würden, der Kommunität gewisse Nutzungen beygelegt habe, die von Privatpersonen nicht so gut verwaltet werden können, z. B. Bergwerke. Mir fiel dabey die von P. Gazzaniga behauptete Unfehlbarkeit der Kirche ein. Die Unfehlbarkeit ist auch eine Nutzung, die einer Privatperson nun sicherlich nicht kompetiren kann, und die Kommunität der alleinseligmachenden Kirche hat sie sich selbst beygelegt, und in der That treflich genutzt. Die Unfehlbarkeit ist aber ein Regale, so wie es in manchen despotischen Ländern ein allerhöchstes Luftregale giebt, eins von denen, wodurch der Kommunität Dinge beygelegt worden, deren Anmaßung wider die Natur des Menschen ist, welche daher blos mit der Uebermacht der Gewalt erhalten werden können, und nach und nach abgeschaft werden, so wie man die wahre Natur des Menschen und der Kommunität einzusehen anfängt.

Herrn Prof. Schmid *) hörte ich in der Reichsgeschichte, die er über Pütter lieset. Er war eben beym Examiniren beschäftigt. Ich muß gestes-

*) Er muß mit dem berühmten Verfasser der Geschichte der Deutschen nicht verwechselt werden. Er heißt mit dem Vornamen Joh. Christoph und ist N. Oe. Regierungsrath.

gestehen, die Art des Examinirens gefiel mir nicht. Es betraf lauter einzelne Fakta, Data, Jahre, Zahlen. Er fragte z. B.: „Wenn ist Kaiser Friedrich II. gestorben?“ A. „Im Jahre „1250.“ Fr. „In welchem Monate?“ Einer antwortete: „Im September.“ „Nicht doch!“ sagte der Professor, und fragte zwey oder drey, die gar nichts zu antworten wußten. Endlich sagte der Professor mit deutlicher Stimme und nachdrücklich: „Nicht im September, sondern den „dreyzehnten December ist er gestorben.“ Dieß steht freilich nun zwar auch im Pütter, und muß da stehen. Aber Pütter ist gewiß nicht der Meinung, daß jeder, der die Geschichte lernt, alle solche einzelne Data und Zahlen im Gedächtnisse behalten könne und müsse. Bey jedem Lehrlinge der Geschichte, und am vorzüglichsten bey Studenten, bey denen doch nicht bloß das Gedächtniß, sondern mehrere Seelenkräfte geübt werden sollten, sollte man wohl den Faden der Geschichte nicht an Geburts- und Sterbenstage oder andere solche einzelne Jahr- und Tageszahlen, sondern an die Verbindung der Begebenheiten selbst knüpfen. Wer von seinem Lehrer ein lebhaftes Bild erhalten hat, wie es um 1250 in Europa, und besonders im deutschen Reiche hergieng, der wird sich wohl erinnern, wenn Kaiser Friedrich II. lebte. Aber in diesem ganzen Examen hörte ich nicht eine einzige Frage, die auf Verbindung der Begebenheiten untereinander, oder auf eine pragmatische Folge einer aus der andern gerichtet gewesen wäre.

Alles

Alles waren todte einzelne Fakta. Dabey fiel es mir auf, daß der Professor beinahe immer nur Einen Studenten fragte, und auch beinahe nur dieser einzige antworten konnte; denn wenn einmal ein anderer gefragt ward, so wußte der nichts zu antworten, schwieg entweder still, oder stotterte etwas unvernehmliches daher, und die meisten gaben auf das Examen gar nicht Achtung, sondern gafften hier und da herum.

Ueberhaupt muß einem jeden beobachtenden Fremden, der die Lehrstunden der Universität zu Wien besucht, der große Mangel an Aufmerksamkeit bey den Studenten Wunder nehmen. Wenn sie nicht mechanisch nachschrieben, so saßen sie da, als ob sie alles, was der Professor sagte, nichts anginge, aßen, plauderten, gafften umher, oder schliefen gar, wie viele Zuhörer des P. Gazzaniga, der doch laut genug redete. Auch hier findet man, im Ganzen, einen merklichen Unterschied mit den Studenten auf protestantischen Universitäten. Sogar pflegen viele derselben, die sonst leichtsinnig und liederlich sind, doch die Kollegien nicht zu versäumen, und wenigstens spüret man bey denen die darinn zugegen sind, eine allgemeine Aufmerksamkeit. Ich dachte in Wien noch mit Vergnügen an die Vorlesung des Hrn. D. Döderlein in Altorf *) zurück, wie aufmerksam die Zuhörer waren,

*) S. den IIten Band S. 323.

waren, und wie aus ihnen ernsten Mienen zu ermessen stand, daß sie faßten und erwogen, was ihr Lehrer sagte. Ich kann aber gar nicht sagen, wie es mir vorkam, da ich in Wien gleich in der ersten Lehrstunde, die ich besuchte, und in allen folgenden gerade das Gegentheil fand. Von dieser allgemeinen Inattention fand ich nur allein, mit Vergnügen, bey den medicinischen Studenten *) in des Herrn Regierungsraths Collin Kollegium über die Physiologie eine Ausnahme. Er handelte eben die Materie von der Irritabilität ab. Er war eben auch beym Examiniren; dieß war aber ganz ein anderes Examen, als das historische, sowohl auf Seiten des Professors, als auch auf Seiten der Studenten. Von diesen waren wenigstens einige sehr aufmerksam auf die Fragen, antworteten mehrentheils schnell, wenn die Frage kaum geendigt war; und man merkte fast immer, daß sie die Materie begriffen hatten. Der Professor warf verschiedene sehr sinnreiche Schwierigkeiten auf. Die Studenten löseten sie mehr und weniger, auf eine Art, welche zeigte, daß sie etwas bey dem dachten, was sie sagten. Ich hörte verschiedentlich in Wien sagen, Hr. Collin habe keinen guten Vortrag. Wenn man damit den deklamatorischen

*) Im medicinischen Hörsaale steht das Brustbild des großen v. Swieten, mit einer ehrenvollen Inschrift, welches die Kaiserinn Maria Theresia ihm hat setzen lassen.

rischen Anstand meint, der die Menge an sich lockt; so mags seyn. Wenn aber ein wahrer guter und zweckmäßiger Vortrag ist, gute Sachen und so faßlich zu sagen, daß sie von lehrbegierigen Schülern können begriffen werden; so war gewiß der Vortrag, den ich von ihm hörte, vielen andern vorzuziehen.

Einen andern guten Vortrag hörte ich im philosophischen Hörsaale vom Herrn Prof. Mayer. Er handelte eben die wichtige Lehre von den Strafen ab, und führte sehr gut aus, daß in der Haushaltung Gottes alle Strafen, Besserungen sind, und daß man auch in der bürgerlichen Gesellschaft, bey Verhängung der Strafen von dieser Absicht ausgehen müsse. Dieß war sehr vernünftig und faßlich, aber dennoch werden es, ohne Schuld des Professors, die allerwenigsten seiner Zuhörer gefaßt haben. Bey denselben waren alle Merkmale der Inattention vereinigt, die ich in andern Lehrstunden bemerkt habe. Der philosophische Hörsaal ist der größte, und die Zuhörer sind auch die zahlreichsten, es waren an 200 da. Weil aber die Philosophie die unterste, oder Vorbereitungsklasse der Universität ist, so waren die Zuhörer meist Knaben, und zum Theil wirklich Kinder, wenigstens führten sie sich so auf. Einige lagen ungezogen auf den Bänken, andere plauderten, andere gafften kindisch umher, andere nickten. Dieß wird noch verstattet; aber damit diese angehenden Liebhaber der Weisheit nicht so laut werden, daß

daß sie den Professor stören, so sitzt an einem abgesonderten Orte neben dem Katheder ein gesetzter Student, der sich mit einem lateinischen Namen Fiscus Philosophiae nennt, welcher, wenn sie zu laut werden, aufstehet, und sie erinnert, was sie ihrem Lehrer schuldig sind. Ich schämte mich für die Studenten, und noch mehr, da ich erblickte, wie nöthig eine solche Einrichtung ist.

Bey dem sehr vernünftigen Vortrage des Hrn. Prof. Mayer fiel mir ein, daß er, als die Jesuiten die Lehrstühle in der philosophischen Fakultät verlohren, an die Stelle des Exjesuiten Herrn v. Storchenau gesetzt ward. Derselbe ist Verfasser des Buchs Philosophie der Religion, dessen ich bereits im IIten Bande S. 502 erwähnt habe. Dieß Buch, welches größtentheils aus dem französischen ausgeschrieben ist, enthält die bittersten Verdammungsurtheile über alle Menschen, die nicht katholisch, und zwar nach dem Sinne des Verfassers nicht katholisch sind. Im VIIten Bande S. 119, stellt er die Trennung der Protestanten von der Kirche unter dem Bilde der Rotte Koran, Dathan und Abirám vor, die sich Moses und Aaron widersetzten, uud deshalb von der Erde verschlungen wurden, welches Buch deshalb in Kupfer gestochen ist. So einen giftigen Haß hat dieser Philosoph gegen alle, die von der unfehlbaren Kirche abgehen. Luther ist ihm beständig ein Empörer. Der Anfang des VIIten Bandes lautet: „Vernunft, Bibel, und mündliche Ue-

„Ueberlieferung bewähret uns die Unfehlbarkeit „der Kirche in Glaubenssachen.“ Sollte man es für möglich halten, daß ein Professor der Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte, bey einer solchen Lehre sich auf die Vernunft zu berufen, die Stirn haben würde? Sollte man glauben, daß im achtzehnten Jahrhunderte, wo historische Kritik so starke Schritte gethan hat, jemand noch die Stirn haben würde, sich auf mündliche Ueberlieferung zu berufen, und noch dazu jeden zu verdammen, der auf eine erdichtete mündliche Ueberlieferung nicht glauben will, was weder Schrift noch Vernunft lehren? Gleichwohl geht diese ganz unphilosophische Art zu räsonniren in der katholischen Kirche noch immer ihren Weg, und die Jesuiten haben sogar Mittel gesucht, dieß Buch, das den süßen Titel: die Philosophie der Religion führt, durch einen gewissen Weg in protestantischen Landen, als ein Mittel junge Leute vor Irreligion zu bewahren, zu empfehlen.

Was ist nun die Folge, wenn ein Mann wie P. Storchenau, der aus Absichten alle Begriffe so arg verwirren kann, die rohe Jugend zum Denken vorbereiten soll? Wird sie Philosophie oder Sophisterey von ihm lernen? Hier kann man deutlich sehen, wie sehr wichtig es ist, daß die philosophischen Lehrstühle den Geistlichen, und besonders den Jesuiten genommen worden, und mit Weltlichen besetzt sind. Die Jesuiten haben sich beständig darauf gelegt, die willkührlichsten theologischen

gischen Lehrsätze der unerfahrnen Jugend zuerst einzuprägen. Die Unfehlbarkeit der Kirche, und die unbefleckte Empfängniß, so wie der ultramontanische Probabilismus, waren schon in ihre Philosophie verwebt. Weltliche Lehrer der Philosophie handeln so unphilosophisch nicht. Sie lehren philosophische Wahrheiten, und überlassen die kirchlichen Sätze den Orten wohin sie gehören. Auf diese Art ists wenigstens möglich, daß junge Leute denken können, und daß eine künftige Generation aufgeklärter werden wird. Herr Prof. Mayer lehrte, die Strafen sollten bessern. Sein exjesuitischer Vorfahr lehrte, diejenigen, welche noch nicht einmahl sündigen, sondern von denen nur die Katholischen glauben, daß sie irren, verdienten, wie die Rotte Koran, Dathan und Abiram von der Erde verschlungen zu werden. Welches ist einem Lehrer der Jugend, einem Professor der Philosophie anständiger?

Herrn Prof. von Herbert hörte ich in der theoretischen Physik. Sein Vortrag war weder deutlich noch angenehm. Er mischte viel Ontologie in die Physik, à la Boscowich, welches wohl den Zuhörern, die er hatte, am wenigsten verständlich seyn mochte. Es ist auch nicht abzusehen, wozu der Jugend solche leere Theorien in der Physik dienen sollen. Man sollte sie vielmehr durch richtige Erfahrungen auf die Art, wie die Natur wirkt, aufmerksam machen. Wozu ist sonst auch der grosse Vorrath von physikalischen Instrumenten

bey der Universität nütze, wenn er in den Kollegien nicht gebraucht werden soll? Die leeren Theorien werden der Jugend niemals einen richtigen Begrif von der Natur geben. Dazu kam, daß Herr von Herbert einen sehr schwerfälligen Vortrag hat, und lange gezogene Perioden voll scholastischer Terminologien machte, so daß ich ihm kaum folgen konnte; wie werden es seine Zuhörer haben thun können?

Eben dieser Herr Prof. von Herbert trägt Sonntags um 11 Uhr die Mechanik in deutscher Sprache vor, wobey er zugleich Modelle vorzeigt. Die Absicht ist, daß Handwerksleute diese Vorlesungen hören, und die Mechanik daraus lernen sollen. Aber die Handwerksleute kommen wenig herein, sondern sind Sonntags zwischen 11 und 12 Uhr sicherer in der Messe, oder in den Meth- und Weinkellern, oder an den Ecken der Strassen anzutreffen, um zu lesen was es in der Hatz giebt, oder in welchen Sälen geschmauset wird. Sie würden aber auch aus solchem Kollegium wenig Nutzen haben. Herr von Herbert hat (wie mir ein glaubwürdiger Mann versichert hat) im Deutschen einen noch unannehmlichern Vortrag, wie im lateinischen, voll Terminologie, welche einem Handwerksmanne unmöglich verständlich seyn kann. Zwar hat er ein Modell vor sich stehen, aber zeigt nur ein paarmahl beiläufig darauf, daß es da ist, ohne dessen Theile auseinander zu setzen. Es ist wohl ausgemacht, daß niemand ein Lehrer für den Handwerksmann

gegen seyn kann, wer nicht viel mit Handwerksleuten umgegangen ist. Ein Ordensgeistlicher, der in seiner Jugend den Kopf mit ascetischen Kontemplationen erhitzt, und mit scholastischer Philosophie wieder abgekühlt hat, ist unter allen wohl am ungeschicktesten dazu. Die Vorzeigung von Modellen kann keinem Lehrlinge, am wenigsten Handwerksleuten wahren Nutzen geben, wenn sie nicht vor ihren Augen auseinander genommen und zusammengesetzt werden; ja eigentlich sollte einer von ihnen selbst das Auseinandernehmen und Zusammensetzen verrichten. Ich hatte mir von der Gemeinnützigkeit eines solchen Kollegiums, ehe ich die nähern Umstände vernahm, einen grossen Begriff gemacht; jetzt aber glaube ich nicht, daß es sonderlichen Nutzen schaffen könne. Auch waren, da es mein Freund hörte, sehr wenig Leute zugegen, die wie Handwerksleute aussahen. Hingegen war eine ziemliche Menge junger Herren da, mit seidenen Kleidern und Galanteriedegen. Diese mochten, da es eben ein regnigter Sonntag war, dieses Kollegium anstatt eines Spatziergangs auf der Bastey brauchen. Wenigstens als einen Spatziergang brauchten sie es allewege; denn sie hielten sich nicht lange auf, sondern giengen beständig heraus und herein, so daß dieses Hin- und Herlaufen vollends hinderte, den Vortrag deutlich zu vernehmen.

Im Jahre 1781 wurden noch alle Kollegien, einige sehr wenige ausgenommen, lateinisch gelesen. Dieß war wegen der vielen Ungarn, Italiäner, und

andern Ausländer nothwendig. Im Jahre 1784 ward verordnet, daß alle Kollegien deutsch sollen gelesen werden. Dieß hat in Rücksicht vieler Zuhörer, die Ausländer sind, seine Unbequemlichkeiten; indessen muß es geschehen, und kann auch für Deutsche seinen sehr großen Nutzen haben. Einigen Professoren die Ausländer sind, z. B. dem berühmten Jacquin, soll es Mühe machen.

Die ordentlichen Professoren bekommen Gehalt, und lesen alle Kollegien unentgeldlich. Die ausserordentlichen Professoren (die übrigens in Anordnung ihrer Kollegien auch von den Direktoren abhangen) lassen sich von den Studenten Honorarien geben, wenn sie einige finden, die ihre Kollegien hören wollen, und bekommen jährlich von der Universität eine willkührliche Remuneration von etwa 50 bis 100 Dukaten.

Es hat einer von meinen Freunden im August 1781 in den vornehmsten Kollegien zu Wien die Anzahl der Zuhörer gezählt. Diese Zählung liefere ich in der Beylage XII. 1. Man wird daraus ersehen, welche Kollegien gelesen, und welche davon am meisten besucht werden, worüber sich verschiedene Betrachtungen machen lassen, deren einige in den Anmerkungen zu dieser Zählung angeführt sind. Was am meisten auffällt, ist, daß da auf dieser Universität der ganze Kursus auf fünf Jahre gesetzt ist, sich in allen Fakultäten in den Kollegien der

der erstern Jahre mehr finden, als in den letztern. Nach der natürlichen Ordnung müsten, wenn die Studenten wirklich fünf Jahre blieben, in den letztern Jahren immer die meisten seyn. Da es aber umgekehrt ist, so kann man sehr sicher schliessen, daß die wenigsten den ganzen Kursus aushalten. Was hilft also eine noch so mechanisch richtig zusammengesetzte Ratio studiorum, welche jeder Professor noch so pünktlich beobachten muß, wenn die Studenten nicht auch eben so pünktlich der Ratio studiorum zufolge studiren? Ich will nicht daran gedenken, daß durch keine Direktoren, durch keine Ratio studiorum bewirkt werden kann, daß die Studenten in den Kollegien fleißig und achtsam sind, verstehen was gelehret wird, und es behalten. Aber wenn nun alles so mechanisch richtig angeordnet ist, so sollte doch wenigstens dafür gesorgt seyn, daß die Studenten die Kollegien wirklich hörten, und den ganzen Kursus von fünf Jahren, der noch dazu unentgeldlich gelesen wird, ganz aushielten. Man siehet aber das Gegentheil, und da die Studenten gar nicht lehrbegierig *) sind, da sie nur die Kollegien hören,

*) Herr W. S. Heinze, Exjesuit, und nunmehr auch Exprofessor zu Linz, den ich schon im IIten Bande S. 520 erwähnt habe, hat, da er seines Amts als Professor entsetzet worden, ein Buch herausgegeben, unter dem Titel: Konduitenliste über verschiedene K. K. Beamte verschiedenen Ranges, 1783. 8. Er versichert, weil

über die sie ein Testimonium **) aufweisen müssen; so sollte man doch darauf halten, daß die ge-

meini-

will er die alte Pedanterey verabscheuet, und die deutsche Litteratur befördert und gelehret habe, sey er verfolgt, ein Lutheraner gescholten worden, (S. 203 in Wien sagt der gemeine Mann, ein Luther-Zipfel,) um ihn verhaßt zu machen, und die Schuljugend von seinen Vorlesungen abgewendet worden. (S. 99). Ich nehme an diesem Streite keinen Theil, und entscheide mich so viel weniger darüber etwas, da Herr Heinze verschiedene Personen nicht einmahl nennt, da der fremde Leser doch viele Sachen nicht im rechten Zusammenhange wissen kann, und da es billig ist, daß man auch den andern Theil höre. Aber man findet in diesem kleinen Buche eine Menge merkwürdiger Thatsachen, die man unmöglich für blosse Verläumdungen halten kann, da der Verfasser sich nennt, und da es in den Wiener Zeitungen öffentlich angezeigt ist, woraus ich es habe kennen lernen. Diese Thatsachen zeigen, wie verwickelt noch manche Dinge in Oesterreich sind, welche falsche Begriffe man da noch von vielen Dingen hat, und wie sauer es denen gemacht wird, welche die alte eingewurzelte Schulpedanterie ausrotten wollen, die leider! mit der Hierarchie nur allzusehr verflochten ist. Ich will nur eine einzige Anmerkung (S. 100) anführen: Man setze an unserm Lyceum „Wolfe und Newtone zu Lehrern der Mathema„tik und Physik, und stelle den Studenten das „Frequentiren ohne alle Bedingung frey, so hö-

ret

meinnützigsten Kollegien nicht verlassen würden, bloß weil über die Anhörung derselben kein Testimonium gefodert wird.

„ret selbige kein Drittel. Eben so würde es „der hebräischen und griechischen Sprache, der „Kirchengeschichte, der Hermeneutik ergehen. „Im Außenlande bezahlt die Jugend gern für „Anhörung willkührlicher Kollegien; und bey „uns, wo unentgeldlich tradirt wird, (tradiren „nennt man in Oestreich, was in protestantischen „Ländern lehren oder lesen heißt) ist sie ge„wohnt, sich beynahe für derselben Besuchung „bezahlen zu lassen. Woher mag dieses kom„men? Hier ist weder der Ort noch Raum ge„nug, die Ursachen davon anzuführen. Leider! „daß es so ist! Ueberhaupt gehört es zum Arti„kel, Nationalerziehung.“

*) Herr Heinze sagt in dem eben angeführten Buche von seinen eignen Kollegien: „Da niemand „unmittelbar zum Frequentiren verpflichtet wur„de; da ferner dieses weder zur Beförderung „in eine andere Schulklasse, noch zur Erlangung „solcher Attestaten, die wie jene aus den politi„schen Wissenschaften zu anderweitigem Fort„kommen hielandes vorgeschrieben wären, er„forderlich war, und da folglich auch Niemand „mittelbar dazu verpflichtet wurde; so konnte ich „wohl bey denjenigen, die mir die Ehre erwie„sen, meine Vorlesungen zu besuchen, den sonst „gewöhnlichen Unterschied inter *discipulos* „& *hospites* keinesweges machen. Ich hatte eigent-

In der Beylage XII. 2. liefere ich die Anzahl der Studenten in Wien, so wie sie mir für 1782 angegeben worden ist. Sie betragen ungefähr 1200; so viel und mehr mögen auch Studenten auf der Universität Halle seyn. Der Kontrast ist auffallend, wenn man vergleicht, wie stark der Fond der Universitäten zu Wien und zu Halle ist; und wie viel bisher, sowohl von Professoren als von Studenten zu Halle und zu Wien, im Ganzen, geschehen ist.

Folgende Professoren zu Wien habe ich persönlich kennen zu lernen, das Glück gehabt:

Herr Johann Baptist Bolla, *) außerordentlicher Lehrer der griechischen Sprache. Dieser wackere

„eigentlich nur *hospites*; und so betrachtete „ich sie stets alle.“ Ein Frequentiren, welches dem Studenten keine Attestata bringt, (dergleichen die Vorlesungen des Herrn Heinze über die deutsche Litteratur, über die schönen Wissenschaften, und über den Geschäftstyl waren) ist was er in der vorigen Anmerkung ein Frequentiren ohne alle Bedingung nennt. Der Student denkt nicht ans Frequentiren der Kollegien, wenn ihm nicht das Attestat zur Bedingung gemacht wird.

*) Man muß ihn nicht mit einem Herrn Jakob Ignaz Bolla verwechseln, welcher verschiedene Gedichte herausgegeben hat.

wackere Mann ist aus Wien gebürtig, wo er zuerst ein Stukaturergesell war. Bey seiner mechanischen Arbeit hatte er eine sehr grosse Neigung zur griechischen Sprache, ward dadurch bekannt, und bekam auf die Art endlich eine gelehrte Stelle. Er ward schon 1777 zum Professor der griechischen Sprache ernannt. Aber diese Sprache zu erlernen haben die Studenten in Wien eben nicht Lust. Ich finde Herrn Bolla noch bis jetzt nicht im Lektionskatalogus der Universität, und er wird also auch wohl nicht lesen; obgleich das Studium der griechischen Sprache auf der Universität Wien so nöthig wäre, da sie sonst von klassischer Litteratur ganz leer ist. Herr Bolla ist Kustos der profanen Universitätsbibliothek, und ward mit Beybehaltung dieses Amts 1783 Skriptor der K. K. Hofbibliothek. Er ist ein heller Kopf und ein fleißiger Mann, der bloß für seine Studien lebt, und beständig darin fortzuschreiten sucht, so wie dieß jeder wahre Gelehrte thun sollte. Simpel in seinem äusserlichen, und ohne Prätenzion, wird er von vielen nicht so geschätzt, als er es verdient.

Herr Michael Domfort, Weltgeistlicher, Professor der theologischen Moral. Ein fleißiger Mann, der sich Kenntnisse zu erwerben gesucht hat, die man nicht bey allen katholischen Theologen findet, und der noch fleißig studirt.

Herr Nikolaus Joseph von Jacquin, Professor der Chemie und Botanik. Der Namen dieses

ses berühmten Gelehrten ist zu seinem Lobe genug. Ein Mann von so grossen Kenntnissen und von so durchdringendem Geiste, der die Gabe hat sich der Fähigkeit junger Leute gemäß auszudrücken, ist der wahre nützliche Lehrer; wenn er aber mit unermüdetem Eifer jedes lehrbegierigen Jünglings Wissenschaft, so wie Jacquin, erweckt und pflegt, so ist er eine unschätzbare Wohlthat für eine Universität. Dieser grosse Mann lebt nebst seinem berühmten Schwager Ingenhouß ganz den Wissenschaften, für die beide noch beständig so viel thun. Herr Prof. Sander berichtet,*) daß man diesem würdigen Manne die Pension genommen, die ihm vermöge eines Kontrakts mit Kaiser Franz I. gehörte, als er auf dessen Befehl die Reise nach Amerika that, und daß ihn dieses in Verlegenheit setze. Ich will hoffen, daß Herr Prof. Sander diesmahl unrecht ist berichtet worden. Eine Pension, vermöge eines Kontrakts, für geleistete Dienste und für so wichtige Dienste, ist ein erworbenes Recht, das ohne Unrecht nicht genommen werden kann. Es wäre unerhört, wenn man sie mit solchen Pensionen in eine Klasse setzen wollte, die ohne Verdienst, durch die Gunst von Kammerfrauen oder Beichtvätern erbettelt worden; und wenn man einen so grossen Mann wollte darben lassen, der zu den wenigen gehört, die die Ehre der Wiener Universität retten können.

Herr Johann Ernst Mayer, Professor der Logik, Metaphysik und philosophischen Sittenlehre.

*) Reisebeschreibung II. Band S. 541.

lehre. Ein Mann, der in der Lage, worin die Universität Wien ist, viel Nutzen schaffen kann. Er ist der erste weltliche Professor, der auf derselben eine gesunde Philosophie lehrte, die den Verstand zum Denken öffnen kann. Vorher war mehrentheils dunkle scholastische Wortkrämerey von Leuten gelehrt worden, die beständig im Munde hatten, nur die Theologie sey die Königinn der Wissenschaften.*) Dieser fleißige Mann hat allen guten Willen seine Kenntnisse zu vermehren, und studirt unermüdet.

Herr Karl Mastalier, Exjesuit, Professor der Aesthetik. Wie wenig die Studenten in Wien auf diese Wissenschaft begierig sind, zeigt die kleine Anzahl von Zuhörern, die dieser gelehrte Mann, laut der Beylage XII. r. hat. Dieß macht ihm keine Unehre, wohl aber den Studenten. Das Studium der schönen Wissenschaften kann doch gewiß den Geist bilden, der bey den meisten noch so sehr ungebildet ist. Durch seine Oden ist Herr Mastalier in ganz Deutschland rühmlich bekannt.

Herr Joseph Julian Monsperger, Weltgeistlicher, Professor der hebräischen Sprache und Hermeneutik. Er ist durch verschiedene Schriften bekannt.

Herr

*) Herr Prof. Sander führt an, (N. B. IIr Bd. S. 443) daß auf der nun aufgehobenen Universität zu Inspruck ein Professor der theologischen Philosophie und ein Professor der weltlichen Philosophie gewesen ist.

Herr Anton von Scharf, war damals ausserordentlicher Professor der Philosophie, die er in deutscher Sprache las; daher ich ihn im gemeinen Leben oft den Professor der deutschen Philosophie, so wie Herrn Prof. Mayer den Professor der lateinischen Philosophie nennen hörte. Er hat auch verschiedene Schriften geschrieben, und ist nachher ans Lyceum zu Linz versetzt worden.

Herr Karl Scherfer, Exjesuit, Professor der Mathematik. Ist durch nicht wenig Schriften als ein guter Mathematiker bekannt; er war dabey ein bescheidener fleißiger Mann. Er starb 1782.

Herr Ferdinand Stöger, Weltgeistlicher, Professor der Kirchengeschichte. Ein gelehrter Mann, und der in theologischen Sachen sehr moderat und billig denkt. Er arbeitet fleißig, um seine Kenntnisse beständig zu vermehren. Er hat eine Einleitung in die Kirchengeschichte geschrieben, die vor andern katholischen Büchern dieser Art einen grossen Vorzug hat. Bey Katholischen muß die Kirchengeschichte immer unvollkommen bleiben. Denn wenn die Kirche beständig unfehlbar seyn, und gewesen seyn soll; wie ist es möglich, eine unpartheyische Geschichte derselben zu schreiben?

Herr Maximilian Stoll, K. K. Rath und Professor der praktischen Arzneywissenschaft, aus

der

der Schweiz gebürtig. Seine grossen Kenntnisse in der Arzneywissenschaft sind aus seinen Schriften bekannt genung; aber wenige nur kennen ihn als einen Mann von wahrem philosophischen Geist, und als einen Mann von ausgebreiteter klassischer Gelehrsamkeit; welche letztere in katholischen Ländern so selten gefunden wird. Die griechischen klassischen Schriftsteller sind seine Lieblings-Litteratur. Als ich ihn das erstemahl besuchte, fand ich ihn beym Herodot. Unterredungen mit diesem vortreflichen Manne sind zugleich unterhaltend und lehrreich. Er hat über viele wichtige Wahrheiten sehr ernsthaft nachgedacht, und denkt weiter. Er verachtet den Tand der grossen Welt, und lebt nur für seine Pflichten und für die Kultur seines Geistes. Er ist voll Biedersinn, freymüthig, und bescheiden. Bey wenig Gelehrten treffen grosse Kenntnisse des Verstandes und edle Eigenschaften des Herzens so übereinstimmend zusammen. Bey der medicinischen praktischen Lehrschule, der er vorstehet, hat er schon ungemeinen Nutzen gestiftet. Jedes jungen Arztes, der Kenntniß mit Lehrbegierde verbindet, nimmt er sich mit unermüdetem Eifer an. Es ist mir von Reisenden gesagt worden, er wolle bey der veränderten Einrichtung der Spitäler seine Lehrstelle niederlegen. Ich will hoffen, daß diese Nachricht ungegründet ist; denn der Verlust würde unersetzlich seyn.

IV. Die

IV. Die Orientalische Akademie.

Als der Fürst Kaunitz im Jahr 1753 das Departement der auswärtigen Geschäfte bekam, dachte er darauf eine Pflanzschule zu haben, worinn junge Leute die türkische Sprache lernten, um sie zu den mannichfaltigen Geschäften, welche das Haus Oestreich mit der Pforte abzumachen hat, zu gebrauchen. Daher ward diese Akademie errichtet. Der Jesuit P. Franz Joseph, welcher schon mit dem Grafen Ulefeld in Konstantinopel gewesen war, und die türkische Sprache erlernt hatte, ward erster Direktor bey derselben. Es ist leicht zu errathen, daß die nimmer müde Politik der Jesuiten, welche sich so gern aller Zweige der Erziehung bemächtigt, diese Gelegenheit mit Vergnügen werde ergriffen haben, um sich auch hierdurch nothwendig zu machen, und junge Leute früh zu Anhängern ihres Ordens zu ziehen. Doch dieß bey Seite gesetzt, so ist diese Akademie immer die einzige in ihrer Art, und daher höchst merkwürdig. Man hat nachher noch zu der türkischen die persische und arabische Sprache, in sofern beide zur türkischen dienen, hinzugethan. Außerdem lernen die Zöglinge die Rechte, besonders das Staatsrecht, die italiänische und französische Sprache, Tanzen, Fechten u. s. w. Da die Akademie unter besonderer Aufsicht der Staatskanzley stehet, so hat sie ihre mehrere Vervollkommnung dem seel. Staatsminister von Binder zu danken; und nächst ihm dem Herrn Rath von

Jenisch

Jenisch *) dem großen Kenner der orientalischen Sprachen, der auch selbst, nebst dem durch seine Gesandschaften berühmten Freyherrn von Thugut, einer der ersten Zöglinge dieser Akademie gewesen ist. Der jetzige Direktor derselben ist Herr Johann De Deo Nekrep infulirter Prälat von Teeg, und der Aufseher der Herr Abbe Franz Hoek, beide Exjesuiten. Sie sind nicht in Konstantinopel gewesen, sondern haben die türkische Sprache in Wien gelernt.

Der Zöglinge sind zehen, meist junge Edelleute aus guten Häusern, die sich zu Gesandschaftsposten widmen wollen. Sie werden auf der Akademie auf Kaiserliche Kosten in allem frey gehalten. Fremde für

*) S. oben den IIIten Bd. S. 292. In der gedruckten Anzeige der Prüfung der Zöglinge, welche 1782 in Gegenwart des Großfürsten von Rußland vorgenommen wurde, stehet ein sehr merkwürdiger Entwurf der Staatskunde des ottomannischen Reichs in sechs Theilen: 1) Topographische Kenntniß, 2) Staatsverändes rung und kurze Geschichte, 3) Bevölkerungsstand, 4) das bey dem ottomannischen Regentenstamm beobachtete Staatsrecht, 5) Hof- und Regierungsverfassung, 6) Staatsinteresse. Dieser Entwurf ist wahrscheinlich aus der Feder des Hrn. v. Jenisch; wenigstens würde die Ausführung dieses Entwurfs, von einem Manne wie er, ein wichtiges Geschenk für die gelehrte Welt seyn.

für Bezahlung werden nicht angenommen, sondern diese Pflanzschule ist bloß für das auswärtige Departement oder für die Staatskanzley. Daß die Zöglinge Mittags nur fünf Speisen und Abends nur drey haben, wird in Wien als ein Beweis angeführt, wie mäßig sie leben. Es ist für sie ein eigenes Studienzimmer, wo jeder sein besonderes Pult hat. An den Wänden dieses Zimmers hängen allerhand türkische Originalschriften auf Pappe geklebt, als: Befehle des Großsultans, Pässe, Verzeichnisse dessen, was den Gesandten geliefert wird, Privatbriefe, u. d. gl. Diese werden zum Unterrichte gebraucht.

Wenn die Zöglinge die Fertigkeit türkisch zu sprechen und die übrige nöthige Geschicklichkeit erlangt haben, so werden sie entweder ins Bannat als Grenzdolmetscher geschickt, oder kommen nach Konstantinopel als Sprachknaben, wo sie 600 Fl. Gehalt bekommen, und unter unmittelbarer Aufsicht des Kaiserlichen Gesandten, sich ferner in der Sprache und in den Geschäften üben.

Durch die Zöglinge dieser Akademie wird auch die Fortsetzung der neuen verbesserten Auflage von Meninski Lexicon Arabico-Persico Turcicum *) besorgt, wovon 1781 der I. Bd. in gr. folio erschienen ist. Die Aufsicht darüber, weil der

*) S. oben S. 292 und 460.

der Hr. von Jenisch durch viele wichtige Geschäfte abgehalten wird, hat Herr Franz von Kletzl, der schon vor 17 Jahren in Konstantinopel gewesen ist, hernach eine Zeitlang als Grenzkommissär in Temesvar, und nachher in Lemberg gestanden hat, wo er zur Grenzkommission gebraucht ward. Die geographischen und statistischen Verbesserungen werden meist vom Abbe Hök nachgetragen. *) — Ich sah der Arbeit an diesem Wörterbuche mit Vergnügen zu. Hr. v. Kletzl hatte ein zum neuen Abdrucke bestimmtes mit Papier durchschossenes Exemplar der alten Ausgabe des Meninski vor sich, und ein Zögling ein anderes. Zwey andere Zöglinge hatten die arabisch-türkischen handschriftlichen Wörterbücher Lughaei Aechteri und Mirkatül Lughaet vor sich; ein anderer das persisch-türkische Wörterbuch Lughaeti ni' metüllah. Weil das eine von diesen Wörterbüchern nicht alphabetisch abgefasset ist, so haben schon vorher einige Zöglinge alle Wörter auf einzelne Zettel mit Nummern bezeichnet ausgezogen, nach der Ordnung in Bündel gebracht, und in Schachteln gelegt, vermittelst welcher

*) Dieser Gelehrte klagte mir, daß er den vom Hrn. Prof. Köhler herausgegebenen Abulfeda schon seit drey Jahren vergebens zu haben getrachtet habe, er sey auch auf der Kaiserl. Bibliothek nicht. Ich schafte ihm denselben sehr bald. Dieß ist ein Beweis unter mehrern, wie sehr es in Wien an guten neuen Büchern sonst fehlte.

welcher alles sogleich gefunden werden kann. Nun lieset der eine junge Mensch aus seinem Exemplare des Meninski einen Artikel laut vor, wobey der Hr. von Kletzl in seinem Exemplare dasjenige ausstreicht, was wegbleiben soll, und anmerkt, was etwan an eine andere Stelle gehört. Darauf lieset jeden der andern laut vor, was sich in seinem Wörterbuche von dem Worte findet. Dieses wird dann verglichen, das nöthige eingetragen, und so der Artikel zur neuen Ausgabe berichtigt und ergänzt. Es ist nur zu beklagen, daß diese Arbeit so langsam gehet; denn ich habe noch nicht gehört, daß der Anfang zum Drucke des zweyten Bandes gemacht worden ist, so daß man kaum das Ende dieses großen und wichtigen Werks absehen kann.

V. Die Theresianische Ritterakademie.

Die Jesuiten, welche beständig auf Mittel gesonnen haben, ihren Einfluß zu vermehren, bewogen die Kaiserinn Maria Theresia im Jahre 1746 eine Ritterakademie zu errichten, und sie ganz ihrer Direktion zu übergeben. Hierdurch waren sie sicher, die Erziehung der Söhne aus den meisten und mächtigsten adelichen Häusern zu erhalten; diese Jünglinge also von der öffentlichen Erziehung und dem Umgange mit Weltleuten in frühen Jahren ganz abzubringen, sie desto ungestörter ganz nach jesuitischen Grundsätzen zu bilden, sie dem Orden zu affiliiren, und dadurch die Macht des Ordens zu vermehren. Daß dieß die Absicht der

Jesui-

Jesuiten bey Errichtung des Theresianum gewesen ist, fällt in die Augen; auch sagt man es in Wien, wenn man gewiß ist von einem Jesuiten oder Jesuitenfreunde nicht beobachtet zu werden, öffentlich. Gleichwohl hält es vielleicht mancher für eine unzulässige Freiheit, dieß gedruckt zu sagen. Ich aber sehe gar keinen Grund, warum ich hierinn, so wie in mehreren Sachen nicht geradezu sagen sollte, was ich denke, und was so viele andere vernünftige Leute denken.

Daß diese Anstalt ins Große gieng, und daß die Jesuiten sich derselben mit rechtem Ernste annahmen, erhellet schon daraus, daß von Anfange an, nach P. Fuhrmanns *) Berichte, weniger nicht als 54 Priester *S. J.* und 7 Layenbrüder oder *Temporales* im Theresianum waren. Wie sehr diese vereint zum Besten des Ordens bey den jungen Edelleuten gearbeitet haben, ist leicht zu erachten. Nach Aufhebung des Ordens, ward den Mitgliedern desselben zum Theil die Arbeit daran gelassen; doch ward die Direktion dem Piaristen P. Gratian Marx, der durch seine schlechten Schulbücher für die mittlern oder humanistischen Schulen bekannt ist, und nachher dem Hrn. Baron v. Stillfried anvertraut. Es ward dann auch die Savoyische Ritterakademie, welche von Theresia Her-

*) S. Fuhrmanns Beschreibung von Wien IIIter Band S. 312.

zogium von Savoyen, gebohrnen Fürstin von Lichtenstein für 70 arme Officierssöhne in einem besondern Pallaste in der Vorstadt die Laimgrube errichtet, und den Piaristen übergeben war, mit dem Theresianum gänzlich vereinigt. Einer gedruckten Nachricht *) zu folge müssen die kleinsten Kinder bis zu den größten daselbst erzogen werden; denn man findet, daß darinn alles, vom Lesen und Schreiben an, bis zum Reiten, Tanzen und Fechten, ja bis zur höhern Geometrie, und bis zur Chemie und Bergwerkskunde, gelehret wird. Ich hätte sehr gern einige Lehrstunden in dieser Akademie gesehen, aber ich konnte nicht die Erlaubniß dazu erhalten, ohnerachtet ich darum anſuchte. Es wäre mir interessant gewesen, zu sehen, ob das Innere dieser Akademie vor andern Schulen in Wien einen Vorzug habe. Man war in Wien allgemein nicht der Meinung. Mit den Prüfungen **) wird

über-

*) Nachricht von den zusammengesetzten Wienerischen Ritterakademieen, nämlich der K. K. theresianischen und der K. K. savoyischen. Wien 1779 4to.

**) Z. B. in der Wiener Zeitung vom 2. Jul. 1783. ward berichtet, daß drey Tage hintereinander im Theresianum fünf Grafen, Ein Freyherr und drey Edelleute, die alle namentlich angeführt waren, aus allen Theilen der Metaphysik wären geprüft worden, und wie sie rühmliche Beweise ihrer Fähigkeit und einer löblichen Verwendung gegeben hätten. Die Metaphysik

ist

übrigens im Thereſianum eben ſolch ein Spielwerk getrieben, als in andern Anſtalten, und in den Wiener Zeitungen ein eben ſo unnöthiges Aufheben davon gemacht.

Das äußere dieſer Anſtalt ward mir hingegen mit vieler Höflichkeit gezeigt. Ich ſah das groſſe und ſchöne Gebäude; die Garelliſche Bibliothek*); den

Ccc 3

iſt eine weitläuftige und ſehr ſubtile Wiſſenſchaft. Wie Neun Wiener junge Herren darauf verfallen, ſich auf alle Theile derſelben ſo löblich zu verwenden, und wie man darauf gekommen ſey, ſie drey Tage lang gerade aus der Metaphyſik zu prüfen; ferner: ob die jungen Herren wirklich alle Theile dieſer Wiſſenſchaft ganz mit ihrem Verſtande begriffen haben, oder ob ſie, wie es in Wien allenthalben ſehr gewöhnlich iſt, vier oder acht Wochen vor der Prüfung, zu derſelben sind vorbereitet worden; ob endlich nicht bey aller ihrer Fähigkeit, wenn ein ſchulgerechter Magiſter aus Tübingen oder aus Marpurg ſie über Metaphyſik geprüft hätte, die Prüfung eine andere Wendung möchte genommen haben, mag dahin geſtellt ſeyn.

*) Sie beſteht aus 11,000 Bänden. Es wurden ehe ſie hieher kam, 2314 in der K. K. Bibliothek fehlende Bücher daraus genommen, und dagegen 95 Duplikate hieher gegeben. Der einzige Sohn des Garelli hat zugleich ein Kapital von 10,000 Fl. vermacht, um von den Zinſen dieſe Bibliothek zu vermehren. Der berühmte Denis hat

den Maſchinenſaal, den uns der P. Liberius Müller, ein Piariſt und Profeſſor der Mathematik zeigte, worinn ſehr artige und nützliche Modelle waren; das Naturalienkabinet von Mineralien, ausgeſtopften Vögeln u. ſ. w.; ein chemiſches Laboratium (wo ich aber kein Zeichen fand, daß es kürzlich wäre gebraucht worden); und den ökonomiſchen Garten,*) der wirklich ſehr gut angelegt iſt, um den jungen Herren in einem nützlichen Zeitvertreibe Begriffe von den Pflanzen, die im gemeinen Leben brauchbar ſind, beyzubringen. Alles treffliche Hülfsmittel der Gelehrſamkeit, die in mancher andern

hat die Merkwürdigkeiten derſelben in einem beſondern Werke (Wien 1780 gr. 4.) beſchrieben. In ſeiner Buchdruckergeſchichte Wiens bis 1560 (Wien 1782 gr. 4.) beſchreibt er auch viele in der Garelliſchen Bibliothek befindliche ſeltne Ausgaben.

*) Ein noch vollſtändigeres Ideal eines ſolchen Gartens hat Hr. D. Märter (der jetzt auf einer gelehrten Reiſe nach Philadelphia, und weiter begriffen iſt) gegeben in ſeiner Vorſtellung eines ökonomiſchen Gartens nach den Grundſätzen der angewandten Botanik. Wien 1782 gr. 8. Noch viel lehrreicher ſcheint ein ökonomiſcher Garten zu ſeyn, der zu wirklichen Verſuchen gebraucht wird, ſo wie ihn Arduini zu Padua angelegt hat. (S. Ferbers Briefe aus Welſchland S. 16) Die Jugend in ſolchem Garten ſelbſt Hand anlegen zu laſſen, würde ein wichtiger Theil der Erziehung ſeyn.

andern Anstalt in Deutschland recht sehr vermißt werden.

Mit welchem großen Aufwande, und mit wie vieler Umständlichkeit Schulen in Oestreich pflegen angelegt zu werden, davon ist auch das Theresianum ein Beyspiel. Es waren 1781 in den beiden vereinigten Akademieen etwa 170 Scholaren. Dazu waren nun verordnet: *) Zur Oberdirektion, zwey Excellenzen und noch fünf andere Personen, zwey Direktoren der Studien und noch überdem ein Personale von achtzig Personen, vom Professor und Präfekt bis zum Tanzmeister und Kellermeister, also in allem 89 Personen, so daß auf jede zwey Scholaren, Eine erwachsene Person kommt. Man darf dagegen nur z. B. in Braunschweig nachfragen: wie sich da das Personale der Direktion des Unterrichts und der Bedienung zum Personale der Scholaren verhält; und niemand kann doch läugnen, daß ohne allen Vergleich, das Karolinum in Braunschweig eine viel vollkommnere Anstalt, sowohl in Absicht auf die Professoren als auf die Scholaren, sey.

In vielen Zeitungen ist seit einiger Zeit gemeldet worden, das Theresianum solle aufgehoben und die Lehrer nach Lemberg und an andere Orte

*) S. Kommerzialschema 1r Theil S. 54.

verfehlt werden. Ich glaube, es kann auch diese Anstalt, so prächtig sie von außen in die Augen fällt, sehr wohl entbehret werden. Die Erfahrung hat wohl an allen Orten gezeigt, daß Ritterakademien, wo man bloß Edelleute erziehen will, ganz unzweckmäßig sind; es müßte denn etwan eine ganz kleine Anstalt seyn, wo man einen besondern bestimmten Zweck hätte, und auch dieser könnte wohl auf nähere Art erlangt werden. Edelleute sollten billig nicht als Edelleute, sondern als Menschen erzogen werden. Solchen Knaben den Dünkel des Unterschiedes der Geburt so früh einpflanzen wollen, heißt sie auf den wahren und wichtigen Unterschied, den Kenntnisse und Verdienste unter Menschen verursachen, unaufmerksam machen. Sie werden gewiß bessere Menschen werden, jemehr Menschen von allerley Ständen sie von ihrer ersten Jugend an kennen lernen. Und nun vollends, wenn Geistliche ausschließend eine solche Akademie besorgen sollen, so bekommen ja die Knaben, von der ersten Jugend an, nichts als Geistliche und Adeliche zu sehen. Muß das ihren Charakter nicht schief machen? In Absicht der Erziehung weiß jeder, der über pädagogische Gegenstände nachgedacht hat, wie sehr die Schwierigkeiten steigen, wenn hundert bis hundert und siebenzig Knaben sollen in einer Anstalt zusammen erzogen werden. Aber die Erziehung durch Ordensgeistliche, sie seyn Jesuiten oder Piaristen, oder wie sie sonst heißen, ist, man kann es nicht genug wiederholen, die allerschlechteste die zu erdenken ist; und am allerwenigsten

ſten ſchicklich, wenn eine Anſtalt ins Groſſe geht. Der Eſprit de Corps ihres Ordens, und der Zweck deſſen Anſehen und Einfluß durch ſolche Anſtalt zu befördern, iſt bey Mönchen (und die Jeſuiten ſind hierinn zehnfach Mönche) immer die erſte und Hauptſache. Hernach, wenn ſolche Ordensgeiſtliche, und ſelbſt Weltgeiſtliche, auch an ſich die wackerſten wohldenkendeſten Menſchen ſind; ſo macht ihre eigene unnatürliche Erziehung in Klöſtern und Prieſterhäuſern, daß ſie weder das häusliche Leben, noch die Natur der Kinder, folglich auch nicht die wahre Art kennen, wie man Menſchen erziehen muß. Sie wollen nur die ſchädliche Einigkeit des Mönchsgeiſtes, welche ihnen ſelbſt, als ſo wünſchenswürdig iſt eingeprägt worden, wollen nur den Gehorſam eines Kloſters einführen; aber ſie wiſſen nichts von Entwickelung der Kräfte, welche die Jünglinge künftig als Menſchen, als Hausväter, als Glieder des Staats brauchen müſſen. Eine ſolche Anſtalt wird alſo von Ordensgeiſtlichen immer als ein Noviziat behandelt; die jungen Leute werden zum mönchiſchen Gehorſam angehalten, und darunter muß ihr moraliſcher Charakter leiden. Ihre Präfekten wiſſen nichts, um ſie vor Sünden zu hüten, als daß ſie ſie monatlich, ja wohl wöchentlich beichten, und die Aloyſienſonntage *)

*) Die Aloyſienſonntage ſind eine Andachtsübung, die man ſechs Wochen nacheinander fortſetzet, und jeden Sonntag in einer Jeſuitenkirche zur Beich-

halten lassen. Daß durch solche mechanische Andachtsübungen der Charakter derselben zwar wohl verdrehet und mönchisch gemacht, aber nicht gebessert werde, und daß dabey noch die gröbsten Aus-

Beichte und Kommunion gehet. Auf diese Andacht sind von den Päpsten große vollkommene Ablasse verliehen worden. Alle Studenten der Jesuiterschulen und die Schulmädchen der Ursulinerinnen müssen diese Andachten verrichten. Der Zweck davon ist, daß sie durch die Fürbitte des heil. Aloysius keusch leben sollen. In dem zu München gedruckten: Liebsbund beiderley Geschlechts, so unter dem Schutz des heil. *Aloysius Gonzaga* S. J. in der Kirch der Gesellschaft Jesu zu München ist aufgerichtet worden 1767. 12 findet man folgende Satzungen der Verbindnuß: 1) „Die vornehmste Absicht dieses „Bunds ist dem großen Heiligen, und englischen „Jüngling Aloysius in der Unschuld, oder wenn „diese verlohren wäre, in der Buß nachzufol„gen. Demnach sollen alle, so in diesen Bund „eintreten, sich beider Tugenden, soviel nach ihrem „Stand möglich ist, befleißen, auch dessentwe„gen täglich sowohl für sich selbst, als für alle „übrige Bundsgenossene zu Ehren ihres Schutz„heiligen ein Ave Maria beten, beinebens die „bekannte sechs sonntägliche Andacht zu einer ih„nen gefälligen Zeit einmal im Jahre verrichten. „2) Soll ein jeder jährlich zwo heilige Messen le„sen oder lesen lassen, eine für die Lebendige, „die zweyte für die Verstorbene dieser Bündnuß. „Wem dieses zu schwer fallete, solle für selbe zwo

„hei-

Ausschweifungen *) Statt finden können, liegt am Tage. Ferner behalten die jungen Leute von diesen frühen Jahren her, wo die Einbildungskraft so

„heilige Messe anhören, und eben soviel heilige „Rosenkränze beten. 3) Sollen alle etwas von „ihrem heil. Patron bey sich tragen, als da „sind seine Bildnuß, Ablaßpfennig, Fingerring „ꝛc. und dieselbe Früh und Abends, besonders aber „zur Zeit einer Anfechtung und Krankheit, oder an „deren Trübsal auf das wenigste mit einem an„dächtigen Anblick oder Kuß verehren. Es ist auch „zu wünschen, daß sie in ihrem Haus Aloysium „in einer Bildnuß beständig vor Augen haben, „und dessen Ehr durch allerhand ersonnene Mit„tel auch bey andern zu vermehren suchen. 4) „Sie sollen fleißig, soviel es ihr Stand und Amt „zulässet, theils die verliehene Ablässe zu gewin„nen, theils ihren Patron zu verehren, den „Gottesdiensten dieser Bündnuß beywohnen.“ u. s. w. Solch Zeug war auch, und ist vermuthlich noch jetzt im Theresianum vorgeschrieben; wenigstens ist nicht bekannt, wenn es wäre abgestellet worden. Ich frage aber jeden, der Welt und Menschen kennet, ob durch solch Zeug, etwas im moralischen Charakter eines Menschen verbessert wird, ob er nicht vielmehr dadurch verderbt wird? Ich frage, ob durch solche Aloysiusandachten, junge zärtlich erzogene Leute, die noch täglich Mittags acht Speisen und Abends vier Speisen essen, keusch, oder Heuchler werden?

*) Man sehe freymüthige Beurtheilung der östreichischen Normalschulen S. 58 oder allg. deutsche Bibliothek LIIten Bandes 1s St. S. 264.

so lebhaft ist, immer mehr oder weniger eine Neigung gegen das mönchische Wesen. Also schon deshalb wäre es gut, daß das Theresianum aufgehoben würde, damit eine so große Anzahl Jünglinge aus den besten Häusern in Oestreich nicht mehr von Mönchen und Geistlichen erzogen würde, die selbst wenn sie den besten Willen haben, die Jünglinge nicht zu Weltleuten, zu wirklichen Layen, die in der Welt brauchbar sind, erziehen können.

Was den Unterricht betrift, so fällt in die Augen, daß 170 junge Leute in die verschiedenen Anstalten, welche schon in Wien für alle Wissenschaften, vom Lesen an bis zur höhern Geometrie, vorhanden sind, bequem eingetheilt werden können, ohne daß man einmal ihre Anzahl in denselben sehr merken würde. Wozu also 29 besondere Professoren (die Sprachmeister und Exercitienmeister ungerechnet) für diese 170 Knaben und Jünglinge? Neun und zwanzig Professoren, wenn sie nur recht geschickt sind, wären ja für eine ganze Universität genug! Es ist höchst schimpflich für die Wiener Universität, daß der östreichische Adel sich bisher geschämt hat, auf derselben zu studiren, und ein besonderes Treibhaus haben will, wo Pflänzchen von Freyherren und Grafen, in einem besonders dazu gedüngten Erdreiche gepflegt werden sollen. In den protestantischen Ländern kann kein Edelmann auch in einer Ritterakademie seine Studien ganz endigen. Prinzen regierender Häuser pflegen sehr oft auf protestantischen Universitäten den Unterricht

lerweile in den Wissenschaften mit dem Sohne des geringsten Bauern zu theilen. Eben so könnten die jungen Herren aus dem Theresianum das Lesen sehr füglich zu Hause, oder in der ersten besten deutschen Schule lernen, und wenn sie förmlich studiren wollen, sehr füglich die Universität eben so gut besuchen, als die Kinder anderer ehrlichen Leute. Wenn dies bey der Anlegung die Absicht ist, so halte ich sie für sehr wohlthätig. In Absicht auf Wissenschaft sind alle Stände gleich, oder vielmehr die untern Stände haben hierinn einen wirklichen Vorzug vor den obern. Was aber die Bildung des Charakters anbetrift, so ists gewiß für die obern und reichern Stände ein großer Vortheil, wenn sie früh unter junge Leute von verschiedenen Ständen und Glücksgütern gebracht werden. Wer nur bedenkt, welche wichtige Wirkungen bey den Protestanten Universitätsfreundschaften unter Leuten von sehr verschiedenem Stande und Glücksgütern, oft auf das ganze künftige Leben, und oft selbst bey Staatsämtern, zu haben pflegen, wird auch hier einen großen Vorzug bemerken, den die protestantische Erziehung des Adels, so fehlerhaft sie in vieler Absicht sonst ist, vor der katholischen hat. Wer in seiner Jugend in seinen besondern Stand isolirt worden ist, bleibt, wie ein Indianer in seiner Caste, zeitlebens isolirt. Wer in seiner Jugend von Mönchen und Priestern ist erzogen worden, die selbst zu den isolirtesten Geschöpfen auf Gottes Erdboden gehören, der wird die Falte der ascetischen Beschaulichkeit schwer

verwi-

verwiſchen können, welche die Katholiken ſo charakteriſtiſch von den Proteſtanten unterſcheidet, hindernen ſo oft hinderlich iſt, die menſchliche Geſellſchaft aus dem rechten Geſichtspunkte zu betrachten.

Häusliche Erziehung iſt, was Kind und Jüngling zuerſt und immer am beſten zum nützlichen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft bildet. Erziehung in Prieſterhäuſern und Klöſtern iſt gerade das Widerſpiel davon, ſo die Mönchszucht und Prieſtergewalt der menſchlichen Natur gerade zuwider ſind, und alle geſelligen Triebe, wodurch die menſchliche Geſellſchaft in ihr wahres Verhältniß und Beſtimmung gebracht wird, unterdrücken oder verbrechen. Wenn das Thereſianum aufgehoben werden ſollte, ſo könnte der reiche Fond deſſelben *) nicht beſſer angewendet werden, als zur Errichtung von mehreren Privaterziehungsanſtalten, in welchen Kinder von mancherley Ständen untereinander, von verſtändigen Pädagogen erzogen würden. Daran fehlt es Wien noch gänzlich. So mangelhaft mehrentheils die ſogenannten Penſionen ſind, ſo unendlichen Vorzug haben ſie vor großen Erziehungshäuſern, worinn Prieſter

*) Das Thereſianum hat nicht allein, (wie alle Stiftungen, welche die Jeſuiten für ſich machen ließen) reiche Einkünfte an baarem Gelde, ſondern auch liegende Gründe, darunter iſt die Herrſchaft Großrußbach ohnweit Chorneuburg und der Flecken Oberkreuzenſtädten.

ster oder Nonnen die Lehrer sind. Die Mängel der Pensionen kommen nicht bloß von der Erziehungsart her, sondern von dem Unverstande oder dem Eigennutze der Personen, die sich gewöhnlich damit befassen. Daß nicht Mönche und Priester, die bloß in ihrem Orden leben und nie Hausväter seyn können, sondern verheurathete Personen die Erzieher wären, würde schon ein unbeschreiblich großer Schritt zur Verbesserung seyn. Dazu würde die freye Konkurrenz mehrerer Institute die schädliche Einigkeit, und das lästige Normalwesen, das nur einem einzigen vorgeschriebenen Plane nachfolgen will, endlich verdrängen, und zur freyen Beobachtung der wahren Fehler und folglich zur successiven gründlichen Verbesserung der Erziehung endlich einmal die Augen öfnen.

Im Theresianum, zumal da ich dessen innere wesentliche Einrichtung nicht betrachten durfte, war für mich nichts merkwürdiger, als mein vieljähriger würdiger Freund, der berühmte Dichter Michael Denis. Er ist ein Exjesuit, aber von so vielen andern Exjesuiten sehr unterschieden. Ich habe in dieser Reisebeschreibung mehrmals merken lassen, daß ich von der verderblichen Tendenz der innern Einrichtung des Jesuiterordens inniglich überzeugt bin. So sehr ich dieselbe, und ihretwegen den Orden, mißbillige; so sehr weiß ich jeden verdienten Mann, auch wenn er ein Mitglied davon ist, zu schätzen. Der Männer von Kenntnissen würden in diesem Orden viele seyn, weil derselbe beständig die

die Absicht gehabt hat, sich die fähigsten Köpfe auszusehen, wenn nicht der Orden durch Mittel, die von ihm nur allzusehr gebraucht worden, die Fähigkeit derselben bloß anwendete, um sie zu den Absichten der Obern thätig zu machen, und sie außerdem ganz zu unterdrücken. *) Diese Politik, und daß die wahre Tendenz dieser Politik so emsig beherzigt wird, hat manchen fähigen Kopf in dem Orden gebracht, der sonst nicht in denselben gekommen seyn würde. Frühe Beschaulichkeit in Religionsübungen, die in der katholischen Erziehung nur allzugemein ist, frühes Vorurtheil für die Vollkommenheit des Ordens, welches die Jesuiten der unerfahrnen Jugend, deren ganzer Erziehung sie sich bemächtigt haben, durch alle mögliche Mittel einflößen, bringen denselben eine Menge Jünger, noch

*) Ein Jesuit, wenn er kaum anfängt zu denken, und wenn er kaum den harten Kampf gekämpft hat, seine Denkungskraft unter dem abscheulichen blinden Gehorsam zu beugen, wird sogleich zur Professur des kleinern Syntax (der dritten Klasse in den Gymnasien) oder zum Tradiren der Kasuistik relegirt. Es muß ein außerordentliches Talent seyn, das auf diese Art nicht unterdrückt wird. Je mehr er um sich sieht, je mehr muß er bemerken, wie hinterlistig er in allem beobachtet wird, und einsehen, daß er, wenn er nicht den Orden ganz verlassen will, ganz im Orden, selbst wider seine eigne Ueberzeugung, leben muß.

noch bis jetzt zu. Die ganze innere Einrichtung deſſelben iſt vollkommen conſequent und zuſammengepaßt, daß wer einmal wirklich *) im Orden iſt, mit denſelben in der engſten Verbindung bleibt, ſelbſt wenn der Orden öffentlich aufgehoben iſt; ſo genau hängt der innere Orden von einem Ende der Erde bis zum andern zuſammen. Dieß iſt leider einmal nicht anders. Ich ſchätze aber jeden rechtſchaffenen Mann, wo ich ihn finde, ſo wie jeden verdienten Mann. Denis iſt beides, ein Schriftſteller von Talenten, und ein Mann von biedern bayeriſchen Sinne. Ich hatte die dichteriſchen Talente dieſes wackern Mannes ſchon längſt hochgeſchätzt und hatte ſchon ſeit mehrern Jahren mit ihm in einem gelehrten und freundſchaftlichen Briefwechſel geſtanden. Die Reiſe nach Wien machte mir auch deswegen ſchon vorher Freude, weil ich ihn ſolte perſönlich kennen lernen. Ich habe dort in ſeiner Geſellſchaft ſehr angenehme Stunden zugebracht. Ich verehre und liebe ihn noch; und er iſt ein ſo edler Mann, daß ich hoffen darf, ſeine Freundſchaft dadurch nicht verwirkt zu haben, daß er und ich, in verſchiedenen Sachen, die uns beiden gleich wichtig ſind, ſchon unſerm

*) Die Profeſſi trium votorum ſind nur exteri, und der Orden kann ſich von denſelben losmachen, wenn er will. Zum vierten Gelübde, welches zum Noſter oder zum wirklichen Jeſuiten macht, gelangt, der Regel nach, keiner vor dem 45ten Jahre.

unserm Stande und Lage in der Welt nach, wesentlich verschieden denken müssen. Denis hat außer seinen schriftstellerischen Verdiensten noch ein besonderes Verdienst um Wien. Die neuern Wienerischen guten Dichter, und die aufs künftige Hofnung geben, haben sich meistens unter seiner Anführung und Ermunterung gebildet.

VI. Das Löwenburgsche Kollegium.

Es ist vom Grafen Johann Jakob von Löwenburg für junge östreichische und ungarische Herren von Adel gestiftet, und 1748 eröfnet. Die Direktion und Besorgung der jungen Leute, welcher etwan 80 sind, ist den P. P. Piaristen von dem Stifter aufgetragen; daher für dieses Kollegium ein weitläuftiger Flügel an das Kloster dieser Religiosen in der Josephstadt *) angebauet ist. Was ich vom Theresianum und überhaupt von der Erziehung durch Mönche gesagt habe, gilt auch von diesem Kollegium oder Konvikt.

VII. Die Ingenieur- oder Militarakademie.

In der Vorstadt Gumpendorf hatte die Kaiserinn Maria Theresia eine Ingenieurschule anlegen lassen, wozu sie den Gräfl. Königeckschen Pallast gekauft hatte. Im J. 1752 erkaufte Sie auf

*) S. im IIIten Bande S. 69.

auf der Laimgrube das ehemalige Chaosische Stifthaus *), und ließ in demselben eine sogenannte Kriegsakademie, wo einige Edelleute, die sich dem Militarstande widmen wollten, erzogen wurden, und dabey eine Militarpflanzschule für ohngefähr 200 Kadetten, errichten. Man nennt sie deswegen die Pflanzschule, weil die jungen Leute von hier in die Militarakademie zu Wienerischneustadt gebracht werden. Nachdem die dicht daneben liegende Savoyische Ritterakademie mit dem Theresianum vereinigt wurde,

*) Johan Konrad Richthausen war im vorigen Jahrhunderte ein seynwollender Alchymist, welcher, um sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, den rosenkreuzerischen Namen Chaos annahm. Er bildete dem schwachen Kaiser Ferdinand III. ein (wie solche Abentheurer oft zu thun pflegen): er habe eine Tinktur (die er nicht selbst gemacht) von einer dritten Person erhalten, die gestorben sey, vermittelst welcher er aus Queckfilber Gold machen könne. Er machte dem Kaiser das Gaukelspiel so natürlich vor, daß er ihn unter dem angenommenen Namen Chaos in den Freyherrenstand erhob, und zum Kammergrafen in Ungarn ernannte. (S. von Schröddern fürstl. Schatz- und Rentkammer; Königsberg 1737. 8. S. 411). Dieser Chaos machte im Bürgerspitale eine Stiftung für arme Knaben, die nachher in die Vorstadt, die Laimgrube in ein besonderes Haus versetzt wurden.

ward die Ingenieurschule von Gumpendorf *) weggenommen, und mit der Militarpflanzschule auf der Laimgrube vereinigt. Diese Anstalten kann man ohne besondere Erlaubniß nicht sehen. Man muß übrigens dieselbe mit der Militarakademie in Wienerischneustadt, welcher der Hr. General Graf von Kinsky vorstehet, nicht verwechseln.

VIII. Die Realhandlungsakademie.

Sie ward 1770 errichtet, und ist seit 1775 zu St. Anna, dem ehemaligen Noviciathause der Jesuiten. Der Hauptzweck ist, junge Leute, die über 15 Jahr alt sind, zur Handlung und den Fabriken, und zu Bedienungen bey Kanzeleyen, wo ökonomische und Handlungskenntnisse erfordert werden, vorzubereiten. Zu diesem Behufe, wird einer gedruckten Anzeige zu Folge, hier folgendes gelehret:

„Die

*) In dem Gebäude, wo ehemals die Ingenieurschule war, ist jetzt das K. K. Militarspital. Bey demselben stehet der Hr. Feldstaabschirurgus Hunczovsky, als öffentlicher Lehrer der Chirurgie, ein geschickter Mann, der 1783 ein nützliches Werk herausgab: Medicinisch-chirurgische Beobachtungen auf seinen Reisen durch England und Frankreich, besonders über die Spitäler. 8.

„Die Rechenkunst mit Inbegriffe der ganzen „Merkantil- und Wechselrechnung; die Buchhaltungs„wissenschaft in Absicht auf ökonomische Finanz- und „Handlungsgegenstände; die Regeln von der Reinig„keit der deutschen Sprache, nebst den Regeln des „Stils oder sogenannten Konzepts mit der Anwen„dung auf die Verfassung guter Briefe und anderer ge„meinnütziger Aufsätze; die französische und wälsche „Sprache; die Schreibkunst; die Geometrie, Mecha„nik, Erdbeschreibung, Naturhistorie, Handlungs„geschichte, die Grundsätze der Handlungswissenschaft „und des Wechselrechts. Die Blumenzeichnung, nebst „dem Manufakturdessein, und die zur Geometrie, „Mechanik und ökonomischen Architektur gehörige Reiß„kunst."

Diese Menge von Dingen zu lehren, ist der Kursus in zwey Jahre abgetheilt; welches offenbar eine zu kurze Zeit ist, wenn gleich täglich acht Stunden Unterricht gegeben*) wird. Dazu kömmt, daß man den Kursus schon im zehnten Monat schliesset, und dann zwey Monate lang nichts thut, als die Schüler examiniren, um sie zur jährlichen öffentlichen Prüfung vorzubereiten. Es scheint, daß dieß in mehrern Anstalten und Akademien in Wien so Mode sey; **) aber es ist meines Erachtens ganz

*) Man hat mich versichert, es würden Sätze in die Feder diktirt, sogar über das Buchhalten. Dieß wäre eine unverantwortlicher Zeitverderb.

**) Der in den Ephemeriden der Menschheit angekündigte neue Studienplan für die Universität

ist

unzweckmäßig. Man solte durch das Vorbereiten den Schülern nicht die Antworten, die sie geben sollen, in den Mund legen; vielmehr solte man sie ganz ohne alle Vorbereitung examiniren, und diejenigen, die nicht beständen, öffentlich beschämen. Alsdenn hätten doch die öffentlichen Prüfungen wenigstens einigen Nutzen, und wären nicht ein blosses Spielwerk. — Als ich da war, war der Kursus schon geschlossen, und man examinirte eben aus der Physik und Naturgeschichte. Ich muß gestehen, daß mir ein großer Theil der gemachten Fragen nicht zweckmäßig dünkte. Es ward z. B. gefragt:

Welche Kräuter braucht man in der Oekonomie?

U. d. gl. m. Wie kann ein Knabe eine richtige Antwort auf Fragen solcher Art geben? Er müßte ja wenigstens zwey Stunden lang hererzählen. Uebrigens fiel mir auch hier an den Schülern eben der Mangel an Aufmerksamkeit auf, den ich schon auf der Universität und sonst bemerkt hatte. Der eine las, der andere schlief, der dritte plauderte, der vierte gaffte herum. Diese Inattention, welche in dem weichlichen Charakter der Nation und in der weichlichen und nachläßigen Erziehung ihren Grund zu haben scheint, ist eine von den vielen Ursachen, warum

ist auch nur ein Kursus von zehn Monaten. S. oben S. 715 Es giebt eine große Menge Ferien in allen östreichischen Schulen.

warum die am beſten gemeinten Anſtalten nicht den Nutzen ſtiften, den man ſich ſonſt davon verſprechen könnte.

Dieſe Anſtalt iſt auf alle Weiſe ſehr wohlthätig. Freilich, weil ſie Handlungsakademie heißt, muß man ſich nicht eine ſolche Anſtalt, wie die in Hamburg und Magdeburg ſind, einbilden. Es werden indeſſen durch dieſelbe gewiß manche nützliche Kenntniſſe in die Nation gebracht, die vorher ganz unbekannt waren, da noch in den Schulen weiter nichts als Jeſuiterlatein und Roſenkranzbeten gelehrt ward. Alle Schulen ſolten billig Realſchulen ſeyn, d. h. man ſolte den Kindern nicht leere Worte, ſondern richtige und gemeinnützige Begriffe beybringen. Ich halte dieſe Realſchule vergleichungsweiſe für die nützlichſte Anſtalt in Wien, und ſie würde noch vielmehr Nutzen ſtiften, wenn ſie weiter ausgebreitet wäre. Ich wunderte mich zu hören, daß ohnerachtet der Unterricht unentgeldlich iſt, beide Klaſſen mehr nicht als 70 Schüler enthielten. Waren in dem großen Wien nicht mehr Knaben zur Handlung, Fabriken und Kameralbedienungen vorzubereiten? Zu dieſer geringen Anzahl von 70 Schülern waren, den Direktor mitgerechnet, zehn Lehrer angenommen. Der Direktor iſt Hr. Wolf, der in ſeiner Jugend in Halle ſtudirt hat. *) Im Jahre 1783 hat dieſe

*) Ich wunderte mich nicht wenig, in Sanders Reiſen IIIem Theil S. 526 zu finden, daß Hr. Wolf

Akademie Hrn. Stütz, Kanonikus von St. Dorothea zum Lehrer der Naturgeschichte erhalten, dessen Geschicklichkeit ich mehrmals schon gerühmt habe. *)

IX. Das Institut zum Unterrichte der Taubstummen.

Der Kaiser, welcher in Paris des Hrn. Abbe l'Epee Schule für die Taubstummen gesehen hatte, wollte jemand zur Erlernung dieser Methode nach Paris senden, um ein solches Institut auch in Wien einzuführen. Der Kardinal-Erzbischof von Wien, welcher nur allzusehr die Jesuiten favorisiret, schlug dazu den Abbe Stork vor, einen Exjesuiten, der in der Kur oder dem Priesterhause zu St. Stephan war. Warum zu einem solchen Zwecke gerade ein Geistlicher, und noch dazu ein Exjesuit gewählet werden mußte, ist nicht wohl abzusehen. Man siehet auch an diesem kleinen Beyspiele die Aufmerksamkeit der hohen Geistlichkeit und der Jesuitenfreunde, geistliche Personen in alle Anstalten einzuschieben, und diese dadurch mit der Hierarchie zu verflechten. Zu dieser Anstalt, wo

Wolf, ein Mann der selbst einer Schulanstalt vorsteht, glaubt: „das Waisenhaus in Halle „sey die beste Schule in Europa.“ Das glaubt man selbst in Halle nicht, und vielleicht selbst nicht im Waisenhause.

*) S. den 4ten Band S. 85.

wo Kinder beiderley Geschlechts, um sie in der Welt nutzbar zu machen, erzogen werden sollen, wäre doch offenbar ein Weltlicher, und zugleich ein Hauswater schicklicher gewesen. Doch dem sey wie ihm wolle. Der Hr. Abbe Stork reisete auf Kosten des Kaisers nach Paris, lernte die Methode des Abbe l'Epee, und als er zurück kam, wurden einige Taubstumme zusammengebracht, welchen der Kaiser Wohnung im Bürgerspitale, Kost, Kleidung und Unterricht freygab. *) Die Schule ward 1779 eröfnet. Da mit dem Bürgerspitale die bekannte Veränderung vorgenommen ward, ließ der Kaiser die Taubstummen in ein Privathaus (nahe am Stubenthore Nro. 832 im vierten Geschosse) einmiethen, wo das Institut noch auf die vorige Art fortgesetzt wird. Die Kosten sind aus der Armenkasse angewiesen.

Ich hatte schon mehrmal des Hrn. Heinicke Institut für Taubstumme zu Leipzig angesehen, und war sehr achtsam darauf gewesen. Daher war mir das ähnliche Institut in Wien sehr interessant. Herr Heinicke lehret die Taubstummen bloß durch Worte reden. Hingegen Herr Abbe Stork lehret sie nach des Abbe l'Epee

*) Im Sept. 1783 waren in diesem Institute 28 Taubstumme beiderley Geschlechts, von 18 bis 36 Jahre alt, wovon 19 auf Kosten des Instituts versorgt wurden, und 9 auf eigene Kosten lebten.

Methode durch Zeichen, aber durch beſtimmte Zeichen reden. Es hat dreyerley Zeichen: 1) Für die Buchſtaben, um die Worte zuſammenſetzen zu können. 2) Für die Worte und für die dadurch angezeigten Begriffe. 3) Für die grammatiſche Beſchaffenheit der Worte, z. B. für die verſchiedenen Caſus, Numerus, die Zeiten der Zeitwörter u. ſ. w. Z. B. die Beugung des Caſus wird durch die Junkturen der Finger angezeigt. Die Vielheit durch mehrere Finger. Die vergangene Zeit, indem man mit der Hand über die Schulter weiſet; die zukünftige Zeit, indem man mit der Hand vor ſich weiſet; das männliche Geſchlecht, indem man den Hut abnimmt, das weibliche Geſchlecht, indem man das Haar hinter dem Ohre zupft, u. ſ. w. Die Zeichen der Begriffe, die ſinnlich können erkannt werden, ſind ſo viel möglich nachahmend und malend; z. B. Ich knie. — Es wird gekniet, und jeder kniende zeiget auf ſich. Wir knien — Beym knien die Hand auf alle herum bewegt. Er kniet — Es wird einer beſonders kniend geſetzt, und den andern gezeigt.

Die Kinder haben eine beſondere Fertigkeit, geſchriebene Schrift zu leſen, das heißt, die den Schriftzeichen entſprechenden pantomimiſchen Zeichen mit allen grammatiſchen Beſtimmungen zu machen, auch wieder die Zeichen, die ein anderer mit allen grammatiſchen Beſtimmungen macht, mit Schriftzeichen zu ſchreiben.

Alle Sonnabend Vormittag werden die Taubſtummen geprüft, und dieſer Prüfung kann jedermann

mann beywohnen, welches ich auch nicht versäumte. Es wurden Sprüche aus dem Normalschulkatechismus an die Tafel geschrieben. Darauf machten die Taubstummen die entsprechenden Zeichen sehr fertig. Wenigstens mußten wir Zuschauer es glauben, denn die Zeichen und die bey jedem Zeichen sehr geschwind wiederkehrenden grammatischen Bestimmungen konnten wir freilich nicht verstehen. Aber die große Fertigkeit machte es wahrscheinlich, daß sie richtig lasen.

Die umgekehrte Art war für uns einleuchtender. Ein Taubstummer nahm den Katechismus in die Hand, und las einen Spruch, den wir ihm gezeigt hatten. Das heißt, er machte die entsprechenden Zeichen bis zu einem Komma. Ein anderer Taubstummer sah ihn unverwandt an, und schrieb einen Satz nach dem andern deutlich und richtig an die Tafel. Hieraus ward wahrscheinlich, daß die Kinder zu jedem pantomimischen Zeichen das entsprechende Schriftzeichen *) zu wählen wußten, auch daß sie den pantomimischen Zeichen der grammatischen Bestimmungen zufolge, auch die Wörter umzubilden wußten; und umgekehrt. Aber es folgte daraus noch keinesweges, daß sie auch die Begriffe der Wörter verstanden. Diese zusammengesetzten pantomimischen Zeichen sind ungefähr eben das, als wenn etwan in schlechten lateinischen Schulen analysirt wird: castra ist accusativus Casus, plura-

*) Da der Katechismus auswendig gelernt wird, so können auch ein Paar Zeichen an einen ganzen Satz erinnern.

pluralis numeri u. s. w. Die Zeichen der Bestimmungen waren da auch ganz richtig, aber die Begriffe deshalb noch nicht. Der Knabe kann das Wort castra, oder irgend ein anderes richtig analysiren, und doch nur einen sehr mangelhaften Begrif von allen Bedeutungen dieses Worts haben.*)

Ich gab auch meinen Zweifel darüber zu erkennen, Der Hr. Abbe Stork gab mir daher ein Buch voll Wörter, davon sie die Begriffe gelernt

*) Ich weiß einen Fall, daß ein Pädagog einem Knaben, der in die lateinische Schule gieng, fragte: Welcher Autor in seiner Klasse traktirt würde; vielleicht der Kornelius? Der Knabe gab, mit einer Art von Empfindlichkeit, zur Antwort: den habe ich schon lange durchexponirt, ich bin im Suetonius. Der Pädagog sagte: So werde er schon erklären können, wie das Leben eines Feldherrn, wie Kriegsheere, Schlachten u. s. w. beschaffen wären. Der Knabe gab betroffen zur Antwort: Nein! davon wäre ihm gar nichts bewußt. Der arme Schelm hatte freilich ein ganzes Buch *de vitis imperatorum* durchexponirt und durchanalysirt; aber ihm von den darinn erzählten, dem Verstande der Knaben ohnedieß so wenig angemessenen Dingen einen Begriff zu geben, war seinen Lehrern nicht eingefallen. Deutsche Worte gegen lateinische Worte setzen, war alles; — so wie es noch jetzt in den meisten lateinischen Schulen gehalten wird.

lernt hätten, und bis M. inclusive gekommen wären. Aus diesen sollte ich ein Wort auslesen, und überzeugt werden, daß die Knaben den Begriff davon hätten. Es schien mir nun freilich ganz unschicklich, daß man den Kindern die Begriffe, die sie lernen sollen, einzeln und nach alphabetischer Ordnung der Wörter geordnet hatte. Es wäre wohl viel zweckmäßiger, wenn man ihnen die Begriffe, nicht in irgend einer Beziehung der Wörter aufeinander, sondern in der natürlichen Beziehung der Begriffe selbst, das heißt in kurzen Sätzen beygebracht hätte. Indessen war dieß hier nicht auszumachen. Ich wählte das Wort Messe. Hr. Stork schrieb darauf an die Tafel:

F. Was ist die Messe?

Er ließ ein taubstummes junges Frauenzimmer dieß in Zeichen ablesen, und darauf schrieb er ein A. darunter. Nun schrieb sie ohne weitere Anleitung die ganze Definition, wie sie im Normalschulkatechismus steht, wörtlich darunter, nämlich:

„Die heilige Messe ist das unblutige Opfer des „neuen Testaments, das immerwährende Denk„mal des blutigen Opfers, welches Jesus Chris„tus am Kreuze vollbracht hat."

Um zu zeigen, daß dieß Kind die Begriffe gefaßt hatte, wurden nun alle einzelne Worte, oder wie sich Hr. Stork ausdrückte, alle einzelne Begriffe von dem Kinde durch Zeichen einzeln angedeutet; z. B.

die

die Messe ward dadurch bezeichnet, daß die Hände am Leibe herunterfuhren, um das Meßgewand anzudeuten und darauf die Knie gebeugt, der Körper umgedreht, und beide Hände empor gehob n wurden, um das Aufheben der Hostie auszudrücken. Eben dieses Aufheben der Hände bedeutete auch Opfer. Das unblutige ward durch Zeigen auf die Lippen und Schütteln mit dem Kopfe, gleichsam blutig nicht, angezeigt; u. s. w. Ich muß gestehen, alles dieses war mir ein Beweis, daß zwar das Kind richtig behalten hatte, welche pantomimische Zeichen den Schriftzeichen dieses Satzes als entsprechend ihm waren beygebracht worden, und ich lobte auch dessen Gedächtniß, daß es sich beym Ansehen der Schriftzeichen der Frage, sogleich der Schriftzeichen der Antwort in ihrer Ordnung erinnerte, und sie ohne Irrthum hinschrieb. Aber es war mir kein Beweis, daß das Kind jeden Begriff, deren in dem ziemlich langen Satze so viele vorkommen, und die so abstrakt sind, deutlich erkenne. Die Begriffe von neuem Testamente, von unblutigem Opfer, vom Denkmal das ein unblutiges Opfer ist, möchte wohl einem Taubstummen immer ziemlich unverständlich bleiben, und vielleicht wäre es am besten, ihn gar nicht damit zu belästigen. Daß das Kind übrigens durch das Nachschreiben der obigen Definition, nun den so verwickelten allgemeinen Begriff der Messe deutlich erkennen gelernt habe, ist wohl kaum zu glauben. Ich wollte der Sache näher kommen, und fragte den Hrn. Abbe; Welcher Methode er

sich

sich bedient habe, um den Kindern den Begriff, was die Messe sey, verständlich zu machen. Er versetzte: „Sie haben sie gesehen, oft gesehen. „Sie werden oft in die Messe geführt.“ Ich schwieg; denn es schien mir, als ob er meine Frage gar nicht verstände, und weiter hineinzugehen, war da der Ort nicht. Ich glaubte, wenn auch das Kind den sinnlichen Begriff der Bewegung des Priesters bey der Messe möchte erlangt haben, so sey eine ganz andere Frage, ob es von dem dogmatischen und mystischen Begriffe sich auch eine deutliche Vorstellung machen könnte. Hr. Stork schien an Unterschied beider Arten von Begriffen und an die Schwierigkeiten den letztern zu erlangen gar nicht zu denken. Es schien mir also auch hieraus zu erhellen, daß man eigentlich hier nur Zeichenkenntniß treibe, so wie mit Litteral- oder Normalmethode nur Wortkenntniß.

Viel besser gefiel mir die Uebung, Handlungen, die in die Sinne fallen, sowohl vermittelst pantomimischer Zeichen, als vermittelst der Schriftzeichen verrichten zu lassen. Ein junges Frauenzimmer etwan von 15 bis 17 Jahren, welche überhaupt eine der besten Schülerinnen war, that alles was man ihr aufschrieb. Verschiedene kleine Umstände, die dabey vorfielen, schienen mir merkwürdig, und zugleich zu beweisen, daß die Kinder zwar durch die Zeichensprache die sinnlichen Begriffe wirklich richtig faßten, aber daß doch diese Zeichensprache noch nicht ganz vervollkommnet war.

Viel-

Vielleicht könnte dieß auf eine Untersuchung leiten, ob nicht gewisse Unvollkommenheiten und Zweydeutigkeiten der Zeichensprache nothwendig immer ankleben werden.

Das junge Frauenzimmer also, so wie man aufschrieb, und sie das aufgeschriebene in Zeichen nachlas, nahm mir eine Dose, die ich in der Hand hatte, weg, gab daraus jemand Schnupftaback, u. s. w. Nun ward angeschrieben:

Geben Sie *) die Dose dem Herrn mit dem runden Hut.

Sie wußte, was ein Hut war, aber sie hatte vermuthlich entweder noch keinen runden Hut gesehen, oder auf diese Eigenschaft eines Hutes nicht geachtet. Hr. Stork machte es ihr durch das Zeichen eines Huts, und Beyfügung eines Dreyecks und Viereckes mit Kopfschütteln, und durch das Zeichen eines Huths und Zirkels, mit einiger Mühe begreiflich. Sie verstand es endlich; aber nunmehr ward der ihr ganz neue Begriff einer runden Kopfbedeckung in ihrer Seele so lebhaft, daß dadurch der schon bekann-

*) Bey dem Nachlesen des Geschriebenen durch Zeichen zeigte sie allemal bey Sie auf sich selbst; woraus erhellte, daß sie die eigentliche Bedeutung des deutschen unschicklichen Höflichkeitsworts Sie verstand, und es von der dritten Person des Plurals zu unterscheiden wußte.

bekannte, folglich nicht ſo lebhafte Begriff des Gebens der Doſe, verdunkelt ward. Sie lief daher ſchnell zu einem unter den Zuſchauern befindlichen Türken, dem ſie nach dem Turban griff, vermuthlich um ihn abzunehmen. Der Herr Abbe rief ſie zurück, und ließ ſie das angeſchriebene nochmals durchleſen. Sie bedachte ſich etwas, und nachdem ſie alle Zuſchauer einzeln betrachtet hatte, fand ſie den Menſchen mit dem runden Hute aus, und gab ihm die Doſe.

Die vorn ſtehenden Zuſchauer legten die Hand auf die Bruſt. Es ward geſchrieben:

F. Wie viel ſind der Herren?

Sie zählte uns mit den Fingern, und ſchrieb an:

A. Fünf.

Darauf kam die Frage:

F. Was machen dieſe Herren?

Dieß machte ihr mehr Schwierigkeiten, als man anfänglich hätte glauben ſollen. Man merkte bald: ſie glaubte, das was wir thaten, wäre ein Zeichen. Sie ſchien nicht darauf zu denken, daß ſie beſchreiben ſolte, was wir thaten; ſondern ſie ließ vermuthlich alle willkührlichen Zeichen von Worten oder Begriffen durch ihr Gedächtniß laufen, um unſer vermeintes Zeichen deuten zu können. Man merkte dieß an ihrer ſichtlichen Verlegenheit. Endlich begriff ſie, daß man eine Beſchreibung ver-

langte, und nun schrieb sie langsam, indem sie uns bey jedem Worte ansah:

Hand legen auf Herz.

Mir schien dieser kleine Versuch in mancherley Betrachtung sehr merkwürdig. Fürs erste war nun wohl einzusehen, daß sie wirklich von der Handlung, die sie beschrieb, einen richtigen Begriff hatte; denn sie bestimmte sogar die linke Seite der Brust, wo die Hand lag. Fürs andere aber war doch auch ersichtlich, wie sehr leicht die pantomimischen Zeichen in Kollision kommen und undeutlich werden müssen. Der geringste abstrakte Begriff macht große Schwierigkeiten. Man mag ihn durch ein Zeichen ausdrücken, welches man will, so ist dieses Zeichen selbst eine sinnliche Handlung. Daher folgt, daß die abstrakten Begriffe in der Zeichensprache fast nur metaphorisch können angedeutet werden, besonders, wo keine Leidenschaften sind, welche freilich ihnen entsprechende Geberden und also natürliche Zeichen haben. Man weiß aus der Geschichte der Philosophie, welche große Mißverständnisse dadurch entstanden sind, daß zu den Zeiten, wo die philosophische Sprache noch nicht reich und bestimmt genug war, abstrakte Begriffe durch Bilder und Metaphern ausgedrückt wurden. Diese Mißverständnisse werden von der Zeichensprache unzertrennlich bleiben, wenn man sie zu etwas anderm als zu ganz gewöhnlichen sinnlichen Begriffen brauchen will. Wenn z. B. das Weisen über die

Schul-

Schulter den abſtrakten Begriff der vergangenen Zeit bezeichnen ſoll, ſo wird dies zweydeutig ſeyn müſſen, ſobald der Fall kommt, wo es ſcheinen kann, man habe bloß den ſinnlichen Begriff des Weiſens über die Schulter ſelbſt andeuten wollen. In der Wortſprache hat man für abſtrakte Begriffe auch beſondere Töne oder Worte, welche in primo ſenſu den abſtrakten Begriff anzeigen; z. B. das Wort Opfer iſt gewiſſermaßen ein ſolches. Wenn aber in der Zeichenſprache das Aufheben beider Hände den Begriff eines Opfers der Seele darſtellen ſoll, ſo bleibt kein Zeichen übrig, wenn ich der Seele den Begriff des Aufhebens beider Hände ſelbſt darſtellen will. Wenn etwa das Legen der Hand aufs Herz in der Zeichenſprache betheuren andeuten ſolte, ſo wird der Taubſtumme glauben, ich betheure etwas, wenn ich bloß die Hand auf die linke Bruſt lege. Herr Heinike behauptet, man könne den Taubſtummen ohne Wortſprache keine abſtrakten Begriffe beybringen; und ſchon dieſe einzige Bemerkung zeiget, daß wenigſtens allemal dabey ſehr große Schwierigkeit ſeyn werden. Von den Zöglingen des Herrn Stork hatte nur einer einigen Anfang im Sprechen gemacht. Aber er ſprach bloß unzuſammenhängende Silben aus: Ba be bi, Ma we wi u. ſ. w. *)

*) In der gedruckten Anzeige der öffentlichen Prüfung vom 26. Sept. 1783 finde ich, daß die Taubſtummen auch alles geſchriebene und gedruck-

Endlich und drittens möchte man aus diesem letzten Versuche noch eine andere und wichtige Folge ziehen. Das junge Frauenzimmer hatte den sinnlichen Begriff des Legens der Hand auf die Brust ihrer Seele deutlich dargestellet, und konnte ihn auch in deutscher Sprache durch Schriftzeichen deutlich ausdrücken. Aber wie that sie dieses? Sie deutete nach dem natürlichen Gange der Begriffe zuerst die Hand an, welche handelte, hernach die Aktion des Legens, und endlich das Herz, auf welches die Hand gelegt ward. Ihr Ausdruck war deutlich, aber unvollkommen, ohne Artikel, ohne Hülfszeitwort, u. s. w. gerade so, wie man es von jemand,

druckte laut lesen sollten. Sie müssen es seitdem gelernt haben. Doch wäre billig zu untersuchen gewesen, wie viele von den Zöglingen Worte aussprechen können, und ob sie nur in dem von ihnen auswendig gelernten Katechismus, oder auch in allen andern Büchern hätten laut lesen können und vom Gelesenen Begriffe haben. Ist dieses, so wäre doch zu untersuchen, warum man die Kinder so spät zu der natürlichsten Art, ihre Gedanken durch Rede auszudrücken, geführt hat. Es ward vor ein Paar Jahren von Wien ein junger Baron Metzburg zu Hrn. Heinike nach Leipzig gesendet, um sprechen zu lernen, welches wohl nicht geschehen seyn würde, wenn es damals daselbst gelehrt worden wäre. Aber dessen Beyspiel mag Gelegenheit gegeben haben, daß man angefangen hat, auch in Wien die Tauben mehr zum Sprechen anzuhalten.

jemand, der eine Sache mit Mühe erkennt, und sich in einer Sprache mit Mühe ausdrückt, erwarten konnte. Nun ist es ausgemacht, daß die Begriffe von der Messe, von einem blutigen und unblutigen Opfer, vom neuen Testament u. s. w. viel verwickelter sind, als von der sinnlichen Handlung, wenn man die Hand auf die Brust legt. Auch die leichtesten Sprüche aus dem Katechismus enthalten ungleich schwerere Begriffe. Und siehe da! Ueber diese viel schwereren Begriffe drückten sich die Kinder, in ganz richtig konstruirten Sätzen, mit Artikeln, Beywörtern, Hülfswörtern und Beziehungen aus. Es scheint daraus sehr deutlich zu erhellen, daß diese Worte nicht aus dem Sinne der Kinder kamen, sondern daß sie die Worte aus dem Katechismus auswendig gelernt hatten. Denn, hätten sie den Sinn wirklich erkannt, so würden sie diese verwickelten Begriffe nicht so sprachrichtig und vollends nicht so ganz in der Büchersprache haben ausdrücken können, da sie einen nur sehr simpeln sinnlichen Begriff so grammatisch unvollkommen auszudrücken wußten.

So viel habe ich von diesem Institute beobachten können. Es ist auf alle Weise menschenfreundlich und nützlich. Indessen muß ich gestehen, daß mir des Hrn. Heinicke Methode, die Taubstummen nicht durch pantomimische Zeichen, sondern durch Worte reden zu lassen, viel vorzüglicher scheint, als die Methode des Abbe l'Epee. In

der ganzen Behandlung ist Hr. Heinike simpler, gehet mehr auf Begriffe. Seine verschiedene über die Lehrmethoden überhaupt, und über die Taubstummen besonders herausgegebenen Schriften zeigen wohl, daß er ein philosophischer Kopf ist, der über die Natur menschlicher Begriffe, über die Natur der Taubstummen und der Kinder, reiflich nachgedacht hat. In seinem A B C Buche*) sind seine ersten Worte, womit er anfängt, die Kinder lesen zu lassen:

Gute Kinder gehen in die Schule, und lernen gern. Wenn die Kinder gehorsam und fleißig sind; so werden sie von allen Leuten geliebet und gelobet. Ordentliche Kinder halten ihre Glieder, Kleider und Bücher reinlich, u. s. w.

Hingegen in des Hrn. Abbe Stork Institute wird der Anfang im Lesen mit dem kleinen Normalschulkatechismus gemacht, dessen erste Worte folgende sind:

F. Was heißt Katechismus?

A. Katechismus heißt der Unterricht in der christkatholischen Lehre; so heißt auch insgemein das Buch, in dem dieser Unterricht enthalten ist.

F. In wie viel Hauptstücken wird die christkatholische Lehre in diesem Katechismus vorgetragen?

A. Die

*) Leipzig 1780. 8.

A. Die christkatholische Lehre wird in diesem Katechismus in 5 Hauptstücken und einem Anhange vorgetragen.

F. Was heißt christkatholisch glauben?

A. Christkatholisch glauben, heißt alles für wahr halten, was Gott geoffenbaret hat, und was die Kirche zu glauben vorstellet, es sey geschrieben oder nicht u. s. w.

Ich will jeden unpartheyischen Mann, der über die Natur der Seele eines Kindes oder eines Taubstummen nachgedacht hat, urtheilen lassen, welche Art von Worten schicklicher sind, bey Kindern oder bey Taubstummen richtige und deutliche Begriffe zu erwecken? Ob es einerley ist, die Kinder bloße Worte und Zeichen lesen zu lassen, davon sie keine bestimmte Begriffe haben, oder ob es zweckmäßiger ist, auch beym Lesen von den simpelsten sinnlichen Begriffen anzufangen, und in natürlicher Ordnung weiter fortzuschreiten?

Herr Stork scheint über solche Entwicklung und natürliche Fortschreitung der Begriffe noch nicht reiflich nachgedacht zu haben. Ich merkte dieß schon bey meiner Anwesenheit in seiner Schule, und es ist auch wohl aus der Einrichtung der öffentlichen Prüfung, welche er den 26. September 1783 gehalten hat, zu ersehen. In derselben ist: I. Eine Prüfung aus der Sprachlehre. Ich dächte nun, die Sprachlehre wäre die Metaphysik der Spra-

che, womit man Kinder und Taubstumme ganz verschonen könnte. Eine von den ersten Prüfungen ist, daß die Kinder: „Ein richtiges Zeit„wort in der wirkenden und in der leidenden Bedeu„tung abwandeln.“ Lieber Gott! Müssen nun auch sogar die Taubstummen Paradigmata hinschreiben!*) Nun kommt: II. Eine kurze Prüfung aus der mündlichen Aussprache; und III. eine lange, aus der Religion. Da werden eine Menge Fragen aufgeworfen: „1) Von der Erschaffung. 2) Von „Gott und der allerheiligsten Dreyfaltigkeit. „3) Von der Erlösung. 4) Von den vier letz„ten Dingen. 5) Von den heiligen Sakra„menten der Buße und des Altars.“ Die Wiener Zeitung vom 1. Oktobr. 1783 berichtete: „Die Taubstummen hätten die Erwartung der „Anwesenden übertroffen, da sie von den erhaben„sten Geheimnissen unserer Religion so richti„ge und deutliche Begriffe, als man immer ha„ben kann, durch geschriebene Sätze und Zeichen „äußerten.“ Das Wunder wird aber sehr vermindert, wenn man die in der Nachricht von der Prüfung abgedruckten Fragen mit dem Normalkatechismus vergleichet, und siehet, daß diese Fragen nur beinahe wörtlich daraus abgedruckt sind. Es ist also wohl leicht zu begreifen, daß keine andere, als

*) Es ist auch keine Kunst, daß sie solche endlich auswendig hinschreiben können, denn sie müssen ganze Stöße voll aufschreiben und nachschreiben.

als die in dieſem Katechismus vorgeſchriebenen, und wörtlich auswendig gelernten Antworten*) darauf gegeben worden ſind; eben ſo wie ich ſelbſt hörte, daß die Definition der Meſſe wörtlich aus dem Katechismus nachgeſchrieben ward. Denkt

*) In des Abbe l'Epee Inſtitution des Sourds & muets, par la voïe des ſignes methodiques, (Paris 1776 12.) findet man in der ſeconde partie S. 99 einige eben ſo gedankenloſe Exercices (oder öffentliche Prüfungen) des ſourds & muets ſur les *Sacrémens*. Daß ſie wirklich gedankenlos geweſen, zeigt gleich der Anfang: „La *Definition* du „mot de ſacrément", (gerade eine auswendig gelernte Definition, ſo wie in Wien) „ferner „les rapports de *convenance* & de *diſſemblance* entre „les Sacrémens durant *la Loi de nature*, ſous la *Loi* „*ecrite*, & depuis la *Loi de grace*," und ſolche Fragen, wie: „Pourquoi le Baptême eſt-il appel„lé *la porte des Sacrémens? Quel rang* la *Confir*„*mation* tient-elle entre ces ſignes ſenſibles? „*comment* le myſtere *d'amour* & de *miſericorde* l'ope„re-t-il en nous dans le ſacrement de l'*Euchari*„*ſtie?* Que pouvons nous dire alors *avec S. Paul?*" Ich frage jeden, deſſen geſunder Verſtand durch kirchliche Vorurtheile nicht benebelt iſt, ob Taubſtumme ſolche dogmatiſchſcholaſtiſche Subtilitäten faſſen können. Aber mit dem Faſſen hat es auch gute Wege; denn alle dieſe Fragen, beſonders auch die letztere zeigen, daß nichts als auswendig gelernte Antworten darauf gegeben werden ſollen. Der Abbe l'Epee iſt ein wohlmeinender gutmüthiger Greis, aber ein ſehr ſchwacher Kopf; das ſiehet man aus dem Briefe

voll

man denn aber gar nicht daran, daß wörtliches Auswendiglernen von Worten oder Zeichen das Faſſen der Begriffe nicht allein nicht befördert, ſondern vielmehr hindert? Daß Taubſtumme, welche die Worte und Zeichen nachmachen, deshalb nicht die Begriffe verſtehen?

Nach der langen Prüfung aus der Religion, kam IV. eine lange Prüfung aus der Naturlehre. Die dabey vorgeſchriebenen Fragen zeigen auch auf mancherley Weiſe, daß vorgeſchriebene Ant-

voll höchſt unphiloſophiſcher Grillen, welcher vor dieſen Exercices abgedruckt iſt. Er ſagt darinn unter andern recht finſter katholiſch: (S. 98) „Da es ihm in den 60 Jahren ſeines Lebens „allzuwohl gegangen ſey, & craignant *avec juſtice* „de *vivre trop à ſon aiſe* en ce monde, (welcher „unvernünftige Begriff, der doch in der katholiſchen Kirche ſo gemein iſt!) ſo wolle er doch „den Himmel dadurch erwerben, daß er die „Taubſtummen zum Himmel führe.“ Wie wenig er ſelbſt nachgedacht hat, was es heißt, Worte ausſprechen und deutliche Begriffe von Worten haben, ſieht man daraus, daß er, als einen Beweis des ungemeinen Fortgangs der Taubſtummen in den Kenntniſſen, eine lateiniſche Oration S. 127 abdrucken läßt, die er einen Taubſtummen 1774 hat halten laſſen. Sie iſt eine gepredigte Schulchrie, aufs ſteifſte elendeſte geſchrieben. Es iſt offenbar, daß der Taube bloß die Worte dieſer Chrie auswendig gelernt hat, und den größten Theil des Geſchwätzes nicht kann verſtanden haben.

Antworten darauf erfolgen ſollten. Endlich die letzte Prüfung war V. aus der Rechenkunſt und zwar aus den vier Species und der Regel Detri. Dieſe iſt wohl die gemeinnützigſte, und da die Vermehrung und Verminderung der Einheiten leicht einzuſehen iſt, ſo glaube ich wohl, daß ſie nicht bloßes Wortgepränge enthalten mag.

Herr Heinike iſt mit Herrn Stork in einen Streit *) über ihre beiderſeitigen Methoden gerathen, woran ich um ſoviel weniger Theil nehme, da er anfängt mit Heftigkeit geführt zu werden. Indeſſen muß man Herrn Heinicke die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er durch verſchiedene ſeiner Bemerkungen zu Entwickelung der Begriffe über die Sprache und die Taubſtummen Gelegenheit giebt. Ich wünſchte, daß dieſe Materie von kunſtverſtändigen Männern, ohne Bitterkeit, mit Wahrheitsliebe und philoſophiſcher Präciſion weiter unterſucht würde. Es liegen hier noch viele Wahrheiten verborgen, die auf mancherley Weiſe nützlich ſeyn können. Ich hoffe, daß mein werther Freund, Hr. Prof. Engel, in ſeiner Mimik, welche die Welt auch aus andern Urſachen mit Ungeduld erwartet, Gelegenheit nehmen wird, die wahren Eigenſchaften der Geberdenſprache und der Wortſprache auseins

*) Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menſchlichen Sprache von Samuel Heinike. Leipzig 1784.

auseinander zu setzen. Von seinem philosophischen Scharfsinn kann man erwarten, daß er auch hierinn Begriffe entwickeln wird, welche auf die Bestimmung der Methode, Taubstumme zu unterrichten, Einfluß haben werden.

Uebrigens muß ich rühmen, daß Herr Abbe Stork den Taubstummen sehr liebreich begegnet. Verschiedene derselben waren auch sehr munter und aufmerksam. Freilich schien ein großer Theil unntheilnehmend, und wie abwesend. Es kann dieß indeß leicht natürliche Stupidität seyn, die sich bey Taubstummen, aus mancherley Ursachen, fast noch eher finden kann, als bey andern. Hieran kann der Lehrer weiter nichts verbessern; und die Billigkeit erfodert, daß man bey der Beurtheilung des Fortgangs der Schüler hierauf gehörige Rücksicht nehme.

Sehr unschicklich scheint es mir zu seyn, daß die Taubstummen täglich in die Messe geführt werden. Die Kirche hat befohlen, die Messe an den Sonn- und Feyertagen und zwar andächtig zu hören. Man siehet, sie hat bey diesem Gebote nicht an Taube gedacht; ob sie gleich nachher, da sie, ihrer Unfehlbarkeit unbeschadet, verordnete, die Messe ja gar zwanzig Messen auf einmal still zu lesen, wieder scheint vergessen zu haben, daß sie das Hören der Messe verordnet hatte. Die mehrmals angeführte Anzeige der Prüfung von 1783 sagt: Daß „die fähigern Taubstum-

„men,

„men, die in den von ihnen selbst geschriebenen „Gebetbüchern befindlichen und bereits erklärten „Meßgebete beten.“ Dieß ist nun also von den fähigern Taubstummen nicht viel mehr als mechanisches beten. Und was machen denn die unfähigern Taubstummen, deren doch wohl die größte Anzahl ist, NB. täglich in der Messe? Hören können sie nicht, lesen können sie nicht, verstehen was vorgehet, können sie nicht, da dieß vielleicht selbst die Fähigern nicht können. Können sie, dem Gebote der Kirche gemäß, andächtig seyn? Ja! Vielleicht die Mine der Andacht, das Niederknien, das konvulsivische Aufschlagen der Augen, das gedankenlose Bekreuzen, das zwecklose Schlagen an die Brust, möchten sie mechanisch lernen. Es giebt nur allzuviel Katholische, deren Andacht weiter nichts ist. Aber taubstumme Menschen, die noch so wenig deutliche Begriffe haben, zur gedankenlosen mechanischen Werkheiligkeit anführen, heißt gewiß nicht ihre Fähigkeit zu deutlichen Begriffen vermehren, oder ihren Charakter bessern. Solche zweckwidrige Dinge entstehen, wenn sogar auch von diesem Institute ein Geistlicher der Direktor seyn muß, welches, wie ich schon im Anfange erinnert habe, aus mehr als einer Ursache, einen Weltlichen und einen Hausvater erfodert hätte. Bey einem Geistlichen ist immer das Ascetische, sey es auch noch so mechanisch, das vornehmste; und es kommt doch hier hauptsächlich darauf an, die Taubstummen zu Begriffen und Kenntnissen zu bringen, welche

sie

sie in der Welt zu guten und glücklichen Menschen und zu nicht unnützen Bürgern des gemeinen Wesens machen.

X. Verschiedene Bibliotheken.

1) Die Kaiserliche Königliche Bibliothek ist weltberühmt, so daß es überflüßig wäre etwas zu ihrem Lobe zu sagen. Den herrlichen Saal *), worinn sie stehet, desgleichen eine auf demselben befindliche Vorstellung des Kopernikanischen Weltgebäudes, von einem Tischler Neßtfall **) habe ich schon erwähnt. Der vornehmste Vorzug derselben ist die große Anzahl von Manuskripten in allen Sprachen, worunter eine Menge sehr wichtiger sind. Lambeck schon giebt die Anzahl derselben zu seiner Zeit auf 10,000 Bände ***), Weiskern und nach ihm die Beschreibung von Wien jetzt ****) auf 12,000 an. Mir hat jemand in Wien sagen wollen, es wären jetzt nur ungefähr 8000 Bände, womit auch die in der Beylage XII. 4. aus Lambecks und Kollars Nachrichten von mir zusammengerechnete Anzahl der handschriftlichen Bände überein zu stimmen scheint. Es ist sonderbar, daß hier-

*) S. den IIten Band S. 601.

**) S. den Iten Band S. 107.

***) Lambecii Comm. de *Bibl. Caes. Lib. I. Addit. III. Ed. nova p. 809.*

****) Weiskern S. 56 Beschreibung von Wien S. 46.

hierüber die Nachrichten so verschieden sind. Die Anzahl müßte leicht zu verificiren seyn, da vollständige Verzeichnisse davon vorhanden sind.

Unter allen Bibliothekarien hat keiner so viele Verdienste um diesen Bücherschatz, als Peter Lambeck, ehemaliger Rektor des Gymnasium und Prof. der Historie zu Hamburg; obgleich seine Nachfolger Daniel Nessel, ein gewesener Protestant aus Ostfriesland, J. B. Gentilott von Engelsbrunn, nachheriger Bischof von Trient, und Nikolaus Forlosia auch bey der Bibliothek viel gearbeitet haben. Aber Nessel versprach viel und hielt wenig, liebte die Bequemlichkeit und schloß lieber die Bibliothek zu, als daß er sich viel bemühte. Wer dieß thut, schickt sich gar nicht zum Bibliothekar. Gentilot hatte zwar allen guten Willen, aber nicht Verstand zur Auswahl der Sachen, ließ auch von unwissenden Bibliothekschreibern viel an seiner Statt arbeiten. Lambeck war ein ganz anderer Mann. Er hatte sich lange in Italien und Frankreich aufgehalten, wo ihm von verschiedenen Jesuiten eine Neigung zur katholischen Religion beygebracht worden war. Er verließ Hamburg wegen häuslicher Verdrießlichkeiten, und gieng 1662 nach Wien, wo er 1680 starb. Er vermehrte die Bibliothek ungemein, brachte sie in Ordnung, und sonderte die gedruckten Bücher von den Manuskripten. Von den letztern fieng er bekanntlich ein Verzeichniß mit Anmerkungen an, welches in acht Bänden

den *) in Folio gedruckt ward. Dieſes Verzeichniß, das zwar nach damaliger Art mit vieler Beleſenheit und Gelehrſamkeit ausſtaffirt iſt, enthält wenig zu richtiger Beurtheilung des innerlichen Werths der Codicum. Die wichtigen und mittelmäßigen ſind faſt auf einerley Art beſchrieben. Lambeck zeigt gewöhnlich nur das Format eines Kodex, die Anzahl der Seiten, und den Inhalt eines jeden Bandes, allenfalls auch den Anfang jedes Buchs an, und fügt einige Anmerkungen bey, wo dieß oder jenes gedruckt iſt, oder macht eine gelehrte Digreſſion. Die eigentliche innere Beſchaffenheit des Kodex, ſein wahres Alter, ſein Werth in Abſicht auf den kritiſchen Gebrauch, wird, wenn man einige wenige Abhandlungen im zweyten Bande über einzelne Codices ausnimmt, ſehr ſelten erörtert. Es war dieſes auch faſt nicht zu verlangen, bey der herkuliſchen Arbeit, mit welcher dieſer fleißige Mann das richtige und genaue Verzeichniß machte. Indeſſen iſt dieſes Werk immer ſehr ſchätzbar; denn ohne daſſelbe wüſten wir von den in der Kaiſ. Bibliothek zu Wien befindlichen Manuſkripten ganz und gar nichts; da wir jetzt doch von einem Theile der bis 1630 vorhanden geweſenen etwas wiſſen.

Seine

*) Im erſten Bande deſſelben wird man die Geſchichte der Kaiſerlichen Bibliothek am ſicherſten und ausführlichſten finden.

Seine sehr mühsame Arbeit, welche freilich eigentlich nur wenigen Gelehrten, die sich ernsthaft mit der Geschichte der Gelehrsamkeit beschäftigen, brauchbar ist, fand keinen Abgang. Seine Erben warfen die ganze Ausgabe ins Makulatur, und verkauften sie den Artilleristen, welche sie gröstentheils in der zweyten Belagerung Wiens 1683 gegen die Türken verschossen. Daher waren die Exemplare dieses Werks sehr rar. Nach beinahe hundert Jahren nach dem ersten Abdrucke veranlaßte der Hr. von Swieten der Vater, als damaliger Direktor der Bibliothek, eine neue Ausgabe, die der Hr. v. Kollar als Bibliothekar besorgte. Sie erschien zu Wien 1766 bis 1782, ebenfalls in acht Bänden in groß Folio. Da man die großen Kosten der neuen Ausgabe angewendet hat, so ist höchst zu bedauern, daß nicht, auch nur ein geringer Theil des Fleisses, den Lambeck bey diesem Werke so sehr zeigt, bey der neuen Auflage angewendet worden ist. Die Zusätze des Hrn. v. Kollar bedeuten im ganzen sehr wenig. Nur im ersten Bande findet man eigentliche Supplemente von ihm. Die Nachrichten, welche er zur Geschichte der Bibliothek beybringt, sind das beträchtlichste und nützlichste. Aber doch ist ein Theil aus Lambecks, Gentilotts und Forlosia Nachrichten wörtlich *) hingesetzt. In den folgenden Bänden findet man nichts als einzelne Anmerkungen, und wenn man diese etwas näher betrach-

*) S. 447. 631, 766.

trachtet, so merkt man, daß sie ohne die Bequemlichkeit, die ihm des Fabricius *Bibliotheca graeca* zum Nachschlagen machte, größtentheils nicht da seyn würden. Unter drey Anmerkungen sind gewiß zwey aus dem Fabricius. Uebrigens hat man in dieser neuen Ausgabe alles gelassen, wie es in der alten war. Kollar versprach zwar *) zu jeder Klasse des Lambeckschen Werkes Supplemente zu liefern, und selbst das neunte und zehnte Buch auszuarbeiten, aber vom zweyten Bande an ist kein Supplement zu finden. Er hat vielmehr alles nur getrost abdrucken lassen. Besonders ist es ganz unverzeihlich, daß er am Ende des VIIIten Bandes nicht ein allgemeines Register über dieß ganze weitläuftige Werk zu machen sich die Mühe genommen hat. Es wäre dieß doch so sehr leicht gewesen. Man hat Lambecks fünffache mühsame Register bey jedem Bande und bey jedes Bandes Abtheilung mechanisch abdrucken lassen. Hätte man wenigstens das erste und dritte Register eines jeden Bandes, welches die Namen der Autoren enthält, und das fünfte, das die merkwürdigen Sachen anzeigt, jedes in ein einziges Alphabeth zusammengebracht (welches doch schon sogar Nessel, so wenig sorgsam und akkurat er sonst war, am Ende seines Breviarium mit den ersten Registern gethan hatte), so wäre schon dadurch dieß Werk erst wirklich brauchbar geworden. Aber man hat

*) A. a. O. S. 809.

hat alles so gelassen, wie es war, ohne weiter nachzudenken. *) Man hat sogar nicht einmal darauf gedacht, am Ende eine allgemeine Anzeige des Inhalts mit beygefügten Seiten der neuen Ausgabe hinzuzuthun; ja man hat sogar nicht einmal durch Kolumnentitel den Inhalt der Blätter oder auch nur die Nummer des darauf beschriebenen Manuskripts angezeigt; welches das Nachschlagen in diesem Werke, das doch bloß zum Nachschlagen geschrieben ist, sehr erleichtern würde. Ich weiß aus der Erfahrung nur allzusehr, wie mühsam es ist, in diesem Werke das, was man sucht, zu finden. Daß man von den zweytausend oder mehr Manuskripten, welche seit 100 Jahren angeschaft worden seyn sollen, auch ein richtiges Verzeichniß gemacht, wenigstens das von Gentilott und Forlosia gemachte **) supplirt, und von dem Innhalte

*) Sogar wenn Lambeck zuweilen vorhergie Seiten citirt, hat man nicht einmal soviel Achtsamkeit gehabt, diese nach den Seiten der neuen Ausgabe abzuändern. Z. B. Lib. I. der neuen Ausgabe S. 495 in der 2ten Anmerkung.

**) Gentilott hatte Lambecks Arbeit fortgesetzt, und hatte noch 3941 Codices beschrieben; aber er hatte viel unnütze Gelehrsamkeit ohne Verstand verschwendet, und war dabey sehr fahrläßig zu Werke gegangen, indem er viele Codices am unrechten Orte angezeigt, und nicht gehörige Nachweisung gegeben hatte. Ueberhaupt hatte er diese Arbeit, besonders das Register der Autoren,

der Manuſkripte Nachricht gegeben hätte: *) war nicht eine leichte Arbeit. Es wäre aber ſicherlich wohl der Mühe werth geweſen, daß man von der Menge von Handſchriften, welche die verſchiedenen Regenten Oeſterreichs mit Kaiſerlicher Freygebigkeit angeſchaft haben, den

toren, ohne welches ein ſolches Verzeichniß ganz unbrauchbar iſt, durch unerfahrne und ſorgloſe Bibliothekſchreiber verfertigen laſſen (S. Lambecii Comm. P. I. Ed. nova in ſuppl. Kollarii S. 733). Ein Bibliothekar, der ein ſo nützliches Werk unternehmen will, muß Einſicht und Fleiß haben, und Jahre lang im Fleiße ausdauren können, auch ſo viel Liebe zur Sache haben, daß er alles ſelbſt machet, oder unmittelbar unter ſeiner beſtändigen Aufſicht es machen laſſen; ſonſt iſt alles nichts werth. Eben ſo unvollkommen iſt auch des nachherigen Kuſtos der Bibliothek Forloſia Arbeit (ſ. a. a. O. S. 811).

*) Ich wenigſtens habe ſogar nicht einmal finden können, daß in dieſer neuen Ausgabe angezeigt wäre, welche Manuſkripte eigentlich nach Neſſels Tode 1699 bis 1706 aus dieſer Bibliothek entwendet worden ſind, ohnerachtet Hr. v. Kollar (Lib. I. in Suppl. p. 728.) klagt: „Codices „*complures* a Lambecio & Neſſelio merito cum lau„de indicatos, e *foruli evanuiſſe*.“ Billig hätte doch wohl bey der neuen Ausgabe eines ſolchen vor hundert Jahren gedruckten Verzeichniſſes jedes Manuſkript nochmals ſollen nachgeſehen, und mit dem Verzeichniſſe verglichen werden. Lambeck hatte den Fleiß eines wahren Gelehrten; aber zu den Koſten gab ihm niemand etwas

den Gelehrten Nachricht gegeben hätte. Bis jetzt weiß noch niemand, was es für Manuſkripte eigentlich ſind. Wäre jemand in Wien arbeitſam genug geweſen, in Lambecks Fußſtapfen zu treten, ſo würde unter der Regierung der Kaiſerinn Maria Thereſia es gar nicht an den Koſten gefehlt habe, eine ſolche Fortſetzung von Lambecks Verzeichniſſe drucken zu laſſen, woran es an andern Orten, wo viel geringere Schätze von Handſchriften vorhanden ſind, wirklich fehlen würde; wenn auch ein arbeitſamer einſichtsvoller und fleißiger Bibliothekar da wäre. Aber nun ſind leider! alle ſeit hundert Jahren zur K. K. Bibliothek in Wien, in ſo großer Anzahl, angeſchafte Manuſkripte, den Gelehrten ein noch ganz verborgener Schatz; weil niemand bisher auch nur ihren Innhalt öffentlich hat anzeigen wollen. Wenn man dieſes überlegt; ſo kann man ſich unmöglich erwehren, auch hier den in Wien auf ſo manche Art ſichtlichen, ſchon im Anfange dieſes Abſchnitts angegebenen Kontraſt zu bemerken: daß die Regenten in ſo reichem Maaße für die Wiſſenſchaften alles gethan haben, was mit Aufwande und Koſten zu erhalten iſt, und daß die eingebohrnen Gelehrten gar nicht in gleichem Maaße dasjenige hinzugethan haben, was nicht durch Auf-

etwas, ſo daß ſeine Erben darben mußten. Nach hundert Jahren wendete man die Koſten zu einer neuen Ausgabe an, aber nicht in gleichem Maaße Einſicht und Fleiß.

wand, ſondern bloß durch Einſicht und Fleiß erlangt werden kann. *)

Bis jetzt iſt alſo von dem großen Vorrathe von Manuſkripten in der K. K. Bibliothek zu Wien nur etwan der ſiebente Theil dem äußern Inhalte nach bekannt. Aber wenn man bedenkt, wie wenig noch bisher von dem reichen Schatze von Handſchriften zum Beſten der Gelehrſamkeit wirklich gebraucht worden iſt, ſo muß man traurig werden. Freilich iſt manches ſchon geſchehen. Die Ausgabe der peutingerſchen Tafel vom Hrn. von Scheyb, des ſel. *v. Kollar Analecta monumentorum Vindobonenſia* (II Tomi 1761 gr. fol.), die Ausgabe des Weiskunigs (Wien 177 fol.), der neue Abdruck verſchiedener Holzſchnitte von A. Dürer 1781 fol., der Gebrauch den der gelehrte Fürſt von St. Blaſien von alten muſikaliſchen Manuſkripten gemacht hat, u. a. m. bezeugen, daß die Manuſkripte der K. K. Bibliothek wirklich gebraucht worden ſind. Aber wie wenig wollen dieſe geſche-

*) Kollar ſagt ſelbſt, ſogar von den Bibliothekaren: „Simulac *Switenus* Vindobonam advenit & Aug. „Bibliothecam magis magisque coepit noſcere; ſa„cile animadvertit, *majorem multo* fuiſſe olim *Au„guſtorum* curam ac *liberalitatem* quaerendis com„parandisque tota fere Europa libris, quam Prae„fectorum Cuſtodumque *diligentiam* in ordinem co„gendi.“ S. *Kollarii Suppl. ad Lambecii Comm.* Lib. I. S 814.

geschehene Arbeiten gegen das unermeßliche Feld, das noch zu bearbeiten wäre, *) sagen! Ueber 1300 historische Manuskripte sind vorhanden. Wie viel neue Wahrheiten könnten dadurch in der Geschichte entdeckt oder auseinandergesetzt werden! In mehr als 600 philologischen Manuskripten muß doch viel zum Besten der Philologie verborgen liegen. Wie viel klassische Autoren könnten mit Hülfe eines solchen reichen Vorraths neu her-

*) In Baldingers neuem Magazin II. Bds. 4ten Stücke S. 339 ward schon 1780 versichert: „Hr. von Jacquin würde damals die neue Aus„gabe des Dioskorides nach den Handschriften „der Wiener Bibliothek“ (Man sehe die ausführliche Beschreibung des herrlichen Hauptkodex des Dioskorides aus dem vierten Jahrhunderte, in Lambecii Comm. Lib. II. Ed. nova. S. 120 u. ff.) „beinahe fertig haben.“ Hingegen in der Gothaischen gelehrten Zeitung von 1780 (Nro. 85. v. 21 Okt.) ward kurz darauf berichtet: „Einer von den Kustoden der Bibliothek ha„be einem Reisenden den Kodex gezeigt und ge„sagt: Es läge nur an einem geschickten Bota„nikus, der es herausgeben sollte, und als der „Reisende gefragt: Ob es nicht der berühmte „Jacquin thun könnte, habe er nichts darauf „geantwortet.“ Ich weiß nicht, wie diese beiden Nachrichten zu vereinigen sind. Ich hoffe die erste Baldingerische Nachricht wird die richtigere seyn, ob man gleich seitdem von dieser Ausgabe nichts gehört hat.

ausgegeben, oder die schon davon vorhandenen Ausgaben berichtigt werden! Die Erndte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig! So heißt es wohl allenthalben, besonders aber in Wien. Wenn man überlegt, welche große Menge von Handschriften in so vielen Bibliotheken liegen, wie wenig davon bisher gebraucht worden sind, und wie wenig Hofnung ist, (da litterarischer Fleiß so wie litterarische Kenntniß allenthalben so sichtlich abnimmt,) daß im nächsten Jahrhunderte viel von dem Inhalte derselben werde ans Licht gebracht werden; so siehet man deutlich, daß die Nützlichkeit einer Bibliothek nicht nach den darinn enthaltenen Manuskripten abzumessen ist. Jede Bibliothek machet sich eine Ehre daraus, die vorhandenen Manuskripte zu zählen. Man schätzt sie sehr hoch, entweder weil sie viel kosten, oder weil sie selten sind. Es ist auch recht gut, daß alle Manuskripte irgendwo aufbewahrt werden, damit sie nicht untergehen. Aber wenn die Gelehrten, welche sich noch hin und wieder mit litterarischen Arbeiten beschäftigen, nicht wissen, was an jedem Orte für Manuskripte vorhanden sind; wenn man ihnen zu ihren Arbeiten dieselbe nicht leihen will (wie höchst selten sind jetzt doch Bibliothekare, die ausgebreitete Bücherkenntnisse, Fleiß und Dienstfertigkeit verbinden! wie selten sind Männer wie Dieze, Langer, Oberlin); wenn die Bibliothekare selbst nicht in den Manuskripten arbeiten, und ihren Inhalt und Werth näher zu erforschen suchen: wozu nützen viele tausend todt da liegende Manuskripte, die niemand lieset,

ja

ja zu denen oft niemand den Zugang erhalten kann, sie nur zu sehen!

Es sind also die gedruckten Bücher in einer Bibliothek wirklich für die Gelehrsamkeit das nützlichste. Wenn ohne Vorliebe, alle Fächer mit alten und neuen Büchern von aller Art zu besetzen, beständig fortgefahren wird, wenn Bibliothekare da sind, welche Kenntniß und Fleiß genug haben, um Bücher zu kennen, zu wählen, zu ordnen, wenn sie dieselbe den Gelehrten, die sie brauchen, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit auf der Bibliothek und nach Hause mittheilen, und wenn Gelehrte da sind, die einen solchen Bücherschatz brauchen wollen; alsdenn wird eine Bibliothek für die Gelehrsamkeit erst recht nützlich; und daher ist die Göttingische zugleich die vorzüglichste und nützlichste in Deutschland.

Der so sehr fleißige Lambeck, der außer dem so schätzbaren Katalogus der Manuskripte auch ein dreyfaches Verzeichniß *) der gedruckten Bücher gemacht hat, giebt schon zu seiner Zeit die Anzahl der gedruckten Bücher auf 90,000 an. **)

*) Alphabetisch, nach den Nummern, und nach den Materien. S. Lambecii Comm. Lib. I. Ed. nova p. 603.

**) S. a. a. O. S. 320, wo man auch die ganze Eintheilung der Bibliothek nach den Klassen der Materien findet.

So viel besaß zu der Zeit gewiß keine andere Bibliothek in Deutschland; besonders da damals die zu Heidelberg längst zerstreuet war. Die Wiener Bibliothek aber ward in diesem Jahrhunderte noch sehr vermehrt. Es ward 1723 bis 1735 der herrliche Saal, in welchem sie jetzt stehet, gebauet *), und die Bücher dahin gebracht. Kaiser Karl VI. kaufte nebst einer großen Anzahl von Handschriften noch vier wichtige Bibliotheken dazu: 1) Die Bibliothek des Freyherrn Johann Georg von Hohendorf, welche 1720 in Holland für 60,000 Holl. Gulden erhandelt ward. **) Sie enthielt 252 Bände Manuskripte und 6787 gedruckte Bücher, worunter 56 sind, denen Anmerkungen gelehrter Leute beygeschrieben waren. ***) 2) Die

*) Das Geld zum Baue dieses prächtigen Gebäudes, wie auch zum Ankaufe der Hohendorfischen Bibliothek, soll von der orientalischen Kompagnie genommen worden seyn, wie mir versichert worden ist. Die Direktoren der Kompagnie gaben nach und nach 2,225,000 Fl. um dem Hofe gefällig zu seyn, und dadurch sich und diese schlechtbestehende Kompagnie noch etwas zu halten; aber die Akticninhaber verlohren, wie es allenthalben nur allzu gewöhnlich ist, zuletzt zum Theile ihr Geld. Man sehe oben im IVten Bande S. 395.

**) Das Verzeichniß dieser Bücherſammlung ist 1720 in Haag in 4to gedruckt.

***) Solche beygeschriebene Anmerkungen haben ihren Werth. Indessen gehet es manchmal sonderbar

2) Die Bibliothek des Erzbischofs von Valenzia, der mit Kaiser Karl VI. aus Spanien gekommen war, und welche er den Franciskanern zu Valenzia vermacht hatte, ward nach dessen Tode, weil die seraphischen Väter sich aus Geld weit mehr als aus Büchern machen, durch mächtige geistliche Protekten denselben im Jahre 1724, für weit mehr als sie werth war, für 8000 Dukaten abgekauft. 3) Die Bibliothek des K. K. Bibliothekar Alexander Riccardi für 6000 Fl. 4) Die Bibliothek des Prinzen Eugen von Savoyen, welche nach dem Tode dieses großen Mannes im Jahre 1737 seiner Erbin, der Prinzessin Anna Viktoria von Soissons auch *Mademoiselle de Carignan* genannt, Gemahlinn und nachherigen Wittwe des Prinzen Joseph Friedrich von Sachsen-

derbar damit zu. Als nach dem Tode des sel. Lamberts dessen Bibliothek in Berlin den Meistbietenden verkauft wurde, fanden sich darinn eine ziemliche Anzahl von Büchern, an deren Rande Anmerkungen geschrieben waren. Diese wurden von Kennern der mathematischen, philosophischen und physischen Wissenschaften wirklich theuer bezahlt. Bey genauer Nachsicht aber fand sich, daß dieß einige der vielen Bücher waren, welche dieser große Gelehrte in der allgemeinen deutschen Bibliothek recensirt hat. Er hatte einige Bemerkungen beym Durchlesen an den Rand geschrieben, und sie nachher in seine Recensionen, die nun längst gedruckt waren, eingetragen.

sen-Hildburghausen, für eine lebenslängliche Pension von 10,000 Fl. abgekauft ward, welche Pension sie bis ins Jahr 1764 da sie starb, genossen hat. Diese Bibliothek ward also auch sehr theuer gekauft, aber sie ist von großer Wichtigkeit. Es gehören zu derselben 237 Handschriften, worunter nebst der berühmten *Tabula Peutingeriana* verschiedene griechische und orientalische sind. Die gedruckten Bücher belaufen sich an 15,000, und jedermann kommt darinn überein, daß sie sehr gut gewählt waren. Dabey ist noch eine herrliche Sammlung von den auserlesensten historischen Kupferstichen der besten Meister, meistens in vorzüglichen Abdrücken, welche aus 259 Bänden in größtem Papierformate bestehet. Außerdem gehört dazu eine sehr zahlreiche Sammlung von schönen Bildnissen merkwürdiger Personen von aller Art, welche aus 217 großen Bänden besteht.

Ob aber gleich Kaiser Karl VI. diese Bibliothek so sehr vermehrte, ob er sie gleich in ein so herrliches Gebäude versetzte, ob er gleich seinen Leibarzt Garelli zum Direktor, und noch zwey italiänische Gelehrte Riccardi*) und Forlosia zu Kustoden oder Biblio-

*) Nach Riccardi Tode erhielt P. J. Spannagel dessen Stelle, der sich, weil die Bibliothek immer in welschen Händen gewesen war, den deutschen Kustos nennte. Er war ein Jurist, und schrieb historische und genealogische Schriften, wovon aber nichts gedruckt ist.

Bibliothekarien ernannte, und ihnen zwey Bibliothekskriptoren und zwey Bibliothekdiener zugab; so gieng es doch mit derselben sehr schlecht. Der gelehrte Garelli starb 1739, kurz nachdem die Bibliothek in das neue Gebäude war versetzt worden, und die Bibliothek blieb in gröster Unordnung. So fand sie der vortrefliche Gerard von Swieten, da er 1745 die Stelle eines Kaiserl. Leibarzts und mit derselben auch die Direktion der Bibliothek erhielt. Er selbst hätte, mitten in diesem Kaiserlichen Bücherschatze Mangel an Büchern leiden müssen, wenn er nicht seine eigene Bibliothek aus Leiden mitgebracht hätte. *) Er setzte im Jahre 1748 A. F. v. Kollar einen gelehrten Ungarn, zum Kustos an, einen Mann, der viel Verdienste um die Bibliothek hat, und noch mehr

*) In novo hocce & magnifico Bibliothecae templo praeter libros, qui ad Theologiam, & divini humanique juris scientiam pertinent, nihil omnino, aut certe perparum, suo quidquam stabat loco; historia aeque sacra ac profana, Philologiae partes omnes, Philosophiae praeterea, Mathematum, & Medicinae Classes, patente jam pridem omnibus Bibliotheca, aut nullius prorsus, aut certe difficillimi usus, indigestae jacebant! Enimveto longas admodum in Bibliotheca nostra ferias diligentissimum virum (*Swietenium*) agere oportuisset, nisi *lectissima itidem Bibliotheca sua comitatus Lugduno Batavorum Vindobonam advenisset.* So sagt Kollar in Suppl. ad Lambecii Comm. Lib. I. S. 815.

mehr würde geleiſtet haben, wenn ihn nicht die Menge der Arbeit geſtört hätte, und beſonders der Verdruß, den ihm die Jeſuiten, aus deren Orden er wider ihren Willen *) getreten war, erregten, bis er auf gewiſſe Weiſe wieder ſich mit ihnen vereinigen mußte. Dieſer Gelehrte brachte die Bibliothek in fünf Jahren in die Ordnung, in welcher ſie jetzt iſt. Da bey dieſer Gelegenheit die verſchiedenen zuſammengekauften Bibliotheken in Eine allgemeine Ordnung gebracht wurden, ſo fanden ſich viele Bücher doppelt. Von dieſen ward ein Exemplar der Univerſität zu Prag geſchenkt, die auf dieſe Art 4000 Bände erhielt. Fand ſich ein drittes Exemplar eines Buches, ſo kam es auf die Univerſitätsbibliothek zu Inſpruk. Dem Thereſianum zu Wien wurden 95 doppelte Bücher gegeben, die der adelichen Jugend nützlich ſchienen. Dadurch ward mehr Platz auf der Bibliothek gewonnen; aber noch mehr; dadurch, daß man diejenigen homiletiſchen und aſcetiſchen Bücher, welche man für dieſe Bibliothek allzuſchlecht hielt, den Bibliotheken der P. P. Karmeliter, Auguſtiner und Kapuziner ſchenkte, die ſich damit nun nach Gefallen den Sinn noch mehr

*) Er zeigt dieß ſelbſt an, (Suppl. ad Lamb. Comm. S. 788. 789) ob gleich in ſehr behutſamen Ausdrücken, weil damals die Jeſuiten noch in ihrer größten Macht waren. Aber er ſagt doch: „Mutati cauſſas conſilii ſui legitimas „ſimul & honeſtas fuiſſe.“ Darüber mag man nachdenken.

mehr verdrehen mochten. Hingegen wurden viele tausend Bücher, die seit vielen Jahren ungebunden da lagen, durchgesucht, und diejenigen die nicht allzuschlecht waren, gebunden. Selbst die sämmtlichen Manuskripte, welche in den elendesten Umständen waren, wurden durchgesehen, gereinigt, und diejenigen, welche entweder zerrissene Bände hatten, oder deren alte Bände von Würmern und Speckkäfern durchbohret waren, wodurch also die Handschriften selbst Gefahr litten, neu gebunden, und dadurch vom Untergange gerettet. Hieraus erhellet, welche große Verdienste Swieten und Kollar um die K. K. Bibliothek haben, welche ohne sie in den elendesten Umständen seyn würde. Durch die Vorsorge v. Swietens wurden während der 27 Jahre seiner Direktion außerdem einige tausend in der Bibliothek fehlende Bücher in fremden Ländern gekauft, und besonders wurden sechs kleine Bibliotheken der Kaiserlichen einverleibt: 1) Kaiser Karls VI. Handbibliothek. 2) Die Bibliothek des Leibarzts und Bibliothekdirektors Garelli, wovon die Kaiserl. Bibliothek dem Vermächtnisse dieses gelehrten Arztes gemäß doch nur im Jahre 1741 diejenigen Bücher (2314 an der Zahl) erhielt, welche darinn noch nicht vorhanden waren. Die übrigen wurden nach dem Tode seines 1741 gestorbenen einzigen Sohnes, welcher die Bibliothek in seinem Testamente zum öffentlichen Gebrauche bestimmt hatte, von der Kaiserinn Maria Theresia dem Theresianum geschenkt. 3) Die Bibliothek der ehemaligen Erzherzoge zu Grätz in

Steyer

Steyermark, worinn wichtige Handschriften und gedruckte Bücher waren. 4) Eine von dem Grafen v. Starenberg geschenkte Bibliothek. 5) Die alte Bibliothek der Universität zu Wien, welche die Jesuiten unter ihrer Verwaltung aufs schändlichste vernachläßigt, im Schmutz und Staub hatten umkommen, und sogar die wichtigsten griechischen und lateinischen Handschriften hatten wegkommen lassen, so daß die übriggebliebenen fast lauter scholastischen Wust enthielten. 6) Die Handbibliothek Kaiser Franz I. Auf v. Swietens Veranlassung ward auch die sehr beträchtliche Sammlung von Landcharten, welche der berühmte Freyherr von Stosch zu Florenz gesammlet hatte, von dem Erben desselben, dem sel. Hrn. Philipp Muzell Stosch zu Berlin, gekauft. Endlich ward nach des großen v. Swieten Tode dessen eigene sehr auserlesene Bibliothek der Kaiserlichen einverleibet.

Jetzt rechnet man die Anzahl der gedruckten Bände derselben auf 200,000. Ich darf nicht erst sagen, daß unter dieser großen Anzahl eine Menge der prächtigsten, der wichtigsten, und der nützlichsten Werke sind. Indessen ist doch die k. k. Bibliothek zu Wien, in Absicht der seit hundert Jahren, besonders seit den letzten vierzig Jahren gedruckten Bücher, gegen die Göttingische gewiß sehr unvollständig. Man darf nur bedenken, welche sehr große Anzahl von nützlichen und wichtigen Büchern in England, dem protestantischen Deutschlande und in der protestantischen Schweiz seit hundert

Jahren

Jahren gedruckt worden sind, wie viel unter denselben, nach den bis vor ganz kurzem in Wien befolgten Censurgrundsätzen, für verbotten geachtet waren, und wie ängstlich man seit langer Zeit in Wien verbotene Bücher zu unterdrücken und den Augen aller Menschen zu entziehen suchte. Nach Lambecks eigener Disposition der K. K. Bibliothek, sollten die giftigen und ansteckenden Bücher der Feinde der heil. katholischen Kirche in einem besondern und zwar in dem hintersten Zimmer *) aufbewahr-

*) A. a. O. S. 329 muß ein vernünftiger Mensch wohl unwillig werden, wenn er die Klasse der protestantischen Theologie folgendergestalt angezeigt findet: „Theologia *prohibita* christiana „*Haereticorum* nostri temporis, nempe *Lutherano-* „*rum*, *Calvinianorum*, *Anabaptistarum*, aliorum- „que complurium *Sanctae Ecclesiae Catholicae ho-* „*stium*, quorum scripta licet tanquam *venenata* & „*contagiosa* in *peculiari* quodam, & *quidem omnium* „*altimo conclavi* separatim adservantur.“ Lambeck war selbst ein Protestant gewesen, und war katholisch worden, eben nicht um der Sancta Ecclesia Catholica willen. Dieß läßt sich aus den Umständen wohl vermuthen; und die Jesuiten, wenn sie jemand zum Katholischwerden disponiren, wissen noch bis auf den heutigen Tag, Bewegungsgründe von allerhand Art zu vereinigen. Aber dem sey wie ihm wolle: die gesunde Vernunft wird unterdrückt, wenn auch gelehrte Katholiken sich nicht schämen, — sondern es vielmehr für eine Art von geistlicher Etikette hal-

bewahret werden. Wie groß müßte dieses besondere Zimmer seyn, wenn alle die nützlichen Bücher, welche die lächerlich sogenannten Feinde der heil. katholischen Kirche seit hundert Jahren geschrieben haben, und in denen die heil. katholische Kirche oder die Censur in Wien kurzsichtig genug etwas anstößiges fand, und sie deshalb verbot, darinn vorhanden seyn sollten! Und in einem besondern Zimmer mußten sie doch gewiß vorhanden seyn; denn, da sie verboten waren, durfte man sie nicht jedem lesen, *) noch weniger jedermann lesen lassen. Man erin-

ren — eine solche unvernünftige Sprüche zu führen. Die Folgen davon sind ernsthafter als man denkt. Wie lange ist es, daß in Wien die abgeschmacktesten Bücher, wenn sie nur rechtgläubig waren, wie z. B. P. Vogels S. J. Legende der Heiligen, oder Schrenks Leben des heil. Johann von Nepomuk, im ersten Schranke voran standen, und daß Bücher, wie Spaldings Bestimmung des Menschen, wie Jerusalems Betrachtungen, ja selbst Büchers, wie Süßmilchs göttliche Ordnung, oder Iselins Geschichte der Menschheit, als verbotene Schriften der Feinde der heil. katholischen Kirche, in dem hintersten Schrank abgesonderter gestellt wurden, damit ihr giftiger und ansteckender Inhalt den rechtgläubigen Seelen in der alleinseligmachenden Kirche nicht schaden möge. So war es ja auch noch vor wenig Jahren in der Kaiserl. Bibliothek zu Wien.

*) Wenn unter Regierung der höchstsel. Kaiserinn Königinn jemand ein verbotenes Buch auf der

erinnere sich nun, daß in Wien bis vor ganz kurzer Zeit nicht nur die protestantischen theologischen Bücher, sondern auch alle diejenigen verbotene waren, worinn in philosophischen, politischen und historischen Sachen nur die geringste Freymüthigkeit sich zeigte, daß sogar Moses Phädon, und Abbts Korrespondenz unter die verbotenen Bücher gerechnet worden; so wird man einsehen, wie viel da entbehrt werden muß. Wie wichtig sind schon die Menge vortreflicher und nützlicher engländischer Bücher, welche in Göttingen so vollständig vorhanden sind, und wornach man in Wien gewiß mehrentheils vergebens fragen würde. Verschiedene Gelehrte haben schon geklagt, daß sie in dieser Bibliothek wichtige Lücken, besonders in Absicht der neuen Litteratur *) gefunden haben, außer

 daß

K. K. Bibliothek verlangte, so mußte er die *Licentiam*, welche der päbstliche Nuncius in Wien (gegen baare Bezahlung der Gebühren, doch nicht jedem) gab, vorzeigen; sonst ward er abgewiesen. Wie es jetzt mit verbotenen Büchern gehalten wird, ist mir nicht bewußt; auch nicht, was der seltsame Unterschied, den die Censur zu Wien noch immer unter admittirten und nur tolerirten Büchern macht, auf die öffentlichen Bibliotheken für Einfluß hat.

*) In dem oben angeführten Stücke Nro. 85 der gothaischen gelehrten Zeitung von 1780 heißt es: „Seit 30 Jahren hat man nichts auf Ankauf neuer Bücher verwendet. Michaelis und „Kennikots Nova findet man nicht im Katalo-

„gus.

daß der Freyherr von Swieten der Vater, für das medicinische Fach ziemlich gesorgt hat, dahingegen die andern desto unkompleter geblieben sind, besonders das historische Fach, das unglaublich arm seyn soll.

Daß sich dieses bey der jetzigen gemäßigtern Denkungsart, und unter der Oberaufsicht des Freyherrn

„gus. Nicht einmal Kennikots Bibelwerk gehört der Bibliothek. Man sucht hier vergebens die vornehmsten kritischen Ausgaben der „klassischen Autoren, sowohl als der Kirchenväter. Die Bibliothek hat bloß ihren Glanz von „den Handschriften.“ Daß seit 30 Jahren gar nichts wäre gekauft worden, ist falsch, da unter v. Swietens des Vaters Direktion so viele Bücher angeschaft worden sind. Daß aber viele wichtige Werke fehlen mögen, besonders von Feinden der Kirche, wie Michaelis und Kennikott, ist wohl leicht zu erachten. Wie viel aber jetzt gekauft werden, und ob der K. K. Bibliothek eine gewisse bestimmte Summe zum Ankaufe neuer Bücher angewiesen sey, und wie hoch sie sey, wußten die, so ich fragte, nicht zu sagen. Man sollte fast glauben, daß die bestimmte Summe verhältnißmäßig nicht groß sey; denn Kollar (Suppl. ad Lib. I. Lambecii S. 817) nennt die Kasse der Bibliothek, zu Zeiten der Direktion G. v. Swieten des Vaters, wo so viel auf die Bibliothek gewendet ward, *aerarium*.

herrn Gottfried von Swieten, des Sohnes, ändern werde, kann man mit Gewißheit hoffen. Schon 1781 hatte er zum Besten der Bibliothek etwas sehr nützliches, die Verfertigung eines neuen Verzeichnisses der gedruckten Bücher, veranlasset. Es waren dazu einige gelehrte Arbeiter angesetzt. Unter derselben war Hr. Joseph Eyerell *), ein geschickter Kandidat der Arzneygelahrheit aus Schwaben, den ich in Berlin und Leipzig gekennt hatte.

Die Art wie dieses neue Verzeichniß verfertigt wird, ist merkwürdig. Es wird daran Nachmittags, wenn die Bibliothek geschlossen ist, gearbeitet. Jeder Arbeiter hat eine besondere Klasse. Er nimmt ein Buch nach dem andern, schreibt dessen Titel ausführlich auf ein besonderes Quartblatt, und merkt nach einem vorgeschriebenen Formulare, dessen Nummer, Klasse, Format u. s. w. dabey an. Wenn alle Bücher werden auf diese Art

*) Er fieng 1781 ein Werk unter dem Titel: Annalen der Litteratur in den K. K. Erblanden, an. Da er aber wohl nicht den eigentlichen Zweck und den ungeheuren Umfang eines solchen Werks genug überlegt hatte, so gerieth es mit dem Ersten Heft ins Stecken. Das was diesen Heft schätzbar macht, sind die darinn befindlichen vom Hrn. Rathe Stoll mitgetheilten unbekandten Kirchenlisten von Wien von 1710 bis 1712.

Außerdem zog meine Aufmerkſamkeit die in ihrer Art einzige Sammlung von Bildniſſen auf ſich, welche vom Prinzen Eugen von Savoyen herſtammt. Für einen Phyſiognomen iſt ſie ſehr wichtig, ſchon um zu unterſuchen, in wiefern die Manier der Maler und Kupferſtecher die Natur verläßt. Auch ſah ich die deutſche Bibel in drey großen Bänden in Folio, welche Kaiſer Wenzlaw im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts auf Pergament hat ſchreiben, und mit vielen ſehr ſauber Anfangsbuchſtaben und Gemälden hat zieren laſſen. Lündbeck hat dieſe Bibel ſehr ausführlich beſchrieben *) und einige der Gemälde in Kupfer ſtechen laſſen, als in dieſer Bibel der Kaiſer nackend im Bade, mit der Badenmagd in Prag, die ihn hernach aus dem Gefängniſſe rettete, und ſeine Beyſchläferinn ward, abgebildet iſt. Keyslern **) iſt ein arger Gedächtnißfehler entfahren, da er ſchreibt, dieſer Kodex mit den Gemälden vom Kaiſer Wenzlaw ſey ein Kodex der güldnen Bulle.

Die

Lib. VII. N. E. S. 20.); und den in dieſem Jahrhunderte angeſchafften ſogenannten florentiniſchen Kodex, deſſen voriger Beſitzer viele Anmerkungen an den Rand geſchrieben hatte, die ſchon vor mehr als zwanzig Jahren dem berühmten Ruhnken ſind mitgetheilt worden, (l. c. Lib. I. in Suppl. Kollarii S. 778) der aber ſo viel ich weiß, davon noch keinen Gebrauch gemacht hat.

*) S. Lambecii Comm. de Bibl. Caeſ. E. nov. Lib. II. S. 527. u. ff.

**) S. Keyslers Reiſen 1ter Band S. 1238.

Die Höflichkeit des damaligen K. K. Bibliothekars Herrn von Martinez muß ich rühmen. Diese Bibliothek ist täglich von 9 bis 12 Uhr Vormittags*) offen. Dabey stehen außer dem obersten Direktor, Freyherrn Gottfried von Swieten, ein Direktor, dessen Stelle nach Kollars Tode der Hr. v. Martinez erhalten hat, zwey Kustoden oder Bibliothekarien, welche Stellen, so viel ich weiß, jetzt nicht besetzt sind; fünf Bibliothekschreiber oder Skriptoren, und drey Bibliothekdiener. Wie nöthig es ist, daß zu einer grossen Bibliothek mehrere Personen zur Arbeit nöthig sind, wird anwendig Orten erwogen.

2) Die Windhagische Bibliothek. Johann Joachim Enzmiller war ein Mann, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts, in Schwaben von armen Eltern gebohren, in Wien die Rechte studirte, und daselbst Advokat ward. Aber in den unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges

*) Mehrere Leute haben schon das Bedenken gehabt, ob es nicht nützlich seyn würde, wenn diese grosse Bibliothek Vormittags und Nachmittags offen wäre. Wenn man dieses den Bibliothekaren nicht zumuthen wollte, so wäre es vielleicht besser, sie lieber Nachmittags als Vormittags zu öfnen. Vormittags sind auf der Universität die meisten Kollegien. Die Gelehrten, welche in Aemtern stehen, haben ihre meisten Geschäfte Vormittags, und würden also Nachmittags, wenn sie sonst in gelehrten Sachen fleißig seyn wollten, die K. K. Bibliothek eher brauchen können.

ſehr erlaubte, ja nothwendige Handlung mit einer unerlaubten in gleiche Klaſſe ſetzen, und gleich beſtrafen wollen. Bücher entwenden iſt eine ſchändliche Sache. Aber eine Bibliothek, die keine Bücher verleihen ſoll, iſt nur halb brauchbar. Dieß wird jeder zugeben, der verſtehet, wie und wozu Bücher von Gelehrten gebraucht werden. Dazu kommt, daß, wie jedermann in Wien ſagt, dieſe beiden Bibliotheken ſehr wenig beſucht werden. Wenn nun Gelehrte ſolche Bücherſäle nicht beſuchen können und wollen, ſo ſind ſie ja ganz unnütz, wenn man nicht wenigſtens die Bücher denen die ſie verlangen, leihen will.

4) Es ſind viele anſehnliche Bibliotheken in Wien, die nicht zum öffentlichen Gebrauche gewidmet ſind, z. B. die Erzbiſchöfliche, die Bibliothek der Stadt Wien, *) die Bibliothek des Benediktiner-Schottenſtifts, der Chorherren zu St. Dorothea und vieler anderer Klöſter. Viele Privatperſonen haben auch Bibliotheken. Ich habe

*) In derſelben ſind außer verſchiedenen Handſchriften, beſonders viel Bücher von den erſten Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunſt. Der ehemalige Sekretar der Stadt Wien P. J. Lambacher ließ 1750 drucken: Bibliotheca antiqua Vindobonenſis civica, ſ. Catalogus librorum antiquorum, cum Mſtorum, tum ab inventa typographia ad annum 1560 typis excuſorum, c. annott. hiſt. crit. lit. P. I. 4.

habe schon oben die Bibliotheken Sr. Excellenz des Grafen Karl Palffi, des Hrn. Hofrath v. Kruft, des Hrn. Hofrath Jenisch u. a. angeführt. Es ist leicht zu erachten, daß noch viel mehrere vorhanden sind.

XI. Das K. K. Naturalienkabinet, oder Kabinet der Naturgeschichte.

Eigentlich ist es eine Sammlung von Mineralien, Steinen, Versteinerungen, Konchylien und Zoophyten. Kaiser Franz I. legte zu demselben den ersten Grund, indem er das Kabinet des Ritters von Baillou zu Lucca kaufte. Dieß war gegen die jetzige Sammlung nur unbeträchtlich. Der Hr. Hofrath von Born, dieser große Kenner der Mineralogie, brachte es endlich dahin, daß alle inländische Erzstufen, Mineralien und andere Fossilien, der an mineralogischen Seltenheiten so reichen K. K. Erblande, und nebst diesem auch viele ausländische gesammlet wurden, und daß die Sammlung alle Montage jedermann offen stehet. Daraus ist nun eine so beträchtliche mineralogische Sammlung erwachsen, daß derselben in Deutschland, nur die vortreffliche und so sehr lehrreiche Sammlung auf der Bergakademie in Freyberg und etwan die churfürstliche Sammlung zu Mannheim an die Seite gesetzt werden kann.

Dem Hr. von Born ist aber nicht allein die große Vermehrung dieser Sammlung zu danken, son-

sondern ein größeres Verdienst ist es, daß er sie in eine lehrreiche Ordnung gebracht hat. Die größte Sammlung dieser Art hat einen geringen Werth, wenn sie nicht so geordnet ist, daß sie zu besserer Erkenntniß der Natur gereicht. Des Hr. v. Born Plan, den er zur neuen Anordnung der Mineralien und übrigen Fossilien als des Hauptwerks dieser Sammlung machte, hat Hr. Karl Haidinger *) Adjunkt dieses Kabinets herausgegeben. Er hat Kronstedts und Wallerius Systeme zwar zum Grunde gelegt, doch ohne ihnen bloß zufolge, sondern hat sich, wenn er, nach den neuen Entdeckungen in der Mineralogie, von ihnen abgehen mußte, ein neues System gemacht. Die Konchylien und einige andere Seltenheiten aus dem Thierreiche sind nach Linne, und die Zoophyten nach Pallas geordnet. Das Verzeichniß der Konchylien hat Herr von Born 1778 selbst herausgegeben, und die Abbildungen derselben nach der Natur illuminirt, auch herauszugeben angefangen. **)

Diß Kabinet ist auf dem Augustinergange oder auf dem neuen Korridor hinter der Bibliothek in zweyen mäßigen Sälen aufgestellt. Die Naturalien stehen zu beiden Seiten in Schränken, die oben Glasfenster und unten Schubläden haben.

Die

*) Eintheilung der K. K. Naturalienſammlung. Wien 1782. 8.

**) S. oben im IIIten Bde. S. 339.

Die Stücke, die besonders ins Auge fallen, sind voran gestellt, worunter viele sehr große Stufen sind, dergleichen man an andern Orten schwerlich finden wird. *) Sie sind für diejenigen, die Nichtkenner sind, so zur Schau gesetzt, aber keine ist da, die nicht auch dem Kenner betrachtungswerth wäre. Der Herr von Born both mir sehr gefällig an, es mir zu einer von mir selbst zu wählenden Zeit zu zeigen. Ich sah dieses als ein Zeichen seiner edlen Bereitwilligkeit gegen einen Fremden an. Ich glaubte aber, ich würde sie mißbrauchen und unbescheiden seyn, wenn ich zugäbe, daß ein so großer Naturkundiger einen halben Tag mit einem bloßen obgleich lehrbegierigen Laien in der Naturgeschichte verschwendet hätte. Ich gieng also an einem Montage Vormittags hin, wo das Cabinet ohnedieß allezeit offen ist. Ich glaubte den Herrn von Born daselbst zu finden, und wolte also für mich nur die Zeit, die er ohnedieß dem Kabinet gewidmet hätte, nutzen. Ich fand ihn aber nicht, und hörte nachher, daß diesem großen Manne, durch den allein dieses Kabinet, das was es ist, geworden ist, soviel Verdruß gemacht worden, daß er es selten, ohne besondere Veranlassung besuchen

mag

*) In Sanders Reisen IIter Band S. 297 sind verschiedene Stufen dieses Kabinets beschrieben. Einige daselbst befindliche Stufen von sogenannter Eisenblüthe sind im Götting. Magazine IIten Jahrgangs 5s St. S. 677 beschrieben.

nag. Dieß ist unverdienter Undank. Hätte ich dieß vorher gewußt, so würde ich allerdings dieses berühmten Mannes Anerbieten angenommen haben; denn unter seiner Anführung wäre mir gewiß vieles lehrreich geworden, das ich nicht genug betrachtet habe.

Hinter den beiden Sälen ist noch ein geräumiges Zimmer. In demselben hängen acht und zwanzig Stücke etwan 1½ Fuß hoch und zwey Fuß lang, von Kaiser Franz I. in Florenz gekauft, von sogenannter florentiner mosaischen Arbeit aus Steinen zusammengesetzt, welche Landschaften oder Gegenden vorstellen sollen. Diese Stücke sollen 30,000 Fl. gekostet haben. Ist dieß wahr, so ist das Geld schlecht angewendet. Diese Art von Florentiner Landschaften sieht immer hart und unnatürlich aus. Wozu soll ein Kunstwerk, das als Kunstwerk so unvollkommen ist, so theuer bezahlt werden? Auch sind da Blumen und Insekten aus farbigten Steinen geschnitten, dergleichen Hauy in Berlin ehemals machte, und ein ausgelegter Tisch von Lapis Lazuli.

Was mir mehr als alles dieses gefiel, ist ein herrliches Gemälde voll Natur und Wahrheit von Martin de Meytens. Man sieht auf demselben in Lebensgröße die Bildnisse des Kaisers Franz I. nebst den Bildnissen des Ritters Vaillant, des Abbe de Marsy, des Alterthumskenners Duval, und des berühmten Freyherrn von Swieten. Besonders das letzte ist sehr schön und voll Ausdruck.

Natu-

Naturalienſammlungen von Privatperſonen ſind wie leicht zu erachten nicht wenige. Die Mineralienſammlung des Herrn Kanonikus Stütz zu St. Dorothea habe ich geſehen. *) Sie enthält lauter Stufen aus Oeſtreich. Der berühmte Herr von Jaquin hat auch ein beträchtliches Mineralienkabinet; und die älteſte Fräulein Tochter des Herrn Hofrath von Born ein auserleſenes Konchylienkabinet. Das ehemals in vielen Büchern gerühmte Mineralienkabinet des Herrn von Moll, worunter doch die Petrefakten, welche man ehemals mehr ſchätzte, als jetzt, die hauptſächlichſte Stelle einnehmen, beſitzt jetzt der herzoglich braunſchweigiſche Reſident Freyherr von Vockel. **)

XII. Das K. K. Münzkabinett.

Ich habe dieſe wichtige Sammlung ſchon oben S. 501. angeführt.

XIII. Das K. K. mechaniſch-phyſiſche Künſtkabinett.

Es iſt von Kaiſer Franz I. errichtet, und ſtehet ebenfalls auf dem Korridor der K. K. Bibliothek. Ich habe es wegen der Menge von Merkwürdigkeiten, die ich in Wien zu beobachten hatte, nicht ſehen

*) S. auch Sanders Reiſen IIter Theil S. 525.
**) S. Sanders Reiſe IIter Theil S. 493 und 577.

hen können, welches mir wohl leid thut. Ich führe es aber künftigen Reisenden zu Gefallen an. Es sind da physische und elektrische Instrumente, besonders aber verschiedene mechanische Kunststücke und Automaten. Einige davon sind von dem jetzigen Aufseher dieses Kabinets, dem Herrn v. Knauß *) selbst verfertigt.

XIV.

*) Dessen Bruder, welcher sich lange Zeit in Darmstadt aufgehalten hat, und jetzt K. K. Zeughauptmann in Wien ist, ist auch ein trefflicher mechanischer Kopf. Er hat unter andern nach einer Arbeit von acht Jahren ein künstliches mechanisches Werk zu Stande gebracht, welches, wenn man an einem Faden ziehet, ein ganzes Karussel von vielen Personen, die sich alle natürlich bewegen, vorstellet. Es hauen z. B. die Ritter in vollem Rennen einige Köpfe ab, zwey Ritter stoßen zusammen, und der eine zerbricht wirklich eine Lanze, u. s. w. Wenn das Karussel vorbey ist, und die Thüren zugemacht werden, sind innerhalb etwa vier Minuten ohne äußerliches Zuthun, die abgehauenen und zerbrochenen Stücke wieder in Ordnung und das Karussel kann von neuem wieder angehen, vermuthlich weil die eine Figur doppelt oder mehrmal da ist. Der jetzige Besitzer dieses Kunstwerks ist der Graf Franz Joseph von Thun. Ich habe es selbst nicht gesehen, aber es von Personen, die es gesehen haben, beschreiben hören.

XIV. Von der Büchercensur.

Das Büchercensurwesen hat bis jetzt in Oestreich dem Fortgange der Aufklärung die größesten Hindernisse in den Weg gelegt *). Die Geistlichkeit, besonders aber die Jesuiten, welche in Oestreich seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts ihre Herrschaft immer mehr zu befestigen wußten, fanden diese enge Einschränkung der Lektur ihren Absichten sehr gemäß. Die Censur der Bücher ward 1732 der Universität übergeben, das heißt den Jesuiten, denen die Universität gehörte. Sie schoben die katholische Religion **) vor, und so ward alles was nicht katholisch war, verdammt und verbannt. Wie viele nützliche Kenntnisse mußte Oestreich dadurch entbehren!

*) S. den IIIten Band S. 363.

**) Claude Morel Doktor der Sorbonne, gab die Erlaubniß zum Drucke einer Uebersetzung des Alkorans, mit folgenden Formeln: „Daß er „darinn nichts wider den katholischen Glauben „und die guten Sitten gefunden hätte.“ S. Tableau de Paris Ed. in 12. T. II. S. 49. Auf solche abgeschmackte Dinge kommt man, wenn man nichts erlauben will, als was einem vorgeschriebenen Glauben gemäß ist. In Italien müssen die Dichter vor ihre Werke eine Erklärung setzen: „Daß sie die mythologischen Personen für „poetische Fiktionen, nicht aber für Götter halten, und sich in allem dem unterwerfen, was „die heilige Mutter Kirche zu glauben befiehlt.“

Der Freyherr Gerard von Swieten, der auf alle Weiſe die Macht der Jeſuiten und der Geiſtlichkeit überhaupt zu untergraben ſuchte, that es auch dadurch, daß er ein Cenſurkollegium zu Stande brachte, welches unter ſeinem Vorſitze aus Perſonen beſtand, die nicht Jeſuiten und nicht bloß Geiſtliche waren. Dieß war in der That ein kühner Schritt, und einige Erleichterung folgte auch darauf, aber im Grunde war doch den Wiſſenſchaften wenig damit geholfen. Man verfuhr bey dieſem Cenſurkollegium ſehr ſtreng. Alle Bücher, die ins Land kamen, mußten (ſo wie noch jetzt) auf die Büchermauth gebracht werden, und wurden alsdenn den Cenſoren zum Durchleſen und Referiren ans Cenſurkollegium gegeben, worüber oft einige Monate hingiengen. Waren es neue Bücher, die man unzuläßig fand, ſo wurden ſie das erſtemal verſiegelt, und konnten aus dem Lande geſchickt werden. Waren ſie aber ſchon vorher verboten, ſo wurden ſie verbrannt. Einige einigermaßen erlaubte Bücher wurden *erga Schedam* verſtattet: das heißt, wer ein ſolches Buch haben wollte, mußte darum ſchriftlich anſuchen; worauf er denn nach Befinden entweder einen Erlaubnißzettel, oder auch abſchlägige Antwort erhielt. Da mancher ſeine Urſachen hatte, dieſe Formalität ſich nicht gefallen zu laſſen, und viele gute Bücher gar nicht einmal recht bekannt waren, ſo war dieſe Erlaubniß erga Schedam von geringem Nutzen.

Swieten, ſo ein großer Gelehrter er war, hatte doch in religiöſen und philoſophiſchen Sachen

noch

noch sehr groſse Vorurtheile, und hegte, wider die für den menschlichen Verstand so nöthige Freyheit der Untersuchung jeder Wahrheit, despotische Grundsätze. Daher war die Censur unter seiner Verwilligung noch höchst streng, *) und höchst streng wur-

*) Man gewöhnte sich in Oestreich an diese dem wahren Fortgange der Wissenschaften so schädliche Strenge der Censur so sehr, daß man sie sogar für nützlich halten wolte. Wenigstens trauten sich auch die freymüthigsten Schriftsteller nicht ein Wort darüber zu sagen. Hr. v. Sonnenfels sagte noch vor 14 Jahren (Grundsätze der Policeywissenschaft 1ster Band, dritte Auflage 1770 S. 146): „In Ansehung der Sitten so„wohl als der Religion und der politischen Mei„nungen der Bürger, ist nichts fähiger den La„stern zu wehren, als wenn die Freyheit alles „was der Religion, dem Staate, den Sitten „und einer guten Denkungsart entgegen ist, zu „schreiben, und Schriften dieser Art zu lesen, „begränzt wird. — Die Bestimmung der Cen„sur ist: die Verbreitung irriger, ärgerlicher und „gefährlicher Meinungen zu verhindern.“ Aus solcher unbestimmten Bestimmung folgte unmittelbar die ärgste Bedrückung des Geistes und der schädlichste litterarische Despotismus. Kurzsichtige Censoren entschieden, daß in Moses Phädon, in Süßmilchs göttlicher Ordnung, in Iselins Schriften, und in tausend andern nützlichen Büchern, irrige und gefährliche Meinungen wider Religion, Staat und gute Denkungsart enthalten wären; und so wurden sie kurz weg verboten.

den auch ihre Verbote ausgeführt. Unter vielen zum Theile beynahe unglaublichen Beyspielen, die mir bekannt sind, will ich nur ein einziges erzählen.

Als mein sel. Freund Meinhard, dessen vortrefliche Versuche über die italiänischen Dichter allgemein berühmt sind, mit dem Hrn. Grafen Moltke nach Wien kam, wurden ihm, wie allen Fremden, seine Bücher weggenommen. Es waren darunter die *Opere di Macchiavello* und der *Emile* des Rousseau. Hierüber entstand der größte Lärm, daß sich jemand unterstanden hätte, diese Bücher einzuführen. Es war nicht möglich, die Bücher wieder zu erhalten, ohnerachtet der Königl. Dänische Gesandte sich der Sache annahm. Meinhard gieng selbst zum Freyherrn von Swieten, um ihn nur zu bitten, daß die Bücher versiegelt und an der Gränze ihm wieder ausgeliefert werden möchten. Aber er erhielt ganz trocken zur Antwort: „Die Bücher wären schon verbrannt; und „es wäre eine Schande, daß jemand sich unterstände, ein Buch wie den Macchiavell in die Hände „zu nehmen.“ Meinhard wollte wenigstens den *Emile* vertheidigen, aber die Antwort war: „Ne „me parlez pas de Rousseau, c'est un mauvais „sujet!“ Und nun kam ein so heftiges Schelten auf Rousseau als den verderblichsten Menschen, daß der gute Meinhard, der ohnedieß leicht ängstlich ward, sogleich das Zimmer verließ. Indessen fand Meinhard, dem die italiänische Lektur zur Nothwendigkeit geworden war, bey seiner Abreise nach

Ita

Italien, unvermuthet zu Klagenfurt einen Machiavell, der ihm, ob es gleich eine schlechte Ausgabe war, großes Vergnügen machte, da Machiavell, wegen der Zierlichkeit seiner Schreibart, einer der Lieblingsschriftsteller meines Freundes war. Als er nach Rom kam, wurden seine Bücher wieder angehalten. Er gieng deshalb den folgenden Tag zum Sekretar des Magister Palatii, der ein Dominikaner war. Dieser gab ihm die Bücher sogleich zurük. Er setzte hinzu: „Es sind einige verbotene darunter. Aber Sie sind ein Gelehrter, „und zu verständig, als daß Sie dieselben öffentlich „zeigen und sich und mir Verdruß machen sollten. „Da Sie so gut italiänisch sprechen, so merke ich „wohl, daß Sie den Macchiavell fleißig studirt haben. Er ist auch wirklich einer unserer besten Autoren. Aber Sie haben eine gar schlechte Ausgabe „davon. Suchen Sie die beste zu bekommen; sie „ist —" Hier nannte der Dominikaner gerade die Ausgabe, die in Wien verbrannt worden war. Welcher Kontrast!

Es war damals der größte Theil der guten Bücher in Wien verboten. Die geringste Abweichung von der katholischen Religion, die geringste Freymüthigkeit war dazu schon genug. Meinhard fand bey einem gewissen Gelehrten in Wien, den ich nicht nennen will, Iselins Träume eines Menschenfreundes auf dem Tische liegen. Wie ist es möglich, sagte er, daß dieses so nützliche Buch hier verboten seyn kann? Nach einigem Dispüte

hierüber ſchlug endlich der Wiener Gelehrte das Buch auf, las zwey Stellen *) daraus her, wo Iſelin als ein Menſchenfreund, aber auch als ein Republikaner ſpricht, und ſagte mit einigem Eifer: „Das „Buch mußte verboten werden; denn wie würde es „gehen, wenn die Frau dieſe Stellen ſollte zu ſehen bekommen!“ Die obedientia paſſiva **) hat in

*) In der neuen Ausgabe IIter Theil S. 260 bis 264 und S. 270 bis 274.

**) Sogar Hr. von Sonnenfels (Grundſätze der Policeywiſſenſchaft Iter Band S. 89) will, wenn Gefahr vorhanden iſt, (welche ſchreckliche Folgen können ſolche unbeſtimmte Ausdrücke haben!) öffentliche Tadler der Regierung an die Schandſäule geſtellt wiſſen. „Wenn aber keine „gefährlichen Umſtände vorhanden, wenn keine „ungebührlichen Ausdrücke gebraucht werden, „wenn mehr vernünftelt als getadelt wird; ſo ſey „zwar Vernünftler ernſtlich abzumahnen, ſonſt „aber lubricum linguae *non facile* (alſo doch „wohl!) ad *poenam* trahendum eſt.“ Groſſer Gott! welche Begriffe! Vom Vernünftlen in gebührlichen Ausdrücken ſoll ernſtlich abgemahnt werden! Würde für Oeſtreich wohl einige Hofnung zur Verbeſſerung ſeyn, wenn Kaiſer Joſeph II. auch ſolche Begriffe hegte? Eben dieſer Schriftſteller (a. a. O. S. 119) nennt: „die Freygeiſterey ein politiſches Verbrechen, „weil ſie dem Staate gewiſſermaßen die Mittel „raubt, ſeine Bürger aufs vollkommenſte zu leiten.“ So? Alſo auch in Dingen, welche auf Ueber-

Wien allzeit sehr viel Vertheidiger gehabt; wovon mir der sel. Meinhard gleichfalls sonderbare Beyspiele erzählte. Dieß ist auch in einigen Schriften nur allzumerklich. Daher waren die engländischen Bücher der Censur besonders verhaßt, waren streng verboten, und daher größtentheils noch 1781 in Wien ziemlich unbekannt.

Im Jahre 1765 ward ein Catalogus librorum prohibitorum bekannt gemacht, und nachher mit einigen Supplementen vermehret. Aus demselben siehet man, wie wenig man die Verbote nach gesunden Grundsätzen machte. Die allerschändlichsten und die allernützlichsten Bücher wurden mit gleicher Strenge verdammt. Die absurdesten Schwärmereyen, und die Werke Iselins, Abbts, Schrökhs, Mendelsohns *), sogar Süßmilchs göttliche

Ueberzeugung beruhen, soll uns der Staat leiten? Auch in religiösen und in politischen Meinungen (S. S. 853 in der Note) soll der Staat seine Bürger leiten! Nicht einmal Meinungen sollen frey seyn! Es ist traurig, dergleichen Behauptungen bey einem Schriftsteller zu finden, der sich sonst unter so vielen auszeichnet; und man siehet daraus, wie wenig noch in Oestreich gewisse Begriffe erörtert waren.

*) Zween holländischen Reisenden, den Herren van Nooten und van der Bosch wurden im Jahre 1778 ihre sehr unschuldigen und nützlichen Bücher, unter andern Moses Mendelssohns Phädon, wegge-

Ordnung, wurden darinn verboten. Ja endlich gieng es so weit, daß man im Jahre 1777 diesen Catalogum librorum prohibitorum selbst unter die verbotenen Bücher setzte, *) damit die schlechten Leute nicht die schlechten, und die klugen Leute nicht die klugen Bücher aus demselben möchten kennen lernen, und sich, durch die Bücherschwärzer, **) besonders die schmutzigen Bücher für zehnfachen Preis möchten kommen lassen.

Nicht allein ganze Bücher wurden verboten; sondern wenn einzelne Stellen in den Büchern der Censur nicht gefielen, so wurden ganze Blätter und Bogen ausgeschnitten. Wer aber einen Freund unter den Sekretaren der Censur hatte, der wuste es in die Wege zu richten, daß die Blätter, die ausgeschnitten werden solten, nur durchgeschnitten wurden, so daß sie doch noch zu lesen waren: oder die ausgeschnittenen Blätter wurden auch wohl von den Unterbedienten auf die Seite gebracht und verkauft. Die Bücher oder die Blätter die verboten waren, wurden wie schon angeführt, der Regel nach, ohne Barmherzigkeit verbrannt. Doch hier

weggenommen, waren auch durch keine Vorstellungen wieder zu erhalten, sondern wurden verbrannt.

*) S. Büschings wöchentl. Nachrichten Vier Jahrgang S. 302.

**) Schwärzen, einschwärzen, heißt Konterbande machen.

hier fand man auch zuweilen Mittel, ins geheim Barmherzigkeit zu erlangen, so daß dasjenige, was verbrannt werden solte, nur angebrannt wurde. Ich habe selbst dergleichen Bücher gesehen.

Nach von Swietens Tode ward es mit der Censur immer schlimmer. Denn nun gieng es mit mehrerer Unordnung und zuweilen noch mit größerer Strenge dabey zu, zumal da die höchstsel. Kaiserinn Königinn nur allzu oft unmittelbar durch Handbillette *) dazwischen kam, wodurch die wohldenkenden Leute furchtsamer wurden, und die, welche Intriguen spielen wolten, oft noch mehr freyes Feld dazu

*) Die Routine war folgende: Ein Jesuit, der ein Buch unterdrücken, oder ein Bethruder, der sich durch Heucheley oder Skrupulosität bey der Kaiserinn rekommendiren wollte, gieng zu einer Kammerfrau, und zeigte ihr eine im Buche mit Rothstein unterstrichene Stelle. Diese zeigte die unterstrichene Stelle der Kaiserinn vor, und so ward sogleich das Buch verboten. Auf den Zusammenhang des Textes sah man gar nicht. Es ward einmal (wenn ich nicht irre 1774) Wielands Merkur, wegen einer Stelle, wo von Christus und Muhamed geredet wird, und wo eine falsche Interpunktion einen ganz andern Sinn gab, aufs schändlichste angeklagt, und wirklich vermittelst Handbillets der vermeinten Gotteslästerung wegen verboten. Als aber vernünftige Leute die richtige Interpunktion zeigten, ward das Verbot wieder aufgehoben.

Ordnung, wurden darinn verboten. Ja endlich gieng es ſo weit, daß man im Jahre 1777 dieſen Catalogum librorum prohibitorum ſelbſt unter die verbotenen Bücher ſetzte, *) damit die ſchlechten Leute nicht die ſchlechten, und die klugen Leute nicht die klugen Bücher aus demſelben möchten kennen lernen, und ſich, durch die Bücherſchwärzer, **) beſonders die ſchmutzigen Bücher für zehnfachen Preis möchten kommen laſſen.

Nicht allein ganze Bücher wurden verboten; ſondern wenn einzelne Stellen in den Büchern der Cenſur nicht gefielen, ſo wurden ganze Blätter und Bogen ausgeſchnitten. Wer aber einen Freund unter den Sekretaren der Cenſur hatte, der wuſte es in die Wege zu richten, daß die Blätter, die ausgeſchnitten werden ſolten, nur durchgeſchnitten wurden, ſo daß ſie doch noch zu leſen waren: oder die ausgeſchnittenen Blätter wurden auch wohl von den Unterbedienten auf die Seite gebracht und verkauft. Die Bücher oder die Blätter die verboten waren, wurden wie ſchon angeführt, der Regel nach, ohne Barmherzigkeit verbrannt. Doch hier

weggenommen, waren auch durch keine Vorſtellungen wieder zu erhalten, ſondern wurden verbrannt.

*) S. Büſchings wöchentl. Nachrichten Vter Jahrgang S. 302.

**) Schwärzen, einſchwärzen, heißt Konterbande machen.

hier fand man auch zuweilen Mittel, ins geheim Barmherzigkeit zu erlangen, so daß dasjenige, was verbrannt werden solte, nur angebrannt wurde. Ich habe selbst dergleichen Bücher gesehen.

Nach von Swietens Tode ward es mit der Censur immer schlimmer. Denn nun gieng es mit mehrerer Unordnung und zuweilen noch mit größerer Strenge dabey zu, zumal da die höchstsel. Kaiserinn Königinn nur allzu oft unmittelbar durch Handbillette *) dazwischen kam, wodurch die wohldenkenden Leute furchtsamer wurden, und die, welche Intriguen spielen wolten, oft noch mehr freyes Feld dazu

*) Die Routine war folgende: Ein Jesuit, der ein Buch unterdrücken, oder ein Betbruder, der sich durch Heucheley oder Skrupulosität bey der Kaiserinn rekommendiren wollte, gieng zu einer Kammerfrau, und zeigte ihr eine im Buche mit Rothstein unterstrichene Stelle. Diese zeigte die unterstrichene Stelle der Kaiserinn vor, und so ward sogleich das Buch verboten. Auf den Zusammenhang des Textes sah man gar nicht. Es ward einmal (wenn ich nicht irre 1774) Wielands Merkur, wegen einer Stelle, wo von Christus und Mahomed geredet wird, und wo eine falsche Interpunktion einen ganz andern Sinn gab, aufs schändlichste angeklagt, und wirklich vermittelst Handbillets der vermeinten Gotteslästerung wegen verboten. Als aber vernünftige Leute die richtige Interpunktion zeigten, ward das Verbot wieder aufgehoben.

dazu bekamen. Die letzte häßliche Scene *) mit der Censur geschahe 1779 in Prag, wo ein verkleideter Censurbeamter bey den Buchhändlern die schändlichsten Bücher aufsuchte, und wo unter diesem Vorwande auch die nützlichsten Bücher, und die Werke der besten Schriftsteller Deutschlandes weggenommen, und verboten wurden.

Die allgemeine deutsche Bibliothek war vielleicht zufälligerweise durch einen Nebenumstand, vom Anfang an, von dieser strengen Censur noch immer erlaubt worden. Erst beym achtzehnten Bande und zwar bey der Recension von Lessings Berengarius Turonensis **) bekam, sollte man es denken? ein medicinischer Censurrath Gewissensbisse über dasjenige, was Lessing und der Recensent über Ketzer und Koncilien gesagt hatte, und zeigte die A. D. B. einem Theologen an. Dieser mochte einen Beruf in sich fühlen, ein neuer Lanfrank der neuen Berengare zu werden, und gab sehr vielfältig nachher sein theologisches Bedenken über dieses Werk. Indessen waren im Kollegium noch verschiedene Männer, welche weniger Theologie und mehr

*) S. Schlözers Briefwechsel XXVter Heft S. 56. und XXXIIter Heft S. 87.

**) Allg. deutsche Bibliothek XVIIIter Bds. 2S St. S. 393. Diese und die folgenden Vorfälle, die ich hier erzähle, weiß ich von sehr guter Hand, und sie bleiben wahr, wenn man sie auch, wie es leicht seyn kann, läugnen sollte.

mehr Philosophie und gesunde Vernunft in den Köpfen hatten, die einen grössern positiven Nutzen wichtiger hielten, als ein geringes genommenes Aergerniß, und nicht zugeben wolten, daß man verbieten sollte, was man acht Jahre lang für erlaubt gehalten hatte. Die entgegengesetzte christkatholisch-orthodoxe Partie fuhr aber beständig fort dagegen zu arbeiten, bis es ihr endlich im Jahre 1778 gelang, es dahin zu bringen, daß nicht allein alle bis dahin gedruckten Bände, sondern auch alle künftigen (deren Inhalt man doch unmöglich wissen konnte) aufs schärfste verboten wurden. *) Man rathe einmal weswegen? Man wird es schwerlich rathen. In des XXXIII. Bds im St. S. 79 wird in der Recension von Leß Passionspredigten folgendes gesagt:

„Jesus weigerte sich, den ihm am Kreuze angebotenen (nach Matth. 27, 34. und Mark. 15, 25) „bittern Wein, diesen berauschenden Trank zu nehmen; denn er wolte sich in seinem Leiden, mit Gehorsam und Liebe gegen Gott, nicht aber durch körperliches Gefühl und vernunftraubende Mittel stärken:" „sagt Hr. Leß und stellt dieses Verhalten als ein Muster

der

*) Man wollte anfänglich sogar nicht einmal die fünf Exemplare, welche an den Reichshofrath wegen des Kaiserl. Privilegium abgeliefert werden, passiren lassen. Aber der Reichshofrath wußte seine Exemtion von den östreichischen Gerichtsstellen geltend zu machen.

„der Nachahmung in ähnlichen Fällen auf. (S. 145 „u. f.) Ganz lehrreich und schön! Es dürfte sich aber „aus J. damaligem ganzen Zustande; — aus der „durch das Wachen in der unmittelbar vorhergegan„genen Nacht, und durch die heftigen Kreuzigungs„schmerzen verursachten Entkräftung seines Körpers, „auf eine hieraus allmälig entstandene merkliche Schwä„che der Besinnung und Ueberlegungskräfte seines Gei„stes, und so auf die Unwahrscheinlichkeit jener vom „V. ihm geliehenen Reflexionen und Absichten, nicht „unrichtig schließen lassen. Daß unser Herr kurz vor „seinem Hinscheiden noch: Vater! in deine Hände be„fehle ich meinen Geist, oder wie Hr. Leß (hier etwas „sklavisch) übersetzt: in deine Hände lege ich meinen „Geist nieder, ausgerufen; beweißt gegen jene Aeuf„serung nichts. Bey manchen Sterbenden tritt nach „einer langen Abwesenheit des Geistes, unmittelbar „vor dem Tode noch eine große Lebhaftigkeit desselben, — das ganze Bewußtseyn, ein.“

Es ist wohl offenbar, daß diese Stelle ganz unschuldig ist. Die gesunde Vernunft giebt, daß ein jeder Sterbender schwach wird, und daß die Besinnung und folglich auch die Ueberlegungskraft nach und nach aufhört. Sonst kann man nicht sagen, er sterbe, oder man müßte mit Worten spielen wollen. Gleichwohl wurde diese Stelle, wie ich von sehr guter Hand in Wien vernahm, von den Leuten, die schon lange auf die A. D. B. laueten, ergriffen, und der höchstsel. Kaiserinn Königinn so vorgebracht, als ob darinn gesagt würde: Jesus sey vor seinem Tode unsinnig geworden, und dieß ward für eine Gotteslästerung ausgegeben.

ben. Da die fromme Kaiserinn gotteslästerliche Bücher freilich in ihrem Staate nicht leiden wolte, so wurde Ihr auf diese Art das scharfe Verbot abgelockt.

So sehr ich die Befehle der Regenten verehre, so glaubte ich es doch der guten Sache der Freiheit zu denken, schuldig zu seyn, mich in der Vorrede zum dritten Anhange der A. D. B. *) öffentlich darüber zu erklären, daß ein großer Theil der Werke der besten Schriftsteller Deutschlandes, die ganz Deutschland las und schätzte, in Wien beständig für verboten geachtet wurden; und ich wagte es die Censoren zu Wien, nicht als Censoren, sondern als Gelehrte, die auch außer Oestreich einen litterarischen Ruhm zu bewahren oder zu verlieren haben, (weil ich damals wirklich die eigentliche Veranlassung noch nicht wußte) öffentlich zu fragen:

Was sie denn eigentlich an der allgemeinen deutschen Bibliothek so außerordentlich verdammliches gefunden hätten?

Die Herren Censoren haben für gut gefunden zu schweigen, man hätte sonst etwas näher mit ihnen

*) Diese Vorrede ward besonders gedruckt unter dem Titel: Erklärung an das deutsche Publikum, betreffend das Verbot der A. D. B. und vieler sonst erlaubten Bücher in den K. K. Erblanden. Berlin 1780. 8.

nen als Gelehrten, sprechen können; und ganz Deutschland hat meine Freymüthigkeit gebilligt.

Indessen erfolgte kurz darauf eine merkwürdige Epoche in der Censur zu Wien. Der Kaiser schrieb derselben sehr viel gelindere Grundregeln *) vor. Zwar scheinen nachher diese Grundregeln doch etwas modificirt worden zu seyn; indessen ist es seit der Zeit merklich besser geworden, und die guten deutschen Schriften sind nun in Wien sämmtlich erlaubt. Freilich sind die Formalien der Censur noch eben dieselben, und in den Provinzen werden sie noch oft außerordentlich drückend, wovon in Schlötzers Briefwechsel und Staatsanzeigen traurige Beweise zu finden sind. Noch bis jetzt läßt die Censur in Wien alle halbe Monate ein Verzeichniß drucken, und an die Buchhändler und Censurkollegien in allen Provinzen versenden, worauf die Titel der erlaubten Bücher mit sehr leserlicher großer Schrift gedruckt sind, und die Art ihrer Erlaubniß verzeichnet ist. Die verbotenen erwähnt man gar nicht. Ich habe das Verzeichniß vom Junius 1783 vor mir. Die Bücher sind untereinander ohne einzige Ordnung gesetzt, so daß es nach einiger Zeit sehr viel Mühe kosten wird, aus so vielen Verzeichnissen etwas herauszufinden. Dabey ist dieses Verzeichniß so höchst unkorrekt gedruckt, daß man manche Titel und

*) Sie sind abgedruckt in Schlötzers Briefwechsel LVIIIter Heft S. 222.

und Namen der Verfasser nur errathen muß, und die lächerlichsten Fehler darinn sieht. Man findet z. B. daselbst folgende Bücher:

Alcibiades 2. Theil. Leipzig 1783. 8.

Toleratur.

Papons Reisen durch die Povinä (soll Provence heißen.) Altenburg 1783. 8.

Admittitur.

Schlötzens (Schlötzers) Staatsanzeigen 10. Heft 3. Band. Göttingen 1783. 8.

Toleratur.

Γνωθι σεαυτον (Soll γνωθι σεαυτον bedeuten) oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde von Moritz I. Bds 1s St. Berlin 1783. 8.

Admittitur.

Psalmen (die) übersetzt von Moses Mendelssohn. Berlin 1783. 8.

Toleratur.

Lavaters physiognomische Fragmente verkürzt von J. M. Armbruster, I Band. Winterthur 1783. 8.

Toleratur.

Hemmings (soll Hennings heißen) philosophisch und statistische Geschichte des Ursprungs und der Fortgang der Freiheit nach Hume. Koppenhagen 1783. 8.

Toleratur.

Tellerianismus, oder die Kunst Ketzer zu machen.

Admittitur.

Dictionnaire nouveau d'anecdotes, ou l'art de s'ennuyer &c. (soll doch wohl de se desennuyer heißen) 2 Tomes à Liege 1783. 8.

Admittitur.

Gedichte (vermischte) von L. H. v. Nicolai 7ter Theil. Berlin und Stettin 1783.

Toleratur.

Bericht (umständlicher) und wahrer von einer Theaterrevolution. Amsterd. 1782. 8.

Toleratur.

Murr's Journal *) zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, 11ter Theil. Nürnberg 1783 8.

Toleratur.

Schauspiele von D. B. Ch. Dr. Ariw, (soll d' Arien seyn) 1ster Band. Hamburg 1783 8.

Admittitur.

Unwille (der) und die Reise, oder Lindor und Egle. Berlin und Stralsund 1783. 8.

Admittitur.

Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 von Fr. Nicolai 1. und 2. Band. Berlin und Stettin 1783. 8.

Toleratur.

Die Wirkung dieses, den freyen Trieb zur Lektur einschränkenden *Toleratur* und *Admittitur* ist nun: daß diejenigen Bücher, denen *Admittitur* beygesetzt ist, ganz erlaubt sind, hingegen diejenigen, denen *Toleratur* beygesetzt ist, nur Gelehrten und sonst bekannten Leuten gegeben werden sollen; so daß es immer noch in der Gewalt eines eigensinnigen Censors steht, (besonders in den Provinzen) denjenigen, der solche tolerirte Bücher lesen

*) So seltsam ists wirklich abgedruckt.

leſen will, zu ſchikaniren. Und was iſt denn eigentlich die Urſache, warum unter *Admittitur* und *Toleratur* ſo ängſtlich unterſchieden wird? So viel kann man wohl ſehen, daß die Bücher, die jenes erhalten, einen Vorzug haben ſollen. Aber ſoviel iſt doch wohl auch zu ſehen, daß dieſer Vorzug, er ſey nun welcher er wolle, nicht nach dem innern Werth der Bücher abgemeſſen iſt. Denn welcher vernünftige Menſch würde behaupten, daß d'Arriens Schauſpiele oder der Unwille und die Reiſe leſenswürdiger wären, als Meiſners Alcibiades oder v. Nicolai Gedichte, oder daß dieſe um nichts leſenswürdiger wären, als der Bericht von einer Theaterrevolution, oder des Hr. v. Murr Kunſtjournal? Was dieſe meine Reiſebeſchreibung betrift, in welcher ich ſo wenig Rückſicht genommen habe, ob die Cenſoren in Wien etwas meinen oder nicht meinen, etwas Recht finden oder nicht Recht finden; ſo kann ich ſchon zufrieden ſeyn, daß ihr doch ein großgünſtiges *Toleratur**)

*) Eine ſeltſame Inkonſequenz entſtehet, wenn ein Buch nur tolerirt, das heißt, nur Gelehrten und bekannten Leuten gegeben wird, und doch in Wien ſelbſt öffentliche Auszüge und Beurtheilungen davon bekannt gemacht werden. Was meinen Fall betrift, ſo iſt in die Wiener Realzeitung eine weitläufige Beurtheilung dieſer Reiſebeſchreibung eingerückt, worinn alles hämiſcher Weiſe verdrehet und verſtellt iſt, durch welche das ganze Publikum in Wien auf die ungerechteſte Weiſe wider

zugestanden worden ist. Denn, wenn nun die Censoren bey übler Laune gewesen wären, so hätte ja auch ein strenges *Prohibetur* gegeben werden können. Beides kostet ja nicht mehr wie einen Federstrich, und sobald sie sich, wie sie sonst thaten, nicht bekümmern wollen, was vernünftige Leute denken, so können sie ja verbieten was sie wollen; denn wer darf ihnen einreden? Aber, wenn sie sich, wie ich hoffe, darum bekümmern; so darf man wohl fragen: warum soll Moses Mendelssohns vortrefliche Uebersetzung der Psalmen nur ein bloßes *Toleratur* haben? Warum soll eine so meisterhafte Uebersetzung eines Buchs der H. Schrift, welche von ganz Deutschland mit Begierde ergriffen ward, nicht von allen Einwohnern Wiens oder der K. K. Erblande, ohne Unterschied, gelesen werden? Welche Bedenklichkeit kann man bey einem so gänzlich schuldlosen, bey einem so höchstnützlichen Buche haben? Was könnte dieses treffliche Buch dem schwächsten Einwohner Oestreichs schaden, wenn er es läse? Die allerfutilsten Schriften haben ein Admittitur; Werke in denen der menschliche Geist sich erhebt, haben nur Toleratur, weil vielleicht hier oder da eine Stelle

widder dieses Werk eingenommen wird. Dieß erlaubt die Censur; aber sie erlaubt nicht, daß das ganze Publikum, ohne Unterschied, diese Reisebeschreibung selbst lesen, und sich mit eigenen Augen von dem Werthe oder Unwerthe derselben und der Beurtheilung überzeugen darf. Ist das billig?

Stelle nicht nach dem Leisten der Dogmatik der unfehlbaren Kirche abgemessen ist, oder weil freymüthige Betrachtungen darinn vorkommen, die der kurzsichtige Geist der Censoren nicht fassen kann. Hierdurch müssen doch gewiß einem großen Theile der Einwohner der K. K. Erblande die Kenntniß der besten Schriften entzogen, und sie gewöhnt werden, eine futile Lektur vorzuziehen, wenn sie nur unbedenklich ist, und auf den gewöhnlichen Leisten passet.

Vielleicht möchte man in Wien sagen: dieser Unterschied ist nur pro forma; im Grunde ist alles erlaubt, und man sieht so genau nicht darauf, wem ein Buch gegeben wird. Ganz wohl. Aber warum verursacht man durch Gesetze ein Uebel, um es durch Konnivenz zu vermindern? Hr. Blumauer behauptet (S. oben S. 572): Philosophie und Wissenschaften hätten jetzt in Wien einen viel weitern Wirkungskreis; — und siehe da! die Censur will noch immer Bücher, in denen freymüthige Betrachtungen sind, nur toleriren, nicht allen Leuten zu lesen erlauben! Erlaubt sie es aber im Grunde doch, warum denn so viel Anstalten, um einen Unterschied zwischen *Admittitur* und *Toleratur* zu machen, den man nicht beobachtet? Etwan nur um zu zeigen, daß man das lesende Publikum nach Gefallen in Tutel halten kann, wenn es einem Censor einfällt? Oder daß man einem Schriftsteller, der nicht nach dem in Wien angenommenen System schreibt, eine levis notae maculam durch das *Toleratur* anhängen kann? Wirklich die Makel bleibt nicht an Mei-

mer, Moses Mendelssohn, von Nicolai, oder Schlözer kleben, sondern an Wien, wo die Censoren die Einwohner der K. K. Erblande durch ihre Einschränkungen immer noch für schwächer erklären wollen, als das übrige Deutschland, in welchem die Lektur ganz freyen Gang hat, ohne daß der geringste Schaden davon verspürt wird.

Man siehet nur allzusehr, daß, obgleich die mehrere Billigkeit und Toleranz, die jetzt bey der Censur in Wien herrscht, zu loben ist, man sich dort von den alten Vorurtheilen noch nicht ganz loswickeln kann, und immer noch Bedenklichkeiten sucht, wo keine sind; sonst könnte man wahrhaftig die besten neuen deutschen Schriften, und sogar die vortrefliche Psalmenübersetzung meines Freundes Moses Mendelssohn nicht bedenklich für den großen Haufen finden. Doch dem sey wie ihm wolle. Die Gelehrten in Wien mögen sich doch auf alle Weise glüklich schätzen, daß ihnen nunmehr wenigstens auf irgend eine Art erlaubt ist, die guten Bücher Deutschlands zu lesen, welche ihnen vorher größtentheils ganz vorenthalten wurden. Es sind seit den zwey Jahren der mildern Censureinrichtung überhaupt, so viel ich gehört habe, nur etwa drey oder vier Bücher ganz verboten worden. Da nun die Censur zu Wien jetzt so wenig zu verbieten findet, so möchte es fast scheinen, sie sey auch so unnöthig als in andern Ländern Deutschlandes, wo man jeden lesen läßt, was ihm gut dünkt. Wozu so viele Formalität und ängstliche Untersuchung,

wenn

wenn doch am Ende allen Büchern ein Admittitur oder ein Toleratur, ohne Rücksicht auf den Werth des Buches, gegeben wird? Es war eine Zeit, wo bey den Mahlzeiten jeder Trunk mußte kredenzt werden, weil man sich einst vor Vergiften gefürchtet hatte; und die beschwerliche Ceremonie blieb auch alsdenn noch, da diese Furcht verschwunden war, und ward zur leeren Etikette. Ists jetzt nicht besser, daß der Hauswirth seinen Gästen den Wein hinsetzt, und sie trinken lässet, wenn und wie sie wollen, allenfalls, wenn er merkt, daß sie seine Weine nicht kennen, ihnen gastfreundschaftlich anzeigt, welches die besten sind, damit sie sie nicht vorüber gehen lassen? Bis noch vor kurzem war die Vergiftung des Geistes durch Bücher in Wien eine allgemeine Furcht. Daher ward die Censur als Truchses verordnet, die kredenzen und wieder kredenzen mußte, und oft nur zurücksetzte, was ihr fader Geschmack nicht zu kosten verstand, ob es gleich sehr gut war. Jetzt aber, da ein biederes Zutrauen zur Nation Statt findet, warum will man denn nicht jedem selbst überlassen, was er sauer oder süß findet, oder ob er gesund genug ist, um etwas zu vertragen, wovor ein anderer sich noch fürchtet? Allenfalls wäre es nützlich, zu sagen: Dieß ist das beste, und denn jedem zu überlassen, ob er es genießen kann und will. Es wäre eher zu wünschen, daß die Censur, anstatt nur deswegen alle Bücher zu untersuchen, damit hin und wieder ein Paar verboten, und Bücher, welche die geringste Freymüthigkeit zeigen, mit dem *Tole-*

ratur gebrandmarkt würden, sich eher beschäftigen möchte, gute und nützliche Bücher bekannt zu machen und öffentlich anzupreisen. Warum soll denn ein Censurkollegium immer eine ganze Nation wie unmündige Kinder betrachten, und nur anzeigen, was ihr bedenklich oder schädlich scheint, niemals darauf sehen, was nützlich ist? Das allgemeine Publikum in Wien und den übrigen Städten Oestreichs ist ja in Kenntniß guter Bücher, noch auf eine unglaubliche Art, weit zurück. Ich habe davon ganz sonderbare Beyspiele gefunden. Als ich in Wien in einer Unterredung, bey Gelegenheit der Bereitung des Salmiaks, einmal beyläufig Niebuhrs Reise nach Arabien erwähnte, so wußte ein Mann, der doch gewiß ein Gelehrter seyn wollte, und auch die Geschichte des Salmiaks hätte wissen sollen, nichts von diesem berühmten Buche und von der Reise selbst. Ich glaubte, ihm wäre vielleicht nur der Namen entfallen, und sagte: Es wäre die Reise, bey deren Veranlassung der Ritter Michaelis die Fragen an die gelehrten Reisenden herausgegeben habe. Aber auch davon war ihm nichts zu Ohren gekommen. So ist es mir oft gegangen, daß man mich nicht verstand, wenn ich von Büchern oder von Sachen redete, die in ganz Deutschland sonst jedermann bekannt sind. Ich war einst mit einem Manne, der ein gelehrtes Amt bekleidete, und mit einem Geistlichen, der gewiß nicht ein Ungelehrter heißen wollte, zusammen: aber beide kannten Basedow und Lambert

nicht

nicht einmal dem Namen nach *). Ich weiß noch einen andern Fall, da von Technologie die Rede war, daß ein Mann, der seines Amts halber wohl billig genau davon hätte unterrichtet seyn sollen, nicht einmal den Namen jemals gehört hatte, und eben so wenig den Namen des Hrn. Prof. Beckmann, der die so gemeinnützige Kenntniß der Künste und Handwerke zuerst unter diesem Namen zum Gegenstande des öffentlichen Unterrichts gemacht hat. Ein anderer Mann, der ein nur zu wichtiges Amt bekleidete, meinte dabey: wozu das nützen sollte? es wären ja ohnedieß der Fabriken und der Künste mehr als zuviel. Es scheint unglaublich, ist aber wahr. Ich habe schon im zweyten Bande S. 529. angeführt, daß 1781 sogar ein Censurbeamter in Linz nicht einmal ein in ganz Deutschland so bekanntes Buch, wie das göttingische Taschenbuch gesehen hatte. Ein fleißiger und recht wackerer Gelehrter in Wien zeigte mir Abschriften und schriftliche Auszüge aus Moses Mhadon

*) Sander erzählt, daß er einige Geistlichen nahe an dem Universitätshause in Wien, nach den Wohnungen verschiedener Wiener Gelehrten, unter andern nach dem berühmten Denis gefragt habe. Diesen kannten sie nicht einmal dem Namen nach. Sie machten nach der Wienerischen rothwelschen Aussprache Domus und Donas daraus, und sagten: „Den kenn (halter „nit.“ S. Sanders Reisebeschreibung IIter Band S. 476.

don, aus Jerusalems Betrachtungen, und aus andern philosophischen Schriften, die er sich nach und nach gemacht hatte, weil es ihm damals noch nicht hatte gelingen wollen, diese Bücher selbst zu besitzen. Als der Pr. Roiko *) seine treffliche Geschichte der Kirchenversammlung zu Kostniz **) schrieb, welche selbst eine der herrlichsten Früchte der Preßfreyheit in Oestreich ist; so konnte er, wie er selbst in der Vorrede sagt, ein so bekanntes Buch, wie des *Lenfant Hiſtoire du Concile de Conſtance*, auf keine Weise bekommen, sondern mußte sich ohne dasselbe behelfen. Oben S. 769 habe ich angeführt, daß ein so bekanntes Buch, wie der vom Hrn. Prof. Köhler herausgegebene Abulfeda Jahre lang in Wien nicht zu bekommen war. Hr. Rath de Luca erzählte dem sel. Professor Sander ***): Als er nach Inspruck kam (1780 oder 1781), habe man daselbst Jöchers Gelehrtenlexicon noch nicht einmal dem Namen nach gekannt. Und Inspruck ist doch eine ansehnliche Stadt, der Sitz der Landeskollegien einer Provinz, und hatte damals schon über hundert Jahre eine Universität! Dergleichen Beyspiele sind redend, und zeigen, wie nöthig es seyn würde, in Oestreich die

*) Ehemals Professor der Kirchengeschichte zu Grätz in Steyermark, jetzt in Prag.

**) Wien 1782. 1783 zwey Bände in gr. 8. S. allg. deutsche Bibl. LIV. Bds 1s St. S. 18.

***) S. Sanders Reisebeschreibung II. Bd. S. 444.

die Bekanntmachung guter Bücher und die Liebe zur Lesung derselben zu befördern, *) und wie viel Zeit dazu gehören wird, bis sie so allgemein gelesen und studirt werden, als es in dem übrigen Deutschlande geschiehet.

Die Censur der in Wien gedruckten Bücher ist jetzt, so viel man merkt, sehr billig, und erlaubt eine Freyheit über manche Gegenstände zu schreiben, die in manchen andern Ländern nicht erlaubt seyn würde. Indessen hat man mehrere Beyspiele seit zwey Jahren, daß der Druck von Schriften versagt worden ist. Dazu kann der dabey gegebene Befehl, daß jeder Verfasser der Censur seinen Namen angeben muß, ja daß sogar ohne besondere Erlaubniß der Censur der Namen des Verfassers nicht ungedruckt bleiben darf, doch

*) Der Hauptverfasser der freymüthigen Beurtheilung der östreichischen Normalschulen meldete mir, daß er in dieser Schrift deswegen so viel möglich die nützlichsten Bücher, die zur Erziehungswissenschaft und Unterweisung in der Religion dienen, beständig genennet und angeführt habe, weil ihm wohl bewußt sey, wie unbekannt sie in Wien einem großen Theile derjenigen Leute wären, die sie billig kennen sollten. Er schrieb: „Man wird auf mich schimpfen, „aber man wird diese Bücher kennen lernen, und „mehr oder weniger Ideen daraus schöpfen, die „dort noch viel zu unbekannt sind.“

doch gewiß in manchen Fällen der Freiheit zu schreiben sehr hinderlich seyn. Man sollte denken, die Censur hätte eigentlich doch nur mit den Sachen und nicht mit den Namen zu thun. Wenn jemand erlaubte Sachen schreibt, so sollte es wohl von ihm abhangen, sich zu nennen oder nicht. Und wenn die Censur Ursach findet zu hindern, daß ein Werk nicht gedruckt wird; so sollte es scheinen, es wäre ihr nicht nöthig zu wissen, wer ein solches Werk habe wollen drucken lassen.

XV. Von der Litteratur und deren Verbesserung überhaupt.

Wenn man dasjenige, was für die Verbesserung der Litteratur, für die Einführung einer Menge nützlicher Kenntnisse in Oestreich von verschiedenen wackern Männern seit dreyßig Jahren gethan worden ist, seinem wahren Werthe nach erkennen will; so muß man sich den vorherigen unbeschreiblich elenden Zustand der Litteratur und der Denkungskraft in Oestreich recht lebhaft vorstellen. Man wird, wenn man die gewaltigen Hinderniſſe, welche sich der Aufklärung widersetzten, deutlich einsiehet, den Bemühungen der Patrioten erst wirklich Gerechtigkeit widerfahren lassen können, die dem ohngeachtet Hand ans Werk legten. Man wird mit wahrem Beyfalle erkennen, daß, da in Oestreich vor dreißig Jahren die dem menschlichen Geschlechte am meisten nützlichen Wissenschaften entweder unbekannt oder unterdrückt waren, nun doch seit dieser

dieſer Zeit durch die vereinten Bemühungen von Patrioten nach und nach ſolche Schritte geſchehen ſind, die, in Rückſicht auf die unbeſchreiblichen Schwierigkeiten, in Rückſicht auf die vorige unerhörte Unterdrückung aller gemeinnützigen Wiſſenſchaften, alles freymüthigen Denkens, unglaublich ſeyn könnten. Dieſen Geſichtspunkt wird jeder billigdenkende Mann nehmen, um das was für die Litteratur in Oeſtreich geſchehen iſt, nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen. Zurück muß man ſehen, um zu erkennen, wie ſehr vortheilhaft ſich der jetzige Zuſtand von dem ehemaligen unterſcheidet. Erblickt ein unpartheyiſcher Mann auch im jetzigen Zuſtande noch viele Mängel; ſo zeigt er ſie nicht an um zu beſchimpfen (denn Mängel ſind ja allenthalben nur allzuviele), oder um den Muth zu benehmen, ſondern vielmehr um den Muth zu erwecken auch dieſe Mängel noch wegzuſchaffen. Erkennet er, wie große Schritte die proteſtantiſchen Länder, aus deren beſten Schriftſtellern Oeſtreich ſich zuerſt bildete, jetzt noch vor dieſem Lande voraus haben, und ſagt er dieſes; ſo geſchieht es nicht, um Oeſtreich herabzuſetzen, ſondern den wahren Zuſtand der Sachen zu zeigen, mit patriotiſcher Wärme zu zeigen, daß man allerdings anfangen mußte, um weiter fortſchreiten zu können, daß man aber nicht in eingebildeter Meinung von erlangter Vollkommenheit unthätig ruhen müſſe. Daß man jetzt, da der Kaiſer der Denkungskraft in Oeſtreich auf ſo rühmliche Weiſe einen freyern Wirkungskreis verſtattet, nicht wähnen müſſe, man habe das Ziel ſchon erreicht,

nicht, ſondern erkennen, wie weit das Ziel noch entfernt ſey, und daß Kräfte und Entſchloſſenheit mehr als jemals erfodert werden, um denen nachzueilen, die ſchon ſo weit voran ſind, und es doch noch lange nicht erreichen werden. Dieß ſind die Geſinnungen, mit denen ich den Zuſtand der ſo genau miteinander verbundenen wichtigen Gegenſtände, der Literatur, der Induſtrie und der Sittlichkeit, ſo weit ich ihn habe kennen lernen, betrachte. Dieſe Geſinnungen werden hoffentlich durch alles, was ich darüber ſage, durchſcheinen; und wer mir andere leihet, verkennet mich und thut mir Unrecht.

Hauptſächlich durch die überwiegende Macht der Hierarchie, wurden Denkungskraft und nützliche Wiſſenſchaften in allen katholiſchen Landen, beſonders auch in Oeſtreich unterdrückt. In den proteſtantiſchen Ländern, die ſich ſchon vor mehr als 200 Jahren von der Hierarchie losgemacht, haben die Freiheit zu denken, und alle theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe, wodurch der menſchliche Geiſt aufgeklärt und das wahre Wohl der menſchlichen Geſellſchaft thätig befördert wird, einen viel freyern Flug genommen. Dieß iſt offenbar. Woher kommt es aber? Haben die Einwohner der proteſtantiſchen Länder mehr Fähigkeiten als die Einwohner der katholiſchen? Dieß wird keinem vernünftigen Menſchen einfallen. Sind in den proteſtantiſchen Landen mehr Koſten aufgewendet, und weitläuftigere Anſtalten gemacht, wodurch anſcheinender Weiſe die Wiſſenſchaften befördert werden könnten? Keinesweges!

wegen! In den katholischen Landen ist ungleich mehr Aufwand dazu gemacht worden. Sind die Lehren der protestantischen Religion dem Wohle des menschlichen Geschlechts angemessener? Als bloße theologische Dogmen, die Gegenstände eines spitzfindigen Schulgezänks sind, in so fern diese Dogmen nach unfehlbaren Symbolen abgemessen und unverändert bleiben sollen, sind sie es nicht. Aber in so fern diese Lehren Wahrheit sind, und mehr auf die Natur des Menschen zurückgeführt werden können, in so fern die Untersuchung der Wahrheit der Lehren aus Vernunft und Schrift unmittelbar geschöpft wird, haben sie allerdings das menschliche Geschlecht wesentlich beglückt. Aber hauptsächlich, in sofern durch die Reformation die hierarchische Gewalt der Kirche geschwächt ward, und um Wahrheit und Glück des Menschen nicht auf den unfehlbaren Ausspruch der Koncilien und der Kirche gegründet wird, sondern auf Bemerkungen, Erfahrungen und daraus gezogene Schlüsse, welche durch den menschlichen Verstand können begriffen und weiter entwickelt werden *), ist sie eine unschätzbare Wohlthat für das menschliche Geschlecht.

Frey

*) Rousseau sagt: „Les protestans sont generalement „*mieux instruits* que les catholiques. Celui-ci doit „être: la doctrine des uns exige la *discussion*, celle „des autres la *soumission*. Le catholique doit *adopter la decision qu'on lui donne*, le protestant doit „*apprendre à se decider*.“ *Confessions* Liv. II. p. 127.

Frey von der drückenden Last der Priestergewalt stieg unter den Protestanten der menschliche Geist mit stärkerem Fluge in die Höhe; aber auch bey ihnen wurde sein Schwung lange Zeit von denen zurückgehalten, welche ihn so gern unter eine protestantische Hierarchie unterjocht, und an unfehlbare Konfessionen gebunden hätten. Je mehr der Geist von diesem Joche entbunden ward, destomehr hat er sich heben können. Schande genug für das achtzehnte Jahrhundert, daß jetzt sogar Protestanten — Gott kennt ihre Absichten am besten — uns wieder mit der katholischen Hierarchie verflechten wollen, die so ausschließend, so drückend, so verfolgend, und desto gefährlicher ist, je konsequenter und mächtiger sie immer bleiben wird! Ein Unternehmen, welches so schändlich und schädlich ist, daß es vielen gutmüthigen Leuten unglaublich scheint, welches nichts destoweniger gewiß genug ist, so daß die Wirkungen sogar schon sichtbar zu werden anfangen, und die ernsthafte Aufmerksamkeit aller rechtschaffenen Protestanten, ja aller Menschenfreunde verdienen!

Der Begriff von einer allgemeinen, von einer alleinseligmachenden, von einer unfehlbaren Kirche, ist dem freyen Gebrauche des menschlichen Verstandes im höchsten Grade hinderlich. Ist die Kirche unfehlbar: so ist sie auch alleinklug; so ist ihr jeder Sohn der Kirche, ja weil sie katholisch (d. h. allgemein) seyn soll, jeder Mensch

den

den unbeschränktesten Gehorsam *) schuldig. Sagt die alleinseligmachende Kirche jeder Ketzer ist verdammt; so darf niemand weiter untersuchen. Verbietet die Kirche die Bücher derjenigen, die ausser ihr sind, als schädlich, giftig, und des Feuers wür-

*) Debes captivare intellectum in *obsequium fidei*, ist ein bekanntes Sprüchlein katholischer Theologen. *Fides* autem definitur per *Ecclesiam*, caput autem Ecclesiae est summus Pontifex u. s. w. Die schädlichen Folgen des blinden Gehorsams sind unermeßlich. Ich habe oben (S. 647) ein Beyspiel angeführt, daß der heil. Aloys desfalls von den Jesuiten gepriesen wird, weil er aus Begierde den Obern zu gehorsamen so weit gieng, daß er Gott bat von ihm zu weichen. Man überlege nur, wie ungeheuer hier alle Begriffe verwirret sind; und was bey Leuten, denen von Jugend auf alle Begriffe geflissentlich auf diese Art verwirret worden, aus dem blinden Gehorsam, vermöge dessen sie in der Hand ihrer Obern, wie ein Stock in der Hand dessen der ihn führet, seyn sollen (S. 563) endlich folgen kann. Ein Novitz der Piaristen darf kraft des Gehorsams ohne Einwilligung der Obern nicht einmal etwas Gutes thun: „Ne vel minimum quid, „licet sanctissimum, absque expressa pro re tua facul„tate faciat." S. Ordensregeln der Piaristen Halle 1783. 8. 8. 1ter Theil. S. 21. Dieses Buch ist überhaupt nützlich, um allerhand Gebräuche in der katholischen Kirche, besonders aber den Orden der Piaristen, und den grossen darinn herrschenden Mißbräuchen kennen zu ler-

würdig *), ſo darf man weiter nachforſchen, was in dieſen Büchern enthalten iſt; und ſo entbehren die Söhne der Kirche die ganze Maſſe nützlicher Kenntniſſe, welche außer der Kirche vorhanden ſind. Dagegen nehmen ſie willig auch die gröbſten, auch die ſchädlichſten Vorurtheile an, welche in der Kirche vorhanden ſind, hören keinen Widerſpruch dagegen, ſind mit ſich daher wohl zufrieden, ſchätzen die Kirche und was zur Kirche gehört über alles **), und laſſen ſich wie geduldige

nen. Unter andern iſt S. 56. die Nachricht ſehr wichtig, daß ein durch und durch jeſuitirender Provinzial der Böhmiſchen Provinz P. I. S. *a Matre dolorosa* noch 1760 ein geheimes Konſtitutionsbuch der Piariſten zu Stande gebracht hat, welches von den Ordensadepten ſehr geheim gehalten wird. Dieß verdient wohl die Aufmerkſamkeit der Regierung. Man kann auf dieſe Art Jeſuiten in Schulen und Aemter bringen, wenn man es am wenigſten glaubt. Der Affiliationen ſind unzählige. Der Orden der Piariſten ſcheint, wie man aus den in dieſem Buche zuerſt gedruckten Konſtitutionen ſieht, in ſeiner ganzen Anlage nur zu viel jeſuitiſches zu haben; und man hat ihn doch bisher für einen ganz unſchuldigen Orden von Schulmeiſtern gehalten. Verbindet ſich deſſen General mit den Jeſuiten, ſo handelt der ganze Orden nach deſſelben Zwecke.

*) S. den IIIten Band S. 355.

**) Als ich in Wien war, hörte ich einen Mann, der in einem anſehnlichen Amte ſtehet, in einer groſ-

dige Schaafe nach dem Willen der Obern leiten.

Dahin wollten die Handvoll Bischöfe, Priester und Mönche, die sich die unfehlbare, die allgemeine, die alleinseligmachende Kirche nennen, besonders aber die Jesuiten die ganze Welt bringen, und wollen es noch. Die Jesuiten thun, schreiben, ja denken nichts, als Mit Erlaubniß der Obern. Eben so wollten sie auch und wollen noch, so viele ihre Macht reicht, daß niemand etwas ohne Erlaubniß ihrer Obern thun solle. Kein Wunder, daß sie in Oestreich,

 wo

großen gemischten Gesellschaft von Weltleuten, wo ihm keiner widersprach, von dem redlichen Abbe Blarer, den der Kaiser eben wider seine giftigen Verfolger geschützt, und aus Brünn nach Wien zur Aufsicht über das dortige Priesterhaus berufen hatte, (S. Schlözers Briefwechsel LIIter Heft S. 250), urtheilen: „Blarer „werde der Jugend nichts nütze werden, denn „(Man bedenke, welche Ursache!) er habe sie „verschiedene Sachen gelehrt, ehe sie die Theo„logie begriffen, die Theologie sey die Königinn „aller Wissenschaften.“ Der gute Blarer, ob er gleich mächtigen Rückhalt hatte, ist 1783 endlich wirklich von den Leuten, die die Theologie (und welche Theologie!) für die Königinn der Wissenschaften halten, verdränget worden. Er hat Wien freywillig verlassen, damit er nur in Frieden leben könnte.

wo ſie ſo mächtig waren, ſobald ſie die Macht hatten, die Erlaubniß Bücher zu leſen oder zu ſchreiben, unter einer ſo ſtrengen Cenſur gehalten, und dadurch, beynahe zwey Jahrhunderte lang die Freyheit zu denken in engen Feſſeln gebunden, ja faſt ganz unterdrückt haben. Die Einſchränkung der Erlaubniß, fremde Bücher zu leſen, war ihnen ſehr wichtig. Mittelſt derſelben brachten ſie es dahin, daß eingeſchränkte Denkungsart allgemein verbreitet, und daß niemals etwas, was einigermaßen wider die Kirche, hauptſächlich aber wider ihren Orden war, bekannt oder geleſen ward. Alles wider ſie war, unterdrückten ſie ſogleich; und wenn ſie etwas ausgezeichnetes nicht ganz unterdrücken konnten, ſo ließen ſie von einem aus ihrem Orden etwas ähnliches ſchreiben, um dadurch den Schein zu erhalten, als ob alle Kenntniſſe in ihrem Orden vereinigt wären, und als ob jedermann zu den Jeſuiten kommen müſſe, um Kenntniſſe zu erlangen. *) Dieſe unſinnige Prätenſion, man

kann

*) Die Jeſuiten erhielten in verſchiedenen katholiſchen Landen ihren Zweck nur allzuſehr. Als der Orden aufgehoben ward, glaubte man ſie bey den Schulen und bey verſchiedenen Anſtalten nicht entbehren zu können, weil ſie es ſo weit gebracht hatten, daß niemand auſſer ihnen ſich auf gewiſſe Kenntniſſe gelegt hatte, und weil niemand ſo thätig war, als ſie. Aber ſie hatten ſchon geſorgt, daß alle andern Leute ſeit langer Zeit unthätig waren und eingeſchränkt ſeyn mußten.

kann es nicht oft genug wiederholen, ist schon genug, sie zur schädlichsten Gesellschaft für das menschliche Geschlecht zu machen. Gesetzt — wer steht uns aber dafür? — sie wollten nicht mehr die Tyrannen umkehren, sie wollten nicht mehr die uneingeschränkte Macht der Kirche über die Könige, die Erlaubniß des Königsmordes, den moralischen Probabilismus, die philosophische Sünde *), und die Erlaubniß auf die

*) Beides sind schädliche moralische Grundsätze, welche vor hundert Jahren von den Jesuiten behauptet, aber selbst von vernünftigen Katholiken schon längst sind verabscheuet worden. Der moralische Probabilismus ist die Lehre: „Wer „etwas thue, wobey er sein Gewissen wahr„scheinlich beruhige, der sündige nicht.“ Zu solcher wahrscheinlichen Beruhigung rechnen sie vornehmlich den Ausspruch eines gelehrten und frommen Mannes, dergleichen z. B. ein Jesuit ist. Die theologische Sünde, behaupten die Jesuiten, sey: Eine freywillige Uebertretung des göttlichen Gesetzes, und diese sey eine Todsünde. „Aber die philosophische Sünde „sey eine solche Handlung, die mit der menschlichen Natur nicht übereinkomme. Wenn nun „jemand von Gott nichts wisse, oder indem er „sündige, an Gott nicht denke, so begehe er nicht „eine Todsünde, welche die Freundschaft mit „Gott aufhebe.“ Wohin solche Grundsätze, besonders bey Leuten führen können, welche ihren Obern blinden Gehorsam geloben, ist

ſchändlichſte Art zweyzüngig *) zu ſeyn, behaupten; ſo iſt jenes ſchon ſchlimm genug. Jeder nachfolgende Orden, er mag ſich ſo unjeſuitiſch ſtellen wie er will, der eben ſo wie der Orden der Jeſuiten alle Geſchicklichkeit und Thätigkeit nur in ſich konzentriren, ja der will, daß alle Aufklärung von ihm und von ihm allein ausgehen ſoll, iſt eben ſo ſchädlich. Denn alle Kenntniß in eine Geſellſchaft zuſammen bringen wollen, ſetzt nothwendig die Abſicht voraus, daß das ganze übrige menſchliche Geſchlecht dumm **) und unthätig bleileicht zu erachten, und die Geſchichte beſtätigt es nur allzuſehr. Solche Grundſätze wieder hervorziehen heißt nicht, unnütze Schuldiſputationen erneuern. Es iſt vielmehr jetzt ſehr nöthig, denn dieſer jetzt wieder auflebende Orden bleibt praktiſch beſtändig eben derſelbe, und handelt ſo wie ſonſt.

*) *Beneficium aequivocationis.* So nannte der engländiſche Jeſuit Garnet, der 1606 wegen der abſcheulichen Pulververſchwörung hingerichtet ward, ſehr ſanftmüthig, die ſchändliche reſervatio mentalis.

**) Das Wiener erzbiſchöfliche Konſiſtorium hat 1774 in einem Gutachten wegen Errichtung der Evangeliſchen Hermanſtädter Univerſität geſagt: „Daß man ja keine geſchickte Leute nehme! „weil ſonſt dem Deismus, Atheismus und wie „die Ketzereyen alle heißen, Thür und Thor geöfnet werde.“ (S. Schlözers Briefwechſel meiſt ſtatiſtiſchen Inhalts. Göttingen 1775 8. S.

bleiben soll, damit diese Gesellschaft mit leichterer Mühe hervorscheine.

Dahin ist auch die bigotte und in aller Art mangelhafte Erziehung der Jugend zu nehmen, welche gleichfalls in allen Ständen durch die Hände der Jesuiten ging, und schlechterdings nicht zum Wohle des bürgerlichen Gesellschaft, sondern zum Nutzen des Ordens gelenket wurde. Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der viele Jahre lang mit lateinischer Wortkenntniß geplagt, *) von der ersten Jugend an durch die Dornen der Lachmannischen Theologie geschleppt, von der ersten Jugend an zur Ohrenbeichte, gedankenlosem Rosenkranzbeten und zu allen übrigen mechanischen Religionsübungen angehalten worden, von der ersten Jugend an den Kopf mit verworrnen asketischen Begriffen, mit verwirrten Begriffen von Busen und Abtödtungen, so mit Heiligenlegenden und Wallfahrtswundern dalliget falle bekommen hatte: ists Wunder, wenn seine Geisteskräfte gelähmt werden? Man nehme noch hinzu, weichliche Erziehung, und allgemeine Gewohnheit üben müßig viel Genuß und wenig Applikation zu lieben;

S. S. 82.) Es ist die Art aller Leute, die unfehlbare Kirchen aufrichten wollen, alle Leute, die klug und muthig genug sind, ihnen zu widersprechen, des Deismus, des Atheismus, des Socinianismus (einerley, welches von diesen, wenns nur ein ketzerischer ismus ist) im voraus zu beschuldigen.

*) Man sehe die Beylage XII. 1.

man nehme hinzu, daß der gröste Theil der nöthigen protestantischen Bücher verboten und unbekannt war, daß man nur höchstmittelmäßige inländische in Händen hatte, mit denen man wohl zufrieden war, besonders Erbauungsbücher in Menge; man nehme hinzu, daß die Geistlichen auch durch Reisen den bessern Zustand der deutschen protestantischen Länder nicht kennen, denn selten die jetzt pflegen jüngere Leute durch Deutschland zu reisen, sondern eilten nur gerade nach Frankreich, oder höchstens nach Italien, um nichts als die Theologien und Controvers-Bücher zu holen, man überlege dieß alles, und man wird sagen müssen, daß die Hierarchen gute Ursache hatten, Länder, wo es so stehen mußte, nicht fallen zu lassen.

Wie ist es also zu verwundern, daß vor 40 Jahren die Jahrbücher der deutschen Universitäten in Ansehung der nützlichen Wissenschaften in Deutschland so tief gesunken waren? Eine Philosophie, welche den menschlichen Verstand aufkläret, konnte nicht gelehret werden, noch weniger sie auf diejenige Theologie anwendet, die dem menschlichen Herzen nöthig liegt; denn die Gebote der unfehlbaren Kirche waren allzu positiv. Guter Geschmack, der den Geist aufheitert, konnte unter jungen Leuten auch nicht ausgebreitet werden; denn die besten deutschen und auch die besten englandischen und französischen Dichter und Prosaisten waren der Jugend damals gar nicht bekannt. Dagegen suchten die Jesuiten die Nostros, die P. P. Balde, Vonsanus, Pomey

Romey, le Brün Gaukel, Fritz und andere solche Leutchen für die besten Poeten auszugeben; und P. Abraham a Sancta Clara war ein allgemein bewunderter Nationalredner. Die Geschichte konnte unmöglich pragmatisch gelehret und gelernt werden; denn dazu wird Freiheit im Denken und Kenntniß des Menschen erfodert, und beides hat die Hierarchie schon seit dem mittlern Zeitalter mit ihrer ganzen Macht zu unterdrücken gesucht. Sogar die Hülfswissenschaften der Geschichte, die Diplomatik, Chronologie, Münzwissenschaft, gelehrte Geschichte waren so vernachlässiget, daß erst im Jahre 1774. Lehrer derselben auf der Universität angestellt wurden. *) Besonders war die deutsche Muttersprache gänzlich verstümmt. Ein ungebildeter Provincialdialekt mit Klosterdeutsch vermischt, oder der allerholprichste Kanzleystyl, hieß deutsche Schreibart; und noch wird hiezu die Jugend von den Jesuiten und Mönchen, in deren Händen die ganze Erziehung war, nicht angehalten, sondern die Uebung im Klosterlatein ward allem andern vorgezogen, **) die deutsche Sprache ward ganz hint-

*) S. den IIIten Band S. 284 und den IVten Band S. 686 und 704.

**) Ich habe schon oben (im IIIten Bande S. 284) angeführt, daß noch vor neun Jahren, als der würdige Hr. v. Martini die Gymnasien verbessern wollte, die Besorgniß eintrat, wenn mehr, als Rosas Latein gelehrt würde, möchte der Religion Schaden geschehen. Dieß habe ich aus dem

angeſetzt, und alles Böſe, was aus der Ausartung der Mutterſprache erwächſt, mußte entdeckt werden.

Es war daher der erſte Theil zur Verbeſſerung, daß die Verdienſte Gottſcheds in Wien bekannt wurden und etwas Aufmerkſamkeit erregten. Einige Schüler Gottſcheds kamen nach Wien, und breiteten da in etwas die Liebe zur deutſchen Sprache aus. Man hat in einigen Wiener Schriften geſpöttelt, daß ſie arme Schlucker und mittelmäßige Köpfe geweſen wären. *) Was Armuth betrift, ſo iſt es ſehr gewöhnlich, daß ein armer fleißiger Menſch einen reichen Müßiggänger etwas lehren kann; und dieß war damals in Wien gewiß nur allzuſehr der Fall. Fleiß wird oft durch Armuth ſo ganz angeſpornt, und Fleiß iſt eine Eigenſchaft, wodurch große Dinge hervorgebracht werden können, und deſſen wahren Werth viele Leute in Wien noch gar nicht einzuſehen ſcheinen. Daß die proteſtantiſchen Sachſen und Schleſier, die vor 25 Jahren nach Wien kamen, ſehr mittelmäßige Köpfe waren, kann ſehr

dem Munde eines ſehr verehrungswürdigen Mannes in Wien. Deſſgleichen habe ich oben S. 661 angeführt, daß noch 1781 in dem Kloſter der Piariſten, eines Ordens, der jetzt in die Erziehung der Jugend den ſtärkſten Einfluß hat, die Unterweiſung in der franzöſiſchen Sprache lateiniſch gegeben ward.

*) S. de Luca gelehrtes Oeſtreich 1ten Bds 2s St. S. 155.

wohl zugegeben werden. Aber diese mittelmäßigen Köpfe, Quänd, Rengelsdorfer, und wie die Leute sonst hießen, waren doch nicht von Jugend auf von den Vorurtheilen versiftet worden, die damals wie eine dicke Wolke über Oestreich und über allen katholischen Ländern schwebten. Sie hatten eine bessere gelehrte Erziehung genossen, und waren nicht durch dumme mönchische asketische Bücher verdorben worden. Sie hätten von Jugend auf eine Menge nützlicher Bücher gelesen, welche in Oestreich als pestilenzialisch gistige Bücher der Ketzer verdammt, und verbotten, und also, sammt allen den nützlichen Wahrheiten die sie enthielten, dem größten Theil der Einwohner Wiens ganz unbekannt waren. Sie waren mit dem übrigen Deutschlande in den Kenntnissen wenigstens einigermaßen fortgegangen, in denen man damals in Wien wenigstens funfzig Jahre zurück war. Es wäre also Undank, ihren wohlthätigen Einfluß auf Oestreich ganz verkennen zu wollen. Es ward damals wenigstens so viel Aufmerksamkeit erregt, daß Popowitsch zum Lehrer der deutschen Beredsamkeit bey der Universität ernennet ward, ein Schritt, der in der damaligen Lage wirklich wichtig war, und zu weiteren Verbesserungen den Weg bahnte.

Popowitsch war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit *), aber ohne Geschmack. Viele Verfolgun-

*) Hr. O. K. R. Büsching hat das Leben dieses verdienten Mannes kurz beschrieben, und ihm Gerech-

folgsbegier und Ehrliebe, die damals bey Wien allen deutſchen, welche die deutſche Sprache und gründliche Gelehrſamkeit befördern wollten, entgegenleuchten, munter und muthig, ſo daß er endlich in die größten Gefahren gerathen verfiel. Sein Verſuch einer Vereinigung der Mundarten von Deutſchland, als eine Einleitung zu einem deutſchen Wörterbuche, welcher nach ſeinem Tode 1790 in Wien gedruckt wurde, zeiget, welche gründliche Einſicht in die deutſche Sprache er beſaß, und wie ſehr es zu beklagen iſt, daß er nicht in die Lage geſetzt wurde, ſich dieſem Studium ganz weihen zu können.

Im Jahre 1754 kam auch Gebler, ein Mann von großen Einſichten und von vieler Klugheit und Thätigkeit nach Wien. Er hatte, ſo wie mehrere Männer, die zur Aufklärung in Oeſterreich Verdienſte haben, ſo wie Birkenſtock, Heß, u. a. das Vorzug, daß er ſchon in ſeiner Jugend die guten Bücher proteſtantiſcher Schriftſteller hatte kennen lernen, und war mit dem Grade der Aufklärung und Kultur, zu dem die proteſtantiſchen Länder geſtiegen waren, bekannt. Er ſah ein, worum es Oeſtreich fehlte, und iſt viele Jahre lang unabläßig bemühet geweſen, je mehr er Einfluß hatte, mit wohlüberlegter Mäßigung das zu verbeſſern, was der Lage der Sachen nach zu verbeſſern möglich war;

und

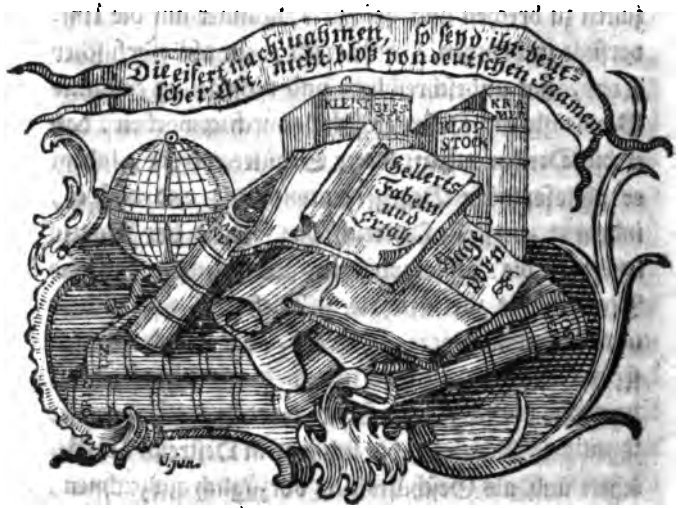
Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, in ſeinen wöchentl. Nachr. II. Jahrgang S. 129 und 137.

und so hat er durch stille Ausstreuung von mancherley gutem Saamen sicherlich mehr nützliche Verbesserungen zu Stande gebracht, als manche andere, die sehr viel posaunt und sich selbst gerühmt haben. In der hohen Stelle die er jetzt bekleidet, hat er Gelegenheit, und wird sie gewiß benutzen, zu werkthätigen Verbesserungen die Hand zu bieten.

In eben diesem Jahre ward Martini Professor auf der Universität zu Wien, durch den um Oestreich so verdienten Gerard von Swieten, der um diese Zeit bemühet war, die Macht der Jesuiten zu brechen und geschickte Männer auf die Universität zu bringen. Martini, ein philosophischer Kopf, hat unbeschreibliche und nicht genug erkannte Verdienste um Oestreich sich dadurch erworben, daß er die Denkungskraft seiner Schüler erregte, indem er philosophische Begriffe entwickelte, und daß er, indem er zuerst in Oestreich das Recht der Naturlehrte, die philosophischen Wahrheiten auf die Menschheit zurückführte. Dieß gab ganz andere und gemeinnützigere Begriffe, als durch scholastische Wortphilosophie und durch Aloysiusandachten bisher waren erregt worden. Ein großer Theil der Männer, die sich jetzt in Oestreich als Gelehrte und als Geschäftsleute vorzüglich auszeichnen, sind seine Schüler.

Unter den Schülern dieses würdigen Mannes begannen einige lebhafte junge Leute, Riegger, Sonnenfels, Bob u. a. durch Lektur guter deutscher

ſcher proteſtantiſcher Schriften auch zur deutſchen Sprache und zu den ſchönen Wiſſenſchaften zu gewinnen. Sie errichteten 1761 eine deutſche Geſellſchaft, die der Hr. von Sonnenfels in einer kleinen Schrift ankündigte. Wenn es eines Beweiſes bedürfte, daß die guten proteſtantiſchen Schriftſteller der einzige Gegenſtand der Nacheiferung dieſer jungen Männer geweſen iſt; ſo wäre es ſchon an der in Holz geſchnittenen Vignette genug, womit Hr. v. Sonnenfels den Titel ſeiner Ankündigung zierte, und davon ich hier einen Abdruck ſetze:



Es iſt ſehr charakteriſtiſch, wie Gellert als der Hauptſchriftſteller der ganzen Gruppe weit aufgeſchlagen liegt, wie Rabener ſich an ihn lehnet, wie Opitz und Ayr ihn tragen, wie Mosheim unter

unter Gellerts und Hagedorns Schatten kaum hervorgucken darf, und wie Kleist und Geßner, Klopstock und Kramer im Hintergrunde stehen. Den Sinn der beygefügten Weltkugel bin ich nicht vermögend zu errathen. Ists etwan die Wienerwelt?

Man hat schon oben *) aus der eignen Nachricht des Hrn. v. Sonnenfels gesehen, daß ich seine Liebe zur deutschen Litteratur durch eine Stelle in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, anfachte, worinn ich 1761 sagte: „Oestreich habe uns (damals) noch keinen Schriftsteller gegeben, „der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlandes „verdient hätte"; welcher Ausdruck ihn ermuntert hat, ein solcher Schriftsteller werden zu wollen. Es beliebt ihm zwar, das was ich damals sagte, eine Nationalbeschimpfung zu nennen. **) Ich hoffe aber, er hat sich nur etwas unbequem ausgedrückt, so wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn man gern etwas bemänteln will, was nicht zu bemänteln ist. Daß es so war, war allerdings der östreichischen Nation schimpflich, so wie die Bemühung des Hrn. v. Sonnenfels, daß es ferner nicht so seyn sollte, rühmlich war. Aber daß ich dieses sagte, war nicht Beschimpfung, sondern Wahrheit: eine Wahrheit, die ich deswegen frey

*) Im IIIten Bande S. 354.

**) De Luca gelehrtes Oestreich Iten Bandes 2te St. S. 152.

frey heraus sagte, damit die österreichische Nation aus ihrer Trägheit erwachen möchte; eine Wahrheit, die noch wahrhaftig nicht gewagt, laut und freymüthig gesagt zu haben, weil sie die glückliche Veränderung geworden ist, damals die für die deutsche Literatur in Oestreich so nützliche Revolution zu bewirken, daß nun die besten protestantischen in Oestreich bis dahin so allgemein verschrienen und verbotenen Schriftsteller öffentlich zur Nachahmung empfohlen wurden, und dadurch der Grund zur folgenden successiven mehreren Aufklärung gelegt ward. In des Hrn. v. Sonnenfels Ankündigung einer deutschen Gesellschaft S. 13. sagt er: „Unsere Sprache hat Richtigkeit, Geschmeidigkeit, Pracht, „Anmuth, Edels, Fließendes; sie ist lebhafter „Wendungen, eines erhabenen Schwunges, stets „aller Einkleidungen, sie ist des Natürlichen, des „Naiven fähig: und ein Opiz, ein Kanitz, ein „Mosheim, ein Klopstock, ein Zacharia, ein „Hagedorn, ein Schlegel, ein Kramer, ein „Gottsched, ein Rabener, ein Gellert, ein „Gleim, ein Kleist, ein Lichtwehr, ein Uz, „ein Bodmer, ein Zimmermann, ein Geßner, „ein Wieland, sind meine Beweise.“ Er führte also lauter protestantische Schriftsteller an, lauter solche, die nicht Oestreicher sind. Wäre ein einziger Eingebohrner, so wäre nur ein einziger katholischer vorhanden gewesen; er würde gewiß nicht unterlassen haben ihn zu nennen, und geltend zu machen.

Die Art, wie das Publikum in Wien die neuen deutschen Gesellschafter und ihre Bemü-

hungen aufnahm, zeigte auch genugsam, wie hart es dem Religionsvorurtheile und der Nationaleitelkeit zu verdauen fiel, daß es bloß Ausländer, daß es Protestanten waren, von denen Hr. v. Sonnenfels zu den Oestreichern mit so großem Recht sagte:

Die eifert nachzuahmen!
So seid ihr deutscher Art, nicht bloß von deutschem Saamen.

Man nannte daher damals das Deutsche, das die neue deutsche Gesellschaft einführen wollte, und das jetzt jeder Schriftsteller in Wien zu schreiben sucht, spottweise lutherisch deutsch. Hr. v. Sonnenfels berichtet selbst, *) daß ein Mann von Ansehen, dem er sich zur Beförderung in ein Amt vorstellte, und seine Fähigkeit dazu mit einigen gedruckten Stücken darthun wollte, ihn anfuhr: „Ich dächte der Herr ist wohl gar ein Lutheraner **) — wenigstens ist es des Herrn sein Deutsch

*) S. de Luca gelehrtes Oestreich 1ten Bandes 2s St. S. 158.

**) Ein solches Wort, als Schimpfwort, in dem Munde eines eifrigen Katholiken, bedeutet alles was man schändliches denken kann, bedeutet soviel, und mehr, als wenn ein eifriger Lutheraner einen freymüthig denkenden Menschen einen Deisten schilt. Daß ich nicht zuviel sage, erhellt schon daraus, daß ein Mann, der in Wien gebohren ist, berichtet, daß noch jetzt in Laybach, der Hauptstadt einer östreichischen Provinz, in ei-

„Deutſch. — Ein Autor gar! Der Herr iſt in „meine Kanzley zu geſcheid!“ — Man bemerke, daß es gerade zwanzig Jahre ſind, da dieß in Wien zu dem öſtreichiſchen deutſchen Schriftſteller geſagt wurde, der zuerſt von dem übrigen Deutſchlande bemerkt zu werden verdiente; und überlege, wie ſehr damals daſelbſt noch die Vorurtheile der Erziehung und der Religion allen Saamen des Guten erſtickten. Man wird, wenn man dieſe ehemalige grobe Unwiſſenheit und Bigotterie bedenkt, alsdann ſich nicht ſo ſehr wundern, daß Oeſtreich in manchen Sachen noch ſo weit zurück iſt, als vielmehr, daß es in ſo kurzer Zeit durch die eifrige Bemühung wahrer Patrioten, wenigſtens gegen die vorige Zeit zu rechnen, ſo viel vorwärts gekommen iſt.

Die

ner Stadt wo zwey gelehrte Geſellſchaften ſind, der Glauben herrſcht, daß die Lutheraner nicht getauft ſind. (S. Bernoulli Sammlung von Reiſen XII. Band S. 441.) Iſt nicht noch allenthalben in der katholiſchen Kirche ein Ketzer, *ſicut Ethnicus & publicanus?* Rouſſeau ſagt von ſeiner eigenen Abſchwörung der proteſtantiſchen Religion: „On me mena faire une abju„ration ſolemnelle, & recevoir les *acceſſoires du bap„téme*, quoiqu'on ne me *rebapti*ſât pas réellement: „mais comme ce ſont à peu près les mêmes cérémo„nies, *cela ſert à perſuader au peuple que les proteſtans „ne ſont pas chrêtiens.*“ *Confeſſ.* Lib. II. p. 131. So liſtig hat die Hierarchie jede Ceremonie einzurichten gewußt, daß auf allen Seiten, Sachen aus falſchem Geſichtspunkte vorgeſtellet, und dem Volke gehäſſige Begriffe gegen die Ketzer beygebracht werden.

Die Mitglieder der neuen deutschen Gesellschaft waren eifrig, die erste Bahn zu brechen. Ein jugendlicher Muth belebte sie, und ihre jugendliche Einbildungskraft bildete ihnen vor, daß dasjenige, was sie thaten, nicht allein für Oestreich, sondern auch für das ganze Deutschland sehr wichtig wäre. Das ganze übrige Deutschland aber, welches damals schon seit zwanzig Jahren mit deutschen Gesellschaften angefüllet war, merkte nicht auf die in Wien. Man hatte gesorgt, ein Exemplar der Ankündigung des Hrn. v. Sonnenfels nach Paris zu schicken, wo sie ins Journal Etranger eingerückt ward. Aus demselben lernte ich sie kennen, und ich machte es mir zur Pflicht, sie in den Briefen die neuste Litteratur betreffend *) in Deutschland weiter bekannt zu machen, welches mir sehr bald die Korrespondenz aller damaligen Mitglieder dieser Gesellschaft erwarb.

Verschiedene Wochenblätter waren die ersten Früchte dieser neuen Verbindung. Sie hatten den Nutzen, daß in Wien die bisher noch ganz unbekannte deutsche Lektur einigermaßen gemein zu werden anfieng, und daß verschiedene, dem bis dahin von der Hierarchie so sehr unterdrückten Oestreich noch ganz unbekannte, Wahrheiten gesagt wurden. Für das ganze übrige Deutschland, das schon weiter fortgeschritten war, konnten sie freilich nicht so interessant

*) Im XVten Bande S. 49.

ressant seyn, ob es gleich die Verfasser allzugeschwind glaubten. Sie vergaßen, daß diejenigen Schriftsteller, die sie sich noch vor kurzer Zeit zur Nachahmung vorstellten, nur durch langes und ernstliches Studium das wurden, was sie sind, und glaubten durch einige fliegende Blätter und unreife Versuche ihnen in ganz kurzer Zeit gleich gekommen zu seyn. Sie glaubten nicht allein, ihre Werke überhaupt wären sehr vollkommen, sondern einer wollte auch immer vollkommener seyn, wie der andere. Daraus entstand zwischen ihnen Neid und Eifersucht, und in wenig Jahren, schon um 1765, was alles voll Streiten und Kämpfen.

Es ist für mich eine sonderbare Unterhaltung gewesen, da ich, bey Gelegenheit dieser Reisebeschreibung, die verschiedenen Veränderungen der Gelehrsamkeit in Wien und verschiedenen Epochen davon, die ich erlebt habe, die Wochenschriften und Streitschriften, die man mir damals fleißigst einsendete, und die ich meist noch besitze, nebst den Briefen, die fast jeder neue deutsche Gesellschafter an mich schrieb,*) wieder übersehen habe. Es fällt jetzt gar sonderbar

*) Seit dem Jahre 1757, da ich die Bibliothek der schönen Wissenschaften herauszugeben anfieng, ward ich von dem größten Theile der deutschen Schriftsteller mit einer Korrespondenz beehret, die nach und nach immer mehr zunahm, nachdem die Briefe die neueste Litteratur betreffend und hernach die allgemeine deutsche Bibliothek erschienen.

Daß

derbar auf, wie völlig gewiß damals jeder seiner Sache war, wie völlig zufrieden mit dem, was geschah, wie genau jeder schon ausrechnete, daß alle Provinzen Deutschlands höchstaufmerksam auf die deutsche Gesellschaft wären, die in der ver-

Daß diese Korrespondenz sehr wichtige Beyträge zu der Denkungsart vieler Schriftsteller, die in diesen dreyßig Jahren eine öffentliche Rolle gespielt haben, enthält, und daß ich die deutsche Litteratur seit dreißig Jahren von solchen Seiten habe kennen lernen, wie sie wenig jetztlebende Gelehrte kennen, wird jedermann leicht vermuthen, der ein wenig weiß, daß bey manchen Schriftstellern, das was sie öffentlich thun, nicht alles ist was sie thun. Wenn jemand manche Briefe an mich, mit dem, was gewisse Leute vorher und nachher öffentlich thaten, zusammenhalten sollte; so würde freilich der Charakter dieser Leute in sonderbarem Lichte erscheinen. Ich habe von meiner Privatkorrespondenz nur ein oder zweymal bey höchstabgedrungener Nothwehr öffentlichen Gebrauch gemacht. So sehr man oft, so wie jetzt noch von einigen Schriftstellern in Wien geschiehet, mit giftiger Bitterkeit darauf losgegangen ist mir unangenehme Stunden machen zu wollen; so habe ich nie, und wenn ich es zuweilen noch so sehr in meinen Händen hatte, das Widervergeltungsrecht ausgeübt. Daß gewisse Schriftsteller ihre Eitelkeit, ihren Zorn, ihre Rachgier selbst an den Tag legen, kann, und mag ich ihnen nicht wehren. So lang ich aber Privatbeweise solcher Leidenschaften zur Ehre der

Gelehr-

meinen Hauptstadt Germaniens nunmehr gestiftet war. Ob manches, was jetzt geschrieben wird, nach fünf und zwanzig Jahren auch ein so sonderbares Ansehen haben werde, mag ich nicht entscheiden. So viel hat mich die Erfahrung gelehrt, daß schon zehen Jahre einen grossen Unterschied in der Art zu denken machen, daß man oft nach zehen Jahren schon an dem zweifelt, dessen man vor zehen Jahren so sehr gewiß war. Und gemeiniglich ist es Folge der Fortschreitung in der Erkenntniß, daß man zu zweifeln anfängt.

Doch diese Streitigkeiten sind vergessen. Sie hatten wenigstens den Nutzen, daß man anfieng, sich zu einer bessern deutschen Schreibart zu gewöhnen. Auch fieng man nach und nach an, wenigstens einige grobe Vorurtheile abzulegen, und der Wahrheit etwas dreister ins Gesicht zu sehen. Man fieng wenigstens in etwas an, sich von der Hierarchie los zu machen; und obgleich diese wieder mit allen Kräf-

Gleichförmigkeit unterdrücken kann, ohne das, was ich der Wahrheit und mir selbst schuldig bin zu verabsäumen, so thue ich es sehr gern, und schone, wo mich niemand schont. Ich habe auch sogar Anstalten gemacht, daß nach meinem Tode aus meiner so weitläuftigen Korrespondenz nichts als was wirklich für die Wissenschaft nützlich seyn kann, bekannt gemacht werden soll, und dessen ist, wie man mir leicht glauben wird, nicht wenig.

Kräften strebte, ihre verjährten Rechte zu behaupten; so gewann man ihr dennoch etwas Land ab. In diese Epoche fallen die Werke eines Gebler, Sonnenfels, Taube, Denis u. a. m., welche Oestreich Ehre machen; und Wien hat in derselben an geschickten und verdienten Gelehrten sehr zugenommen. Große Schritte sind in dieser zwanzigjährigen Epoche, bey deren Endigung ich gerade in Wien war, geschehen. Aber sehr große Schritte waren damals und sind zum Theile gewiß noch jetzt zu thun. Die Spuren der überwiegenden Macht der Hierarchie waren dazumal noch allenthalben sichtbar. Sehr viele Vorurtheile, welche aus einer eingeschränkten mönchischen Erziehung ihren Ursprung hatten, waren bey Unterredungen mit Leuten, die sonst nicht ganz ungelehrt waren, häufig zu spüren. Eben so sehr merkte man zuweilen, daß gewisse für die Menschheit wichtige Wahrheiten, worauf das übrige Deutschland schon lange aufmerksam geworden ist, einem großen Theil des Publikum in Wien damals noch nicht so angelegentlich waren. Daß eine Menge nützlicher Bücher nicht gehörig bekannt, und ein großer Theil der Gelehrten und der Weltleute in der Litteratur noch sehr zurück waren, konnte bey den strengen Verboten der Censur wohl nicht anders seyn. Ich habe schon oben S. 872 erwähnt, daß ich sogar Gelehrte fand, denen Niebuhr, Basedow und Lambert nicht einmal den Namen nach bekannt waren. Einige fand ich, denen eine sehr einseitige und in dem nördlichen Deutschlande schon abgelebte französische Lektur über alles zu

gehen ſchien, bey denen Voltairens *Questions ſur l'Encyclopedie* ein klaſſiſcher Autor war, den ſie entweder im Geſpräche citirten, oder Einfälle daraus anbrachten, deren Urſprung mir, der ich ein ſehr gutes Gedächtniß habe, ſehr wohl erinnerlich war. Auch fand ich nicht wenig Leute, welche von wichtigen deutſchen und engländiſchen Büchern zwar wohl den Titel gehört hatten; wenn man ſich aber näher darüber einlaſſen wolte, von dem Inhalte nur undeutliche Begriffe hatten. Bey einigen rührte es, wie ich merkte, bloß daher, weil ſie nicht genug Acht gegeben und die Materie nicht genug ergründet hatten; bey andern daher, weil ſie nicht hatten die Erlaubniß erhalten können, dieſe Bücher kommen zu laſſen und zu leſen. Einige waren daher endlich gegen ſolche Bücher ſelbſt, und gegen die darinn enthaltenen Materien gleichgültig geworden. Andere bedauerten es mit innigſt, daß in Wien nicht eben die Freiheit wäre, alle Bücher kennen zu lernen und zu leſen, die in dem übrigen Deutſchlande, und daß viele Bücher ganz fehlten. Wer Bücher liebte, ſuchte ſich auf allerley Art zu helfen. Ich lernte einen denkenden und fleißigen Mann kennen, der ganz in der Stille ſtudirte. Um Bücher leſen zu können, zu deren Ankauf er nicht reich genug war, und die ihm auch nicht würden ſeyn erlaubt worden, machte er ſich mit einem Cenſor bekannt. Es war ſonſt in Wien ſehr gewöhnlich, daß die Offizianten, die gut bezahlt wurden, ihre Arbeit durch andere verrichten ließen. Das Amt eines Cenſors war (und iſt noch) eine einträg-

liche

liche Bedienung; also hatte der gröſte Theil der Censoren eben nicht Lust, die weitläuftige und langweilige Arbeit, so viele neue Bücher durchzulesen, selbst zu verrichten, sondern sie bezahlten andere dafür. An einen solchen war mein Freund gerathen. „Ich habe, sagte er mir, davon ein, obgleich geringes Ein„kommen, ich kann ungestört eine Menge Bücher „kennen lernen, die ich sonst nicht würde zu sehen „bekommen. Ich weiß denn wohl, was man hier „für Ketzerey ausgiebt, ob ich es gleich selbst nicht „dafür halte.“ Er studirte also die Bücher zu seinem eigenen Nutzen, und hatte dabey weiter nichts zu thun, als daß er, wenn er etwas nach landüblichen Vorurtheilen bedenkliches fand, einen Kniff ins Buch und einen kurzen Bericht machte, den der Censurrath nicht ermangelte, als seine eigene Bemerkung dem Kollegium vorzutragen.

Verschiedene gute Köpfe und gute Menschen, mit denen ich etwas vertrauter wurde, bedauerten, daß sie einzeln in ihrer Wissenschaft waren, und niemand fanden, dem sie ihre gefaßten Ideen mittheilen könnten, oder dem sie wichtig wären. Meine eigene Neigung Ideen zu wechseln welche auf Erforschung der Wahrheit gehen, hat mir mit einigen solcher Männer einige sehr vergnügte und lehrreiche Stunden zuwege gebracht, mit dem Bedauern nur daß ich sobald von ihnen scheiden mußte. Der Mann von dem ich oben S. 874 angemerkt habe, daß er sich verschiedene philosophische Schriften abgeschrieben habe, weil er sie nicht hatte gedruckt

erhalten können, klagte mir sehr, daß er fast niemanden habe, der durch Lesen und durch Denken philosophischer Schriften so weit gekommen wäre, daß er mit ihm über solche Materien diskutiren könne. Man weiß aber, wie sehr die mündliche Unterredung bey forschenden Freunden zu Entwickelung der Ideen beyträgt, und wie sauer es dem macht, welcher alles aus sich selbst herausholen soll.

Eine sehr mangelhafte Kenntniß von dem politischen, literarischen, kommerzialischen und sittlichen Zustande des ganzen übrigen Deutschlandes, besonders des protestantischen fand ich fast allenthalben, zum Theile bey solchen Personen, wo man es nicht hätte vermuthen sollen. Hienaus entsprang freylich in manchen Fällen eine sehr unwichtige Schätzung Oestreichs gegen das übrige Deutschland. Ich könnte davon sehr sonderbare Beyspiele anführen. Ich begnüge mich an einem einzigen, das mich selbst etwas näher angehet.

Bey meiner Anwesenheit in Wien waren einige rechtschaffene Leute, bey welchen vielleicht auch meine Vorrede über die östreichische Censur einigen Eindruck mochte gemacht haben, bemühet, der allgemeinen deutschen Bibliothek wieder Zugang in Oestreich zu verschaffen, obwohl ich darum nicht sollicitirt hatte, und auch aus mancherley Ursachen es nie würde gethan haben. Nicht wenig Leute, welche glaubten, meine Reise nach Wien müsse einen besondern Grund haben, liefen mir

mir allerhand Absichten; insonderheit schienen viele voraus zu setzen, ich sey gekommen, um durch persönliche Sollicitation die A. D. B. aus den Fesseln zu erlösen, in welchen sie, ihrer Meinung nach, schmachtete. Einige ließen sogar merken, man würde dabey vermuthlich Bedingungen machen wollen. *) Ein Mann, der gewiß nicht zu den unaufgeklärtesten in Wien gehört, der in einem ansehnlichen gelehrten Amte stehet, und der es wirklich gut mit mir meinte, suchte mich zu bereden, einige Schritte darum zu thun. Ich lehnte es aber ab. Er sagte darauf, es wäre ein leichtes Mittel da, der A. D. Bibl. freyen Lauf in den K. K. Erblanden zu verschaffen: „Es dürften nur die theologischen Recensionen, die doch ohnedieß ganz uninteressant „und unbeträchtlich wären, weggelassen werden, „so würde alles übrige ohne alles Bedenken eingelassen werden.“ Ich antwortete: „Dieser Theil der „allgemeinen deutschen Bibliothek werde bey uns nicht „für unbeträchtlich, sondern vielmehr für sehr be„trächtlich und für sehr nützlich gehalten. Ich würde ihn also wohl nicht weglassen.“ Er sagte: „Das „möch-

*) Man erzählte mir bey dieser Gelegenheit sehr glaubwürdig, daß als 1778 die allgemeine deutsche Bibliothek verboten ward, ein sehr einsehener Mann bey der Cassur sagte: „Ey! wir „wollen die Berliner schon anders schreiben leh„ren, sie sollen in den Erblanden kein Exemplar „mehr absetzen.“

„möchte man wohl bey uns (gleichsam in der Pro„vinz) meinen; aber wer würde denn wohl solche „Sachen lesen? Und wenns nun auch bey uns so „wäre, so wäre doch die Hofnung des Debits in den „sämmtlichen K. K. Erblanden ein Objekt, welches „verdiente, daß ich meinen Entschluß änderte.“ Ich versicherte ihn: „Nicht des Debits, son„dern viel höherer Ursachen wegen habe ich die Bi„bliothek unternommen, und unter so großen Be„schwerlichkeiten so lange fortgeführt; ich würde da„her auch des Debits wegen niemals eine Aenderung „machen; am wenigsten eine Aenderung, die den „Nutzen der Bibliothek so sehr vermindern würde.“ Er gab zu, daß der Debit bey einem solchen Werke nicht die Hauptrücksicht seyn müsse, „aber der De„bit in den sämmtlichen K. K. Erblanden, der „auf viele hunderte und tausende gehen müsse, wä„re doch eine so wichtige Sache, daß in Ansehung „desselben wohl eine Aenderung könne gemacht wer„den.“ Ich schwieg anfänglich, wie denn, wenn die Gedanken gar zu sehr verschieden sind, Schweigen für einen Reisenden sehr oft die weiseste Maaßregel ist. Als er dieß aber mehrmals wiederholte, antwortete ich endlich: „Wenn ich auch, ob es gleich „meine Art ganz und gar nicht wäre, hier auf den „Debit Rücksicht nehmen wollte; so wäre der De„bit in den K. K. Erblanden so beträchtlich nicht, „daß er hierum einen Einfluß haben könnte.“ „Er fragte: „Wie so? Nicht beträchtlich?“ Ich antwortete: „Daß mein Debit der A. d. B. fast in jeder „beträchtlichen protestantischen Stadt beinahe so

„stark

„stark und zum Theil stärker wäre, als in allen „K. K. Erblanden zusammengenommen; und „daß namentlich in Hamburg viermal so viel abge„setzt würde.“ Er fragte erstaunt: „Ob ich zur „Unzeit scherzen wolle, und wie das, was ich sagte, „zu verstehen sey?“ Ich antwortete: „Ganz nach „dem Wortverstande; daß z. B. alle Buchhändler „in Nürnberg oder Frankfurt am Mayn, in jeder „Stadt mehr, und alle Buchhändler in Hamburg „viermal so viel Exemplare der allgemeinen deut„schen Bibliothek von meiner Handlung direkte er„hielten, *) als alle Buchhändler der K. K. „Erb-

*) Im Jahre 1777 ehe die A. d. B. verboten ward, sendete ich direkte nach Oestreich, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen zusammen, 46 Exemplare; im December 1783, nachdem die Einbringung dieses Werks nie ex konnivirt oder tolerirt wird, zusammen 43 Exemplare, ungerechnet 5, die an den Kaiserl. Reichshofrath für das Privilegium abgeliefert werden, und 2 die ich verschenke. Der Abgang guter Bücher in einem Lande im allgemeinen ist gewissermaßen ein Thermometer, welches anzeigen kann, in wiefern Licht in die Köpfe und Wärme in die Herzen gedrungen ist. Ich bin weit entfernt, die A. deutsche Bibliothek zu einem Maaßstabe auf die Art zu machen, so wie etwa gewisse Schriftsteller den Verstand oder den guten Geschmack in einer Stadt darnach abmessen, ob darinn auf ihre Werke von vielen ist pränumerirt worden oder nicht. Aber da ein Werk, wie die A. d. B., wozu

„Erblande direkte von mir kommen lassen.“ Dieß schien ihm nach den großen Begriffen, die er vorher geäußert hatte, ganz was unglaubliches, so wie es auch in der That sonderbar genug ist. Nachdem ich ihm nun mehrmals versichert hatte, daß es

wozu so viele würdige Gelehrte konkurriren, das in Deutschland eine so wichtige Revolution gemacht hat, in den weitläuftigen östreichischen Landen so wenig gekauft wird (denn wenn man auch annehmen wollte, daß indirekte durch andere Buchhändler noch 30 Exemplare hineinkommen, so wird es alles seyn); so erhellet doch so viel daraus, daß daselbst der Inhalt desselben, die ganze neue deutsche Litteratur, so interessant nicht ist, als im übrigen Deutschlande. Es sind auch in den Erblanden der Buchhandlungen sehr wenige. In Oestreich kenne ich außer Wien nur Buchhandlungen in Linz, Grätz und Klagenfurt, in Böhmen in Prag, in Mähren in Brünn, in Ungarn in Pest und Pressburg, in Siebenbürgen in Hermanstadt, die sämmtlich, außer Wien, nicht sehr beträchtlich sind. In Triest wollte Hr. C. H. Moll 1780 eine Buchhandlung anlegen, aber schon 1782 mußte er aufhören, und gieng nach Laybach, von da er in Bernoulli Reisen XIIter Band S. 440 über den großen Mangel an Aufklärung und über die wenige Liebe zur Litteratur in den dortigen Gegenden, und „daß der Buchhändler wenig auf„ser Wiener Brochüren verkauft, bittere Kla„gen ergehen ließ.“ Man halte einmal dagegen, wie dichs aneinander zwischen Braun-

schweig

die stark Wahrheit sey; so fragte er, mit einem Tone zwischen Scherz und Verdruß: „Ob denn „Hamburg so groß sey?“ Ich versetzte: „Vielleicht „etwas größer als Wien ohne die Vorstädte; „aber auf die Größe kommt es nicht an, sondern „darauf, daß darinn mehr Leser ernsthafter Bü„cher sind, und daß die Einwohner an Litteratur „mehr Antheil nehmen.“

Ich habe schon gesagt, daß ich gerade zu Ende der über zwanzig Jahre gedauerten Epoche in Wien war, während welcher man gesucht hatte, die Gelehrsamkeit dort zu verbessern. Kurz nachher machte der jetztregierende Kaiser durch Verstattung der Preßfreiheit und durch die Erlaubniß ausländische nützliche Bücher zu lesen, und besonders durch einige Befreyung von der päbstlichen Hierarchie (obgleich die bischöfliche und priesterliche Hierarchie nur noch allzuviel Macht bis jetzt hat) zu einer neuen Epoche für die östreichische Litteratur Raum, die nach und nach sehr glorreich ausfallen kann, wenn seine Unterthanen sämmtlich die landesväterlichen Absichten dieses Monarchen nicht hindern, sondern beför-

schweig und Kassel oder zwischen Wittenberg und Jena die Buchhandlungen zu finden sind. Wenn man vollends die Arten der Bücher, die in diesen Buchhandlungen am meisten gesucht werden, mit denen in den östr. Buchhandlungen vergleichen könnte, so würde der Kontrast noch stärker seyn.

beförderen, wenn sie, Ihm gleich, helle Einsichten mit unermüdeter Thätigkeit verbinden. Ueber den künftigen Erfolg zu urtheilen, wäre zu viel. Ich kann nur sagen, daß ich aufrichtig wünsche, daß jede zum Besten wahrhafter Aufklärung abzielende patriotische Bemühung gesegnet seyn möge. Man fängt nun an, von der Herrschaft der Hierarchie sich in etwas los zu machen; *) aber doch bey weitem nicht genug.

*) Des würdigen Hrn. Landraths Eybel Abhandlung von der Ohrenbeichte erscheint eben. Sie würde eines der wichtigsten Bücher für das katholische Deutschland seyn, wenn sie den Erfolg haben sollte, daß eine Gewohnheit, die gerade zu erfunden ist, um die menschliche Gesellschaft zu verkehren, und jeden Menschen von Priestern und Orden abhängig zu machen, abgeschafft würde. Wenn nur nicht immer noch der traurige Grundsatz fest stünde, daß die Kirche in allen dogmatischen Sätzen unfehlbar seyn soll! Da wird denn ein unseliger Streit geführt, ob ein Satz zum Dogma oder zur Disciplin gehöre, und darüber wird die wichtige Frage: ob er wahr oder falsch, dem Wohl des Menschen angemessen sey oder nicht, ganz aus den Augen gelassen. Wie höchst seltsam viele Leute in Wien noch bis jetzt die religiösen und ascetischen Begriffe brauchen und modificiren, davon finden sich in den neuen Wiener Schriften viel Beweise. Der Titel einer periodischen Schrift, die in diesem 1784ten Jahre in Wien herauskommt, ist: „Das betrachtete Leiden Jesu vom Oelberge bis zur „Schä-

genug. Es ist nun erlaubt, gute Bücher zu lesen, und

„Schädelstätte, die sicherste Lehrschule der Auf„klärung.“ Eine feine Aufklärung, die durch solche elende ascetische Schriften befördert werden soll, welche aus Bigotterie und Schematismus zusammengesetzt sind! Viele Leute brauchen jetzt in Wien das Wort Aufklärung wie einen Scherzenzel, und wissen wahrhaftig nicht, was Aufklärung ist. Eben so kam in Wien 1783 eine Volksschrift zur Aufklärung heraus. In deren Ankündigung heißt es, man wolle darinn zeigen: „Wie hoch unsere geheiligte Reli„gion der alleinige Hauptpfeiler des ganzen „Wohls der Nationen, durch die Reinigung „ihrer eingeschlichenen Mißbräuche, und Säu„berung von allem diesen Unflat, geschätzet, „und nach dem Muster ihres ersten heiligen Stif„ters wieder hergestellt werde, daß die Ausbrei„tung solcher geheiligten Religion der erste „Schritt und Grund zur allgemeinen Glückselig„keit sey, und Verächter, Spötter und Indiffe„rentisten derselben die strafbarsten im Staate „ausmachen.“ Eine feine Aufklärung, wenn man sich einbildet, die katholische Religion sey von allen Mißbräuchen gereinigt, ihre Ausbreitung (merkt es doch ihr Protestanten!) sey der erste Grad allgemeiner Glückseligkeit, und wer davon nichts hält, sey der strafbarste im Staate! Solche grobe Begriffe findet man allenthalben, unter beständigem Rufen, wie alles so verfeinert, so vom Unflate gesäubert, so aufgeklärt sey! Es wird gewiß eine geraume Zeit dazu gehören, ehe

und also können *) sich wenigstens nützliche Kenntnisse allgemeiner verbreiten. Nun ist zu hoffen und zu wünschen, daß man die Vorurtheile der Erziehung immer mehr ablegen, und daß der anhaltende Fleiß **), der freilich bisher in Oestreich sehr gefehl-

man die Vorurtheile der Erziehung allgemein ablegen, und sich von dem bisherigen und noch beständig mächtigen Einflusse der Hierarchie ganz losmachen kann.

*) Seit ein Paar Jahren ist in Wien auch eine Lesegesellschaft, in welcher neue Bücher herumgeschickt werden, dergleichen man im nördlichen Deutschlande schon längst hatte, errichtet worden. Wenn die Auswahl der Bücher gut ist, so kann sie allerdings zur Ermunterung der Liebe zur Litteratur und Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse viel beytragen. Aber sonderbar ist es, daß in den Wiener öffentlichen Blättern stehet, diese Gesellschaft sey von der Regierung bewilligt worden. Bedarf eine solche Gesellschaft eine Bewilligung der Regierung?

**) Hr. Moll sagt am oben S. 910 angeführten Orte, zu Ende des Jahres 1783: „In den „meisten Provinzen Oestreichs ist es noch dunkel, „und es will noch nicht Tag werden. — Wir „haben hier (in Laibach) zwey gelehrte Gesell„schaften, wovon die eine die Gesellschaft der „Operosen heißt, die so unthätig ist, daß sie „nicht einmal Zusammenkünfte hält. Die an„dere ist eine Agrikulturgesellschaft, die nun„mehr so gut als abgestorben ist.“ (S. auch oben, S. 410.)

gefehlet hat, der aber doch zum gründlichen Studieren so nöthig ist, jetzt so allgemein werden möge, als bisher Gemächlichkeit war; alsdann kann sich Oestreich von den dort vorhandenen jungen fähigen Köpfen auf die Zukunft viel Gutes versprechen.

Die litterarischen Früchte, die Deutschland bisher von dieser neuen Epoche gesehen hat, sind hauptsächlich eine ungeheure Menge von kleinen Traktätchen von allerley Gattung, die in Wien seitdem herausgekommen sind. Schon vorher ward freilich auch in Wien vielerley geschrieben; aber eine so unselige Schreibsucht, wie seit der erweiterten Preßfreiheit sich in Wien zeigt, war sonst in Deutschland nirgends zu finden. Ein Wiener Schriftsteller *) versichert: daß vom „1sten April 1781 bis zu Ende „Septembers 1782, folglich in einer Zeit von 18 „Monaten bloß in Wien 1172 Schriften er„schienen wären.“ Es hat jemand die Wiener schreibende Zunft mit der Frau in dem Singespiele, die drey Wünsche verglichen, die nachdem sie die ihre

*) Blumauers Beobachtungen über Oestreichs Aufklärung und Litteratur. Wien 1783. 8. S. 36. — Dabey sind diese Schriften sehr theuer, ein Paar Bogen kosten 10 bis 14 Kr. Im April 1782, da etwan 800 Schriften heraus waren, würde, wie ich von einem Wiener Buchhändler weiß, ein komplettes Exemplar aller dieser Schriften über 260 Fl. gekostet haben.

genommene Sprache wieder ausſieht, mit Plaudern nicht aufzuhören wuſte. Wenn man die überaus groſſe Menge der Schriftſteller *), die jetzt Traktätchen ſchreiben, betrachtet; ſo fällt in die Augen, daß eine groſſe Menge Leute da ſeyn müſſen, die ſonſt nichts zu thun haben, als bey jeder Gelegenheit ihre meiſt ſehr geringfügigen unmaßgeblichen Gedanken zu ſagen. Betrachtet man die groſſe Seichtigkeit des gröſten Theils dieſer Schriften; ſo ſieht man, wie wenig Kenntniſſe und wie viel Eigendünkel der gröſte Theil dieſer Schriftſteller haben müſſe, daß ſie ſich nicht ſchämen, mit ſo gar ſchlechten Wiſchen hervorzutreten. Betrachtet man hingegen, daß doch alle dieſe Schriften in Wien geſchwind verkauft und begierig geleſen werden; ſo kann man ſich von dem Geſchmacke des leſenden Publikums daſelbſt keine allzu groſſen Begriffe machen. Zwar iſt überhaupt in keiner Stadt in Deutſchland auf den allgemeinen Geſchmack des leſenden Publikum ſogar viel zu geben. Indeſſen ſo viele ganz elende Schriften, würden doch wohl in keiner andern Stadt Deutſchlands Leſer finden. Die Urſache, daß ſie doch,

*) In einer Zeitung ward im May 1783 gerühmet, es wären ſeit der erweiterten Preßfreiheit in Wien 1100 und in allen öſtreichiſchen Erblanden nun 6000 Schriftſteller. Dieſe Anzahl iſt nun zwar offenbar übertrieben; aber wenn auch in den Erblanden nur 1000, und alſo 500 mehr als vorher wären; ſo möchte man wohl fragen: Was ſind ihre Schriften?

doch, ſo ſchlecht die mehrſten ſind, in Wien geleſen werden, iſt zum Theil in der Neugierde und in der Gemächlichkeit des dortigen Volkes zu ſuchen. Was viel Mühe zu ſtudiren koſtet, mag es nicht; aber ein Traktat von ein Paar Bogen mit einem anlockenden Titul, der nichts kopfbrechendes enthält, iſt bald geleſen, vertreibt ein wenig die ganz todte Langeweile, giebt heute und morgen bey Tiſche oder beym Spatziergange auf dem Graben etwas zu ſchwatzen, und iſt übermorgen vergeſſen, weil wieder ein Paar neue Traktätchen gekommen ſind. Hauptſächlich iſt aber hiebey auf die Lokalität des Inhalts zu rechnen. Längſt ſchon iſt es in Wien ſo geweſen, daß diejenigen Schriften, die dortige Vorfälle betreffen, gar viel ſind gekauft worden, *) und weit mehr als nützliche Bücher, weil die Neugierde durch jene

*) Von den Klotziſchen Briefen, denen niemand in Deutſchland einen ſonderlichen Werth beygelegt hat, wurden in Wien in wenigen Tagen viele hundert Exemplare verkauft, weil ein Paar Briefe von Leuten in Wien, und Leute in Wien betreffend, darin befindlich waren. Von einer lateiniſchen Introductio in jus Eccleſiaſticum, die in dem übrigen Deutſchlande niemand würde angeſehen haben, wurden in Wien in wenig Tagen fünf hundert Exemplare vergriffen, (S. Schlözers Briefw. XLI. Heft S. 292) weil aus ein Paar Stellen Gift gegen ein Paar bekannte Männer geſogen ward. So gieng es auch noch kürzlich mit Curalt jus eccleſiaſticum S. oben S. 690.

nicht gereicht wird. Dann sind aber fast alle der vielen hundert Schriften, die in Wien heraus kommen, gänzlich lokal, und betreffen Sachen aus Wien selbst, von den Spatzenmädchen an bis zum Pabste, und von den Hunden und Katzen in Wien an, bis zum Erzbischof. Diesen ist denn freilich für jedermann etwas zu lesen, sie mögen auch geschrieben wie sie wollen.

Indessen kann man dieser Schriften, so schlecht auch das größte Theil davon ist, dennoch einen gewissen lokalen Werth für Oestreich nicht absprechen. Es ist durch dieselben das Volk zu gewissen Ideen gewöhnt worden, deren nähere Annahme von Wallenstein vor vier Jahren schwerlich würde geglaubt haben. Dieß ist vorzüglich der Fall bey dem größten Theile der Schriften, welche über geistliche Sachen heraus gekommen sind, wenn sie gleich zum Theil schon genugsam bekannte Sachen enthalten. Es sind doch in denselben eine große Menge grober Vorurtheile zur Schau gestellet, die sehr schädlich waren. Selbst, daß das Volk sich gewöhnt, über solche Materien, wie disputiren zu hören, welche es bisher, als von der unfehlbaren Kirche ausgemacht, mit blinder Ehrfurcht verehret hatte, ist schon viel werth. Auch mehrere andere Mißbräuche sind in verschiedenen dieser Schriftchen gerügt worden, wovon ich oben schon, besonders im achten Abschnitte, einige Beyspiele angeführet habe; und es sind noch verschiedene andere Schriften

ten herausgekommen, in denen mit edler Freymüthigkeit Wahrheit verfochten wird.

Indessen sind freylich die nützlichen Schriftchen immer der allergeringste Theil. Verschiedene scheinen einige Vorzüge zu haben, so wie die Feigen des Demokritus süß schmeckten, nicht aus eigner Süssigkeit, sondern, weil sie in einem Honigtopfe gelegen hatten; denn es wird in diesen Traktätchen oft aufs unverschämteste ausgeschrieben. Daß diese Schriftchen so gar wenig Werth haben, und wie sich die Herren Autoren doch so gar viel damit einbilden, hat selbst ein Wiener Schriftsteller sehr gut gerügt, *) der die Wiener Büchlschreiber sehr launigt anredet:

Es brummt an einem Ort der Bär,
Weiland Herr Lucian Voltär,
Und sagt: es soll kein groß Kunststück seyn,
Zu schreiben kleine lumpichte Büchlein.
Aber recht im Zusammenhang
Von einer Sachen schreiben lang,
Mit Kritik und Philosophey,
Das meint er, daß es gar künstlich sey.
Weiter noch will er gedrungenen Stil,
Gedanken, nicht der Worte viel,

*) Die Wiener Büchlschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener. S. deutsches Museum Sept. 83 S. 281.

Neue Erfindung, Witz, Verstand,
Und Geisteskost, nicht Augenland.
An dieser Sache mag wohl was seyn.
Mit Gunst, ihr Herren Wiener Autorlein,
Wollt ihr euch nicht geben die Müh,
Zu schreiben etwa so einen Esprit?
So einen Messias? — oder frisch dran,
So was von der Kunst wie Winkelmann?
Eine Geschichte der Deutschen wie Schmidt?
Ihr macht ja sonst alles keck mit.
Wie nun? Da ist kein Mensch zu Haus!
Jeder aber schreit: „Löscht die Lichter aus,
„Hier ist ja alles Stral und Glanz,
„Der große Schein verblendet mich ganz.
„Vor diesem war hier Dunkelheit,
„Jetzt aber sind wir alle gescheut;
„Der Schweizer, Schwabe, Preuß und Sachs,
„Schmilzt in unserm Stral, wie ein Wachs.
„Hier ist jeder ein Philosophus!
„Et nos poma natamus!
„Wir messen uns in jedem Stück,
„Mit ganz Deuschland von'r Spree bis zum
Hundsrück."

In diesen Verslein sind viele Schriftsteller in Wien ziemlich nach dem Leben geschildert. Sie gehn allemal zuerst von sich selbst aus, machen das, was sie und ihre Freunde thun, über alle Gebühr geltend; und da sie zugleich das übrige Deutschland gar nicht kennen, oder gar nicht kennen wollen: so nehmen sie zuweilen einen vornehmen Ton an, worüber man in dem übrigen Deutschlande die Achsel zukt, und ihn auch schon hin und wieder öffentlich gerügt

gerügt hat. *) Gewisse Schriftsteller Wiens führen eine seltsame sauersüße Sprache. Von einer Seite verlangen sie Nachsicht für Oestreich, weil daselbst alles noch im Werden sey, weil man in kurzer Zeit, und gegen den vorigen offenbar höchstelenden Zustand, doch schon nicht wenig gethan habe, und den besten Willen habe weiter zu gehen. Von der andern Seite schämen sie sich nicht, um sich selbst mit vollen Backen zu loben, das ganze übrige Deutschland mit ihrem lächerlichen Dünkel geradezu zu beleidigen. Ein ganz neues Beyspiel davon hat Hr. Blumauer gegeben, der in einem Büchlein, **) worinn er gestehet: „Daß die in „so mancher Betrachtung kolossalische Größe des „östreichischen Staats mit der litterarischen Klein„heit desselben, einen auffallenden Kontrast ma„che;" doch sich nicht zu sagen scheuet: „Ist nicht „Wien der Mittelpunkt, um den sich Deutsch„lands kleinere und größere Planeten drehen? „Ist es nicht — zumal jetzt — das Augenmerk

*) „Die Wiener stellen sich an, als ob sie alles selbst „erfunden hätten, erwähnen ausser sich selbst keine „Christenseele. Das ist bey ihnen Staatsgesicht, nicht Unwissenheit in der Litteratur allein." S. Baldinger neues Magazin der Arzneygelahrheit XIs St. S. 956. Die angeführte erste Ursache mag Hr. Baldinger verantworten.

**) Blumauers Beobachtungen über Oestreichs Aufklärung und Litteratur. Wien 1783. 8. S. 52. 54.

„von ganz Europa? Haben Philosophie und Wis„senschaften daselbst nicht einen viel weitern „Wirkungskreis? — Ist Aufklärung nicht „in vollem Gange, und stehen nicht Männer, „wie manches weit hellere Land sie nicht hat, an ih„rer Spitze? Sieht nicht alles auf uns, und „haben nicht selbst auswärtige Schriftsteller bey „kennet: Wenn die deutsche Litteratur, wie „sie jetzt ist, noch weiter rücken soll, so müsse „sie von Wien aus weiter geführt werden?“ Wer ist derjenige, der behauptet hat: Wenn die deutsche Litteratur, so wie sie jetzt ist, weiter rücken soll, *) müsse sie von Wien aus weiter geführt werden? und was ist der, der so etwas ohne Mißbilligung nachschreibt? Hat Hr. Blumauer nicht etwa bloß Worte ohne Sinn schreiben wollen, so darf man wohl sagen, daß schwerlich jemals etwas unüberlegteres behauptet worden ist. Geht die deutsche Litteratur noch am Gängelbande, daß sie geführt werden muß; oder wissen deutsche Gelehrte selbst zu denken und ihren eignen Gang zu gehen? und welches sind die deutschen Länder, wo sie es am längsten wissen? Wäre vom Führen die Rede, welches nicht ist, so schaue Hr. Blumauer um sich, wer die Männer sind, die führen sollen, und wer die sind, die er führen lassen will. Will Er das übrige gelehrte Deutschland

*) Ists denn noch eine Frage, ob sie weiter rücken soll und wird?

land führen, oder wer will es sonst? Ich kenne und verehre alle die würdigen und verdienten Gelehrten, die in Wien sind; aber die werden gewiß eine für ganz Deutschland so beleidigende Sprache nicht führen.

Wodurch hätte sich Wien denn qualificirt, daß von daher die deutsche Litteratur müßte geführet werden? Etwa, weil da der prächtigste Hof, die reichsten Vasallen, die zahlreichsten Müßiggänger, die mannigfaltigsten Zeitvertreibe, die leersten Gehnausereyen sind? — Wer Dinge nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiß, wird doch daraus nimmermehr schließen, daß daselbst mehrere Kultur des Geistes verbreitet sey! — Etwan weil Wien die Residenz eines mächtigen Monarchen ist? Ich verehre jeden Monarchen, weil er mächtig ist, und mehr noch, wenn er gutes thut. Aber Gott behüte, daß Männer, die nicht Hofschranzen sind, dem Monarchen ferner einbilden wollten, alles, und besonders die Kultur einer Nation und die Aufklärung in Gelehrsamkeit und Religion, müsse allein von ihnen herkommen! Diese wohlthätigen Verbesserungen, wenn man ihnen einen dauerhaften Einfluß versprechen soll, werden am sichersten aus der mittlern Klasse des Volks entstehen, wenn diese für die nöthigsten Bedürfnisse des Körpers zu sorgen nicht nöthig hat, und so vorbereitet ist, daß sie nachdenken und thätig seyn will und kann. Sie in diesen Zustand zu bringen, ist die höchste Kunst eines Regenten, und befördert das dauerhafte Wohl

einer

einer Nation gewiß mehr, als alle direkte Verordnungen und Befehle. Aus der mittlern Klasse werden sich Kultur und Aufklärung sehr bald in die untern Klassen des Volks ausbreiten, wenn deren Geist nicht durch Armuth, Aberglauben, Faulheit und stumpfe Sinnlichkeit niedergedrückt ist; und sie werden sich von da aus auch in die höhern Stände verbreiten, wenn diese nicht durch Stolz, Reichthum, Aberglauben, Faulheit und verfeinerte Sinnlichkeit, für das was der Menschheit wichtig ist, unempfindlich worden sind. Ist dieß wahr, so wies es die Geschichte allenthalben bestätigt, so ist auch offenbar, daß sowohl Kultur als Aufklärung nicht nothwendig in einer Residenzstadt zuerst aufkommen, am wenigsten aber vom Hofe aus eingeführt werden müssen. Ich wohne auch in der Residenzstadt eines mächtigen Monarchen, und zwar eines Monarchen, der durch Beförderung der Freiheit zu denken und zu reden und durch sein eigenes Beyspiel von Einsicht, Fleiß, Thätigkeit und Ordnung, dem Fortgang der Kultur und der Aufklärung in seinen eigenen Ländern, und in ganz Deutschland, nun seit vierzig Jahren auf eine so in die Augen fallende Weise befördert hat. Berlin hat überdieß seit funfzig Jahren, seit Reinbecks Zeiten, beständig Gelehrte und fast in allen Wissenschaften gehabt, welche in Absicht auf freymüthige Denkungsart und Thätigkeit immer vor ihren Zeitgenossen vorausgiengen. Dieß giebt Berlin noch jetzt unleugbare Vorzüge; aber niemanden in Berlin wird einfallen zu behaupten, Berlin sey die einzige Stadt dieser

Art;

Art; noch weniger: wenn die deutsche Litteratur noch weiterrücken solle, müsse sie von Berlin aus weiter geführt werden.

In welchem Betrachte könnte man dieses denn von Wien behaupten? Wäre etwa Wien in Absicht auf Kultur und Aufklärung, in Absicht auf Freymüthigkeit und Thätigkeit, alles; und das übrige Deutschland wäre für gar nichts zu rechnen? Selbst Hr. Blumauer, so sehr unüberlegt er zu urtheilen gewohnt ist, und so gedankenlos ihn auch oft sein Dünkel macht, wird sich nicht unterstehen, dieß geradezu zu behaupten. Könnte er auch durch den Zauber seiner Einbildungskraft, die über alle Schwierigkeiten so leicht dahin hüpft, wirklich alle Gelehrte, die sich durch Schriften um Deutschland verdient gemacht haben, aus Göttingen, aus Hamburg, aus Berlin, aus Leipzig, aus Halle, aus Weimar, aus Jena, aus Zürich, ja aus ganz Deutschland, aus der Schweiz und aus dem Elsasse nach Wien versetzen; so würde Wien alsdenn freilich einen sehr großen Vorzug haben, wenn alle bekannte Gelehrsamkeit Deutschlandes in dieser einzigen Stadt vereinigt wäre. Aber auch selbst alsdenn würde noch nicht folgen, daß nur von Wien aus die deutsche Gelehrsamkeit weiter müsse geführt werden. Denn so viel auch alle übrigen deutschen Länder verlieren würden, wenn sie alle ihre bekannten Schriftsteller entbehren müßten; so ist doch fast zu glauben, daß so viele von ihrem Stalle versetzte Gelehrte ihre vorige Art

zu wirken nicht beybehalten könnten. Auch iſt in allen andern Ländern durch alle Stände ein groſſer Schatz von Kenntniſſen verbreitet, der immer noch fortwirken würde; und junge Gelehrte von groſſen Talenten können täglich hervor, die von den allenthalben verbreiteten Kenntniſſen noch immer genähret werden, und wenn ſie ſich ausgebildet haben, gewiß aus eignen Kräften, ohne nachzuahmen oder auf Führung zu warten, auf der ehrenvollen Bahn der Wiſſenſchaften weiter zu gehen wiſſen werden.

Männer von Talenten, wenn ſie weiter ſahen als ihre Zeitgenoſſen, wenn ſie vorzügen an Einſicht, an Freymüthigkeit, an Thätigkeit weitleuchten giengen, haben oft Deutſchland, eine Zeitlang, wenn es zurück war, einige Schritte weiter zu führen gemuſt. Dieß giebt der Stadt und dem Lande, wo ſie waren, auſſer der verdienten Ehre, allerdings deßwegen einen Vorzug, weil dieſe groſſen Männer gewöhnlich unter ihren nächſten Mitbürgern ihre Kenntniſſe zuerſt verbreiteten. Dieß iſt aber nicht ein Vorzug, mit dem man nur pralen, ſondern vielmehr den man mit verdoppelten Kräften zu erhalten ſuchen muß. Eben, wenn von einer ſolchen Stadt oder von einem ſolchen Lande aus Kenntniſſe allgemeiner verbreitet und weiter getrieben werden, ſo wird eben dadurch dieſe Stadt oder Land den andern nun gleichet, und verliert den merklichen Vorzug. Dieß iſt auch zu Beförderung der allgemeinen Aufklärung ſehr gut. Es wird hoffentlich niemals dahin kommen,

mer, daß die deutsche Gelehrsamkeit einseitig von einem einzelnen Lande, noch weniger von einer einzelnen Stadt beständig ausgehen sollte. Kein wahrer Gelehrter muß sich erlauben zu behaupten, daß so etwas geschehen müsse. Denn es giebt bloß zu Neckereyen Anlaß, und hindert das Einverständniß zum allgemeinen guten Zwecke. Die gemeinschaftliche Bemühung aller Städte Deutschlandes, wo Kultur, wo Aufklärung, wo philosophische freymüthige Denkungsart hervorkeimt, und nach und nach herrschend wird, muß nach und nach die gemeinschaftliche deutsche Litteratur befördern. Hierzu ist der kleinste Flecken, in welchem Männer von geprüfter Einsicht wohnen, mehr werth, als die größte Stadt wo sie nicht sind. Eine Residenzstadt hat in Absicht auf Beförderung der allgemeinen Litteratur keinen absoluten Vorzug. In Halle lebten Thomasius und Wolf, die zuerst in Deutschland den Gebrauch der Mutterſprache und mit ihr den Gebrauch philosophischer Denkungsart verbreiten halfen. In Leipzig lebten Mascov und Gottsched, in Zürich Bodmer und Breitinger, welche Deutschland auf so manche Art schon beinahe vor sechzig Jahren erleuchteten. Hamburg hat seit 1730, da in dieser Stadt die patriotische Gesellschaft existirte, da derselben Mitglieder, Fabricius, Wichmann, Brockes, Reimarus, allerseits Männer von hellem Geiste oder von philosophischem Scharfsinne und (zum Theil noch nicht genug erkannter) heller Denkungsart blühten, beständig,

ständig, und noch bis jetzt, große Schritte vor dem übrigen Deutschlande und vor allen Residenzstädten vorausgethan. In wie vielen andern Städten, Residenzstädte oder nicht, seit der Zeit zum allgemeinen Besten der deutschen Litteratur Gutes gewirkt worden, wird dem, der mit unbefangenem Gemüthe und mit reiflicher Ueberlegung die gelehrte Geschichte Deutschlandes seit den letzten funfzig Jahren studiren will, in seiner wahren Gestalt erscheinen. Je mehr man den ganzen Umfang menschlicher Kenntnisse, und in wie fern sie in Deutschland höher gebracht und weiter verbreitet werden können und müssen, einsieht; destomehr wird man finden, daß die deutsche gelehrte Republik ihrer ganzen Natur nach, eine vollkommene Demokratie seyn muß, und daß jedes Land, jeder Stand, jeder einzelne Gelehrte, die sich des ausschließenden Vorzugs anmaßen wollen, die deutsche Litteratur zu beherrschen oder nach ihren Absichten zu führen, des gelehrten Ostracismus würdig ist.

Ich würde es nicht der Mühe werth gehalten haben, das unüberlegte Geschwätz eines Jünglings voll Dünkel zu widerlegen, wenn mir nicht bey dieser Gelegenheit einige allgemeine Wahrheiten in den Sinn gekommen wären, die ich freymüthig herauszusagen für nützlich hielt. Dazu kommt, daß viele junge Leute in Wien solche unüberlegte Worte gar zu gern nachschwatzen, und sich dabey in einer eingebildeten Vollkommenheit einschläfern. Es möchte also wohl nützlich seyn, sie zu erinnern, daß sie das übrige Deutschland recht kennen lernen solten, ehe

sie

ſie glaubten, es zu übertreffen. Dieß wäre für den Fortgang der Wiſſenſchaften in Oeſtreich ſelbſt, ſehr nützlich; denn wenn man ſchon glaubt vollkommen zu ſeyn, ſo wird man nicht ſtreben, in der Vollkommenheit noch weiter fortzuſchreiten. Geringſchätzen muß ſich keine Nation, aber ſie muß nicht von ſich übermäſſig eingenommen ſeyn, und verachten, was ſie nicht kennet. Dieß iſt nur zu oft in Wien der Fall geweſen, wie man finden wird, wenn man bedenkt, was ſeit dreyßig Jahren daſelbſt vorgegangen iſt. Man hat dort ſchon mehrmals den inländiſchen Zuſtand der Litteratur für viel vollkommner gehalten, als er wirklich war, ſchon mehrmals geglaubt, wenn man etwas gethan hatte, alles gethan zu haben, und diejenigen, welche daran zweifeln wollten, für Feinde gehalten, da ſie wirklich Freunde waren. Wer ſich die Mühe geben will, Bücher, die vor ein und zwanzig Jahren gedruckt ſind, nachzuleſen, kann finden, ob man nicht ſchon damals in Wien glaubte, Wien ſey das für die deutſche Litteratur, was London und Paris für die engländiſche und franzöſiſche ſind, weil Scheyb eine ſehr prächtig gedruckte nunmehr ganz vergeſſene Thereſiade innerhalb den Linien zu Stande gebracht hatte, und weil man ſo weit gekommen war, eine Penelope ſchreiben, und die allemanniſchen Brüder ſpielen zu können. Ich nahm mir damals die Freyheit freymüthig herauszuſagen, *) daß in Wien bey weitem noch

*) Litteraturbriefe XIIr Band S. S. auch oben im III. Bande S. 354 und im IVten Bande S.

noch nicht alles schon so vollkommen wäre, als man es sich einbildete. Meine Absicht dabey war, daß es besser werden sollte. Ich ward zwar deshalb, noch viele Jahre nachher, angefeindet; aber ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß es wirklich besser ward. Denn, ob man gleich schalt und schimpfte, so ward man doch auf die guten Schriftsteller des übrigen Deutschlandes aufmerksam, fieng an, sie kennen zu lernen und sie nachzuahmen. Wenn ich jetzt eben so freymüthig anzeige, daß Mängel vorhanden sind, und auseinandersetze, worinn sie bestehen; so habe ich, so wie vor zwanzig und mehreren Jahren, keine andere Absicht, als zu bessern. Kann ich diese erreichen, so will ich auch gern nochmals erdulden, daß man mich anfeindet und über mich herfährt, welches so, wie ehemals, nicht ausbleiben wird. Ich sage, wie jener Spartaner, demjenigen, der wegen Anhörung nützlicher Wahrheit in wilde Leidenschaft geräth, sehr ruhig: Schlag zu, aber höre mich an!

XVI. Gelehrte, die ich persönlich habe kennen lernen.

Die in Aemtern stehenden Gelehrten in Wien, die ich kennen zu lernen das Glück hatte, habe ich schon, theils im siebenten und eilften Abschnitte, theils in dem gegenwärtigen angeführt. Ich hole hier noch die übrigen nach:

Hr.

Hr. Leopold Auenbrugger von Auenbrugg; aus Steyermark gebürtig, Doktor der Arzneygelahrheit. Er ist durch einige medicinische Schriften bekannt. Die Talente seiner beiden Töchter in der Musik habe ich oben S. 554 gerühmt.

Hr. J. W. von Bourscheid. Er ist durch viele militarische Schriften bekannt, und hat sich vorzüglich durch eine sonderbare und gewiß unbequeme Terminologie darinn ausgezeichnet.

Hr. Heinrich Gottfried von Bretschneider, aus Gera im Voigtlande gebürtig, Bibliothekar der Kön. Bibliothek zu Ofen in Ungarn. Er war von Jugend auf in Militardiensten, machte die Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit, und kam nach dem Frieden als Major in den Dienst des Fürsten von Nassau zu Idstein. Daselbst lernte ich ihn zuerst durch die Familie meines theuren Freundes des sel. Meinhard kennen, der aus Idstein gebürtig war. Er gieng nachher in K. K. Dienste, und ward als Vicekreishauptmann, ins Temeswarer Bannat, nach Werschetz gesetzt. Hier war er wegen seiner Einsichten und Thätigkeit in Geschäften sehr an seiner Stelle. Da 1777 das Bannat mit Ungarn vereinigt ward, nahm er, um seiner Liebe zu den Wissenschaften ungestörter zu folgen, die Bibliothekariatstelle bey der aus Tyrnau nach Ofen versetzten Universität an. Er ist ein Mann von vortreflich hellem Kopfe, von biederm Herzen, und von unermüdetem Eifer und Thätigkeit. Seine ganze Bil-

dung und die sehr mannichfaltigen gelehrten Kenntnisse, die er besitzt, hat er sich selbst, und seinem eigenen mit einem schnellfassenden Geiste verknüpftem eisernen Fleiße zu danken. Er hatte sich, bloß aus Liebe zu den Wissenschaften; eine ungemeine Kenntniß in allen lebenden Sprachen und in der gelehrten Geschichte, dabey auch eine Kenntniß von seltenen Büchern, besonders von alten deutschen Büchern erworben, so wie man sie nur bey wenigen Personen findet; welches ihm nachher bey seinem Bibliothekariate sehr zu Statten gekommen ist. Es machte mir unbeschreibliches Vergnügen, einen Mann von so seltnen Talenten, und einen alten würdigen Freund, nachdem ich ihn so lange nicht gesehen hatte, in Wien zu finden. Ich habe ihm nicht allein viel vergnügte Stunden, sondern auch die Bekanntschaft mit verschiedenen mir sehr verehrungswürdigen und sehr interessanten Personen zu danken.

Hr. Benedikt Franz Hermann, damals Titularprofessor der Technologie bey der Universität zu Wien. Dieser geschickte junge Mann ist aus Steyermark gebürtig. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Niederöstreicher von den Bergbewohnern Inneröstreichs und Tyrols an Fleiß und Betriebsamkeit weit übertroffen werden.*) Beyspiele

*) Ein kleiner Beweis davon ist, daß alle Jahre eine große Menge von gemeinen Leuten beiderley Geschlechts, aus Steyermark, Kärnten und Salzburg, den Sommer über nach Niederöstreich

spiele geben in Wien verschiedene Gelehrte, die sich durch Schriften und in Aemtern sehr unterscheidend gezeigt haben. Hr. Prof. Hermann gehört auch in diese Klasse. Mit Vorkenntnissen in der Physik, Naturgeschichte, Chemie und Mineralogie ausgerüstet, unternahm er, sich Kenntnisse von Handwerken, Künsten und Manufakturen aller Arten zu erwerben; und da es in Oestreich an denselben fast ganz fehlet, so glaubte er dadurch am besten sein Glück machen zu können. Er that eine Reise durch alle Theile von Oestreich, wobey er hauptsächlich auf die natürliche Beschaffenheit und auf die Nahrung der Unterthanen sein Augenmerk richtete. *) Als er mit Kenntnissen im technologischen Fache ausgerüstet, wie sie wenig haben werden, nach Wien zurückkam, meldete er

östreich gehen, daselbst zur Erndte, zum Heumachen, Viehkastriren und Ziegelbrennen gebraucht werden, und jährlich an 60,000 Fl. mit nach Hause nehmen. S. Hermanns Reisen Iter Th. S. 7. Es wird niemand sagen können, daß es in Niederöstreich eigentlich schlechterdings an Arbeitern fehle, oder daß sie etwa mit andern Arbeiten zu sehr beschäftigt wären; so wie der Fall bey den Holländern ist, die dergleichen Arbeiter aus Westphalen bekommen. Man sehe auch oben S. 486.

*) Er hat einen Theil dieser Reise in drey Bändchen (Wien 1781. 8.) beschrieben. Im dritten Bändchen stehen auch unterhaltende Nachrichten von den Sitten der Einwohner.

ſich 1780, und bat, eine Lehrkanzel für die Technologie bey der Univerſität für ihn zu errichten. Dieſes ward ihm abgeſchlagen. Man hatte dafür auch eben damals eine für die Univerſität viel nöthigere Sache nach vielem Streite feſtgeſetzt, ein *Compendium Juris eccleſiaſtici* für die Lehrkanzel des kanoniſchen Rechts. *) Dennoch ward ihm 1781, nachdem er eine ſehr gut geſchriebene Schrift: Ueber die Einführung des Studiums der Technologie einreichte, endlich erlaubt, Privatvorleſungen aus eigenem Triebe auf der Univerſität darüber zu halten. Nach dem, was oben (S. 759 und in der Beylage XII. 2.) angeführt worden iſt: daß die Studenten die öffentlichen Vorleſungen, die ſie unentgeldlich haben können, nicht beſuchen, wenn die Bedingung eines Teſtimonium nicht dabey iſt; iſt leicht zu erachten, ob viele werden Luſt gehabt haben, ein noch ſo unbekanntes Ding, wie die Technologie, und worüber kein Teſtimonium gefodert wird, zu hören. Es könnte freilich Verwunderung erregen, wie die damalige Studienhofkommiſſion eine Kanzel der Technologie habe für unnöthig halten können, da man doch ſchon ſeit zwanzig Jahren eine Kanzel für die Kameral- und Finanzwiſſenſchaften hat. Es ſollte ſcheinen, die ſogenannten politiſchen Wiſſenſchaften würden in der Anwendung nur erſt recht

*) S. Schlötzers Briefwechſel XXXVIter Theil S. 367. XLIter Heft S. 297.

recht brauchbar werden, wenn sie mit gründlichen und zwar lokalen, technologischen Kenntnissen verbunden sind. Genug, der gute Hermann war nun Professor; und es war so gut, als ob er es nicht gewesen wäre. Er war indessen in seinem Fache, so gut es seine bedrängte Lage zuließ, sehr fleissig, und schrieb verschiedene Schriften. Er ward Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, und ließ in den IIten Band der Schriften derselben eine Nachricht von der Eisen- und Stahl-Manipulation bey den Eisenhütten in Kärnten einrücken. Hierüber wurden ihm viel Verdrießlichkeiten gemacht,*) weshalb er erst nach Pohlen und endlich nach Rußland gieng, wo er ein sehr nützliches Werk über Oestreich **) schrieb, und zum Bergdirektor der Eisenwerke in Sibirien ernannt ward, wohin er im September 1783 abgieng. In Wien hat man nach seiner Abreise keinen andern Professor der Technologie bestellet. Es möchte auch schwer werden, in Wien einen Mann zu finden, der mit so vielen Kenntnissen in diesem so selten bear-

*) Man macht in Oestreich, besonders in mineralogischen Dingen, Geheimnisse von Sachen, die allenthalben den Kennern bekannt sind. Born und auch Scopoli haben dieses erfahren.

**) Abriß der physikalischen Beschaffenheit der östreichischen Staaten, und des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft, Gewerbe, Manufakturen und Handlung in denselben. St. Petersburg 1782 gr. 8.

heiteten Fache ſo viel Fleiß und Eifer verbände wie Hr. Hermann.

Ich fand ihn auf ſeiner Rückreiſe aus Italien in Regenſpurg. Wenn ich mich daſelbſt nicht einige Tage hätte aufhalten wollen, ſo hätte ich die Reiſe auf der Donau nach Wien in ſeiner Geſellſchaft machen können. In Wien habe ich ihm viel zu verdanken. Er war ſehr oft mein Begleiter in den Werkſtätten des Fleißes und der Induſtrie, und führte mich zu manchen mechaniſchen Künſtlern und Handwerkern, die ich ohne ihn nicht würde haben kennen lernen. Ich habe daben erkannt, wie wohl unterrichtet er war, und daß er keine Mühe geſpart hatte, allenthalben ſelbſt hinzugehen, und mit eigenen Augen zu ſehen. Es möchten wohl wenige Perſonen die technologiſchen Kenntniſſe des Kunſtfleißes in Oeſtreich, der Vorzüge und Mängel deſſelben beſitzen, die er ſich auf ſolche Art erworben hat. Ich glaube daher, daß Oeſtreich an dieſem jungen Gelehrten, der wenn er vor Nahrungsſorgen geſichert, und in ſein Lieblingsfach wäre geſtellt worden, bey ſeinem unermüdeten Fleiße gewiß noch weit reifere Kenntniſſe ſich erworben haben würde, einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt erlitten hat, der durch den Gewinnſt der beiden von auswärts hereingerufenen Profeſſoren der dogmatiſchen Theologie und aller möglichen Profeſſoren des kanoniſchen Rechts nicht für vergütigt zu halten ſeyn dürfte. In ſo wenig Jahren, und in einer ſo mißlichen Lage möchten nur wenige das leiſten können, was er wirklich

lich geleistet hat, zumal in einem Lande, wo der Eifer so selten ist.

Hr. Karl Wilhelm Hilchenbach, aus Frankfurt am Mayn gebürtig; Prediger bey der holländischen Gesandschaft. Ein Mann der besonders in den schönen Künsten Kenntnisse besitzt. Er hat eine kurze vorläufige Nachricht von der K. K. Bildergallerie (Frkf. 1781. 8.) geschrieben, und arbeitet an Hrn. Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts.

Hr. Karl von Mertens, Doktor der Arzneygelahrheit. Er studirte in Strasburg, und ward 1767 als Arzt an das Waisenhaus in Moskau gerufen, wo er bis 1772 blieb. Er stand daselbst 1770 die bekannte große Pest aus, durch deren Beschreibung *) er vortheilhaft bekannt ist.

Hr. Benedikt, Abt und Prälat des Cistercienserklosters Neuberg in Steyermark. Ich lernte diesen würdigen Prälaten durch den Hrn. von Mechel kennen, und fand an ihm einen wohlunterrichteten billigdenkenden Mann.

Hr. Johann Freyherr von Pacassi. Ein fleißiger junger Edelmann. Er hat ein Paar Schriften über das Gesandschaftsrecht und 1780 Bey-

*) Obs. medicae de febribus putridis, de Peste, nonnullisque aliis morbis. Vindob. 1778. 8.

träge zum deutschen Staatsrechte herausgegeben. In den letztern zeigen sich die einseitigen gehässigen Principien, nach denen er unterrichtet worden ist; denn er urtheilt von der Religionsverfassung der Evangelischen und den Rechten des Korpus Evangelikum *) im deutschen Reiche, so unrichtig, so offenbar wider den wahren Verstand der Reichsgesetze, daß es wirklich Aufmerksamkeit verdient, daß noch immer in den katholischen Schulen solche Principien verbreitet werden, von denen sich die Jugend nachher so schwer losmachen, und gesundere Begriffe annehmen kann. Dem Hrn. v. Pacassi macht es Ehre, daß er verlauten ließ, er halte von seinen jugendlichen Versuchen selbst wenig. Er hat diese Materien auch ganz verlassen, und sich auf die höhere Mathematik gelegt, welche er damals unter Anleitung des P. Scherfers trieb, mit dem er in besonderer Freundschaft stand. Einen Beweis, daß er seitdem mit Ernst dieses Fach betrieben hat, giebt eine Einleitung in die Theorie des Mondes, die er 1783 herausgab.

Hr.

*) Er nennt es das sogenannte Korpus Evangelikum. Er sagt S. 164: „Die Schriftsteller A. C. „legten demselben ganz gesetzwidrige Vorrechte „bey: z. B. sich den Namen eines *Corporis evangelici* beyzulegen, in Theile zu gehen u. a. m.“ Ist es wohl erhört, Vorrechte, welche dem Korpus Evangelikum so unwidersprechlich gehören, gesetzwidrig zu nennen? Ich will von vielen andern falschen und bedenklichen Sätzen nichts sagen.

Hr. Friedrich Juſt Riedel, K. K. Rath und Bibliothekar S. D. des Fürſten von Kaunitz. Dieſer durch verſchiedene Schriften wohl bekannte Gelehrte lebt jetzt in einer glücklichen gelehrten Muße, unter dem Schutze ſeines großen Patrons, der ſelbſt ein ſo großer Kenner und Gönner der Wiſſenſchaften und Künſte iſt.

Hr. Johann Hermann Freyherr von Riedeſel, Königl. Preußiſcher Geſandter am kaiſerl. Hofe. Seine intereſſante Reiſebeſchreibung nach der Levante und nach Sicilien und Großgriechenland hat ihn berühmt gemacht. Er fährt fort, Wiſſenſchaften und Künſte mit dem Eifer und Geſchmacke zu kultiviren, der von einem vertrauten Freunde Winkelmanns erwartet werden kann.

Hrn. Johann Friedrich Schmidt, Herzogl. Sachſen Weimariſchen Rath, habe ich ſchon oben S. 455. bey Gelegenheit des Lekturkabinets, dem er vorſtehet, erwähnet. Er hat viele Kenntniſſe vom Theater, und hat auch verſchiedene ausländiſche Stücke für die deutſche Schaubühne eingerichtet.

Hr. Georg Aloys Szerdahely, Exjeſuit, Profeſſor der Aeſthetik auf der Univerſität Ofen. Er hat ein lateiniſches Kompendium der Aeſthetik, nebſt verſchiedenen andern kleinen lateiniſchen Schriften

herausgegeben. Auch im Jahre 1784 ein Werk unter dem Titel: Poeſis narrativa ad Aeſthetica m & Doctrinam boni guſtus conformata.

Hr. Markus Anton Wittola, inſulirter Probſt von Bienko. Er hat verſchiedene theologiſche Schriften aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Ende des vierten Bandes.

Beylagen

zum vierten Bande.

VIII. 1.

Verzeichniß der in den K. K. Erblanden verbotenen und hochimpostirten Waaren vom 14ten Oktober 1774.

Welche aus fremden Landen einzuführen verboten bleiben.	Welche gegen Entrichtung der Mautgebühr aus fremden Landen eingeführet werden mögen.	Zoll-Gebühr Fl.	Kr
	Alaun: gemeiner vom Centner	2	—
	″ romanischer	—	45
	″ türkischer	—	36
Bänder: von Seide	Sammetbänder, mit Einschluß der Brettel, Rollen und Papier vom Pfund	4	—
″ glatt- faconirt-			
″ und brochirte,			
″ reiche, u. halbreiche	Floret- und Zwilchbänder à 1. Januar 1777.	1	12
	Seidenbänder mit ledinischem Gold und Silber	1	12
Barchet: Baumwollene aller Sorten,			
″ rauhe, glatte, und geschnürte Futter-Barchete.			

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
Baumwollene Zeuge, Ganz- u. Halb-Kotton Und ordinari Zitz, Kotton-Leinwanden, und baumwollene Tücher zum drucken.	Ostindische Zitz vom Pfund	8	—
	dergleichen reiche	12	—
	Musseline, und Madrispast, fein, gedruckt, u. gemalte vom Pfund	4	—
Halbbaumwollen- u. halbleinene, imgleichen halbbaumwollen- und halbseidene Zeuge.	Fein Neusock, weiß, glatt, geblumt, gestreift, und gestickt ; ; vom Pfund	2	24
	Mindere glatt- gestreift, geblumt, und gestickte, als: Fanjeps, Tarnatannes, Hamans, Bastans, Futter- und Schweizer-Musseline	1	12
	Grob- und schmaler aus Sachsen von Plauen	—	24
Becher- türkische von Porcelaine			
Bley: und aus Bley verfertigte Waaren	Bleystiften: vom Duzend	—	12
Blondspitzen, von Seide mit Gold und Silber eingetragen.			
Borden von Gold und Silber	Leonische Borden, Gallonen, und Spitzen, samt Papier und Brettel		
dergleichen Halbborden,	vom Pfund	—	39
ganz- und Halbseidene	dergleichen vergoldete	—	54
	dergleichen weiße	—	45

Dinn-

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
Dinntuch, seidenes, glattgeblumt- und gestreiftes, ganz- und halbreiches.	Gaze d'Italie vom Pfund	5	—
	Drat:		
	Eisendrat der feinere, wovon der Centen im Werth 25 fl. übersteiget, vom Centen	5	12
	Der mittlere, so von 10 bis 25 fl. im Werth stehet	3	—
	Der grobe, so im Werth unter 10 fl. stehet	2	—
	Meßingdrat ; vom C.	12	—
	Kupferdrat	20	—
	Zimbal- und Zitterdrat samt Holz ; ; vom Pfund	—	6
	Schwerdtdrat weißer, Perl- und Kreutzeldrat, samt Holz	—	12
	Krausdrat, weißer	—	20
Eisen: rohes Gitter- Stangen- Rad- und Faßreif-Eisen, Sensen, Sichel, und Strohmesser. Weiß- und schwarzes Eisenblech. Roher Stahl, gemein.	Eisengeschmeid, grobes, als Bohrer, Bindmeßer, grobe Feilen, Hämmer, Kloben, Hacken, Reifmeßer, Schnitzer, Schrauben, Stemeisen, Schöpf- und Faumlöffel, Feuerhunde,		

	Zoll-Gebühr fl.	kr.
de, Schierhacken, Dreyfüsse, Ketten, und dergleichen : = : : vom Centen	4	—
Feines- als Zirkelschmidarbeit, fein- und polirte	10	—
Gemeine glatte	4	—
Eisen- und stahlene Schnallen, und Schnallenherzel vom Gulden	—	12
Wollekartatschen vom Dutzend.	—	4½
Schlosserarbeit, von Eisen getriebene, und verzinnte : vom Centen	8	—
Dergleichen glatt gearbeitete, und verzinnte.	6	—
Detto schwarz getriebene	5	—
Gemeine glatte Arbeit, ungetriebene	4	—
Klampferarbeit, als Schüssel, Teller, Tatzen, Laterne, Spritzkrüge, Reibeisen, und dergleichen vom Centen	8	—
Not. Was von Eisen-Klampferer- und Stahlwaaren in Kleinigkeiten vorkömmt, wie auch die feine Eisen- und Stahlwaare zahlt vom Guld.	—	12

Feines

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
	Feiner englischer Stahl, vom Centen.	1	36
Fajence und Majolica, oder unächtes Porcelaine.	Hafnergeschier vom Gulden	—	3
Flanelle, Frieß, und Futter-Boy.	Molton, wollener vom Pfund	1	—
	Kotzen: feine Doppelkotzen, gefärbte: von Stück	—	36
	Weisse	—	24
	Einfache	—	12
Flöre, von Baumwolle.	Flöre von Seide, glatte, und Seidenkrepon, samt Pappendeckel, Bindfaden, und Einschlagpapier, vom Pfund	2	12
	Gekraußte	3	12
	Harrasbänder, und Binden	—	24
Glaswaaren, aller Sorten.	Augengläser: vom Gulden	—	12
Imgleichen Hohlgläser, Fenster- Wagen- Spiegel- und Apotheker-Gläser.	Glasschmelz für die Goldarbeiter, gemeines: vom Pfund	—	1½
	Feines, als weiß, grün, gelb, und blaues: vom Pfund	—	5
	Feineres; als aqua marina, durchsichtig schwarzes, und gemein rothes vom Pfund	—	6

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
	Rothes die feinste Sorte vom Pfund	—	18
	Schmelz, gemeine Glasperlen, und Maillons vom Centen	2	24
	Compositionsglas in Schnüren, ungeschliffenes vom Centen	8	—
	geschliffenes vom Pfund	—	18
Glätte: Bley- und Hafner-Glätte.			
Holzwaaren, gemeine; als Schachtel, Schäffer, Ofen, u. Teller in Niederösterreich verboten.			
Hüte.			
	Klingen.		
	spanische Degenklingen von 100 Stücken	20	—
	Sollinger Degenklingen	10	—
	Pallasch- u. Sabelkling.	15	—
	Messer- und Gabelklingen vom Gulden.	—	12
Knöpfe. Maßiv- und Faden-Knöpfe.	Knöpfe meßingene, im Feuer vergoldte vom Groß	1	30
Meßingene, weißmetallene und zinnene Oehrlknöpfe.	Saitenknöpfe vergoldte und versilberte	1	12
	Metallirte	—	27

Glas

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
	Gläserne vom Gulden	—	12
	Beinene, und hornene vom Päckel	—	12
	Lakirte Knöpfe vom Groß	—	15
	Hand- und Leibelknöpfe vom Gulden	—	12
	Schwarze Schmelz- oder Agtstein-Knöpfe vom Groß	—	15
Kupfer, rohes, dann Kupferne Fabricata aller Gattungen.			
Leinwanden; gezogene, als Kanefas, Schachwitz, Gradel, Zwilch und Trillich.	Leinwanden, rohe, weiße, und gefärbte vom Pfund	1	36
	Wachsleinwand, glatte, und geflamte vom Centen	10	—
	detto schwarze	6	—
	detto gemalte vom Gulden	—	12
Messing, rohes, in Rollen, Platten, Stangen, und Stücken, dann meßingene Gußarbeit, als Leuchter, Glutpfannen, und Rechauds, Mörser, Biegeleisen, Gewichter, und	Chirurgische, und mathematische Instrumente vom Gulden	—	6
	Vergoldte und unvergoldte feine Bronze-Arbeit, wie auch Argent haché vom Gulden	—	12
	Rauschgold, und Silber vom Pfund	—	12

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
Waagen, Glöckel, Schellen, und Ringe.	Alle übrige Meßing- und tombackene Krameren-Waaren, Gürtler- und Zeugschmid-Arbeit vom Gulden	—	12
Nähnadeln.			
Sammet, glatt, faconirt- aufgeschnitten- und unaufgeschnittener.	Mignatur-Sammet, aufgeschnitten- und unaufgeschnittner ; ; vom Pfund	4	48
Schnüre, Krepin, und Quasten, vom Gold, Silber, und Seide.			
Seidenstoffe, ganz- und halbreiche Zeuge, und Sammet, Dergleichen Westen.	Schwer- und leicht brochirte Seidenstoffe, und Atlas vom Pfund	4	48
Glatt- gestreift- und faconirte Seidenzeuge, Damast, Atlaß, Moire, Taffet, und Batavia.	Dergleichen gemalte Zeuge, und Pekins vom Pfund	4	48
	Lambaces und Bordur-Kleidungen	4	48
	piquirte- und Papier-Atlaß	3	36
Halbseidenzeuge: Ostindisch- und sogenannte Bastzeuge	Zendel- Glanz- Futter- Mantini- und piquirter Taffet.	3	36
Halbseiden-Batavia, und Seidenfelpe.	Geflammt- und brochirter Taffet	4	48
Schießpulver.			
Siegelwachs.			

Spie-

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
Spiegel.	Feld-Schub- und Papier-Spiegel vom Gulden	—	12
Spitzen, von Gold und Silber, oder Points d'Eſpagne.	Niederländiſche Spitzen, Points d'alguille, d'allançons, argentans, u. Vallenciennes-Spitzen vom Gulden	—	3
Seidenſpitzen; gewirkte Spitzen von Seide und Zwirn,	Feine Chenillen-Spitzen vom Gulden	—	12
gemeine Zwirnſpitzen,	Feine Entoilagen	—	12
gemeine Entoilagen.	Dergleichen Spitzen, und Entoilagen, wenn ſie in den öſtreichiſchen Niederlanden erzeuget, und mit gehörigen Atteſtaten verſehen ſind, zahlen die Hälfte an dem ausgeſetzten Zolle.		
Stickereyen, mit Gold, Silber, und Seide.			
Strümpfe, ſeiden- und halbſeidene.			
Socken, und Harraßſtrümpfe aus Schaafwolle gewirkte und geſtrickte.			
Theſes mit Kupferſtichen, oder hiezu geeignete Kupferſtiche			

Tep-

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
	Teppiche, und Decken von Harraß vom Dutzend	4	48
	Dergleichen von mittlerer Gattung.	3	36
	Gemeinere	2	24
	Ganz gemeine Gattung.	1	12
	Andere Gattungen Teppiche von besonderer Größe gewirkt, und gestickt, wie auch persianische Teppiche vom Guld.	—	12
	Tischzeuge, und Leinen Damäst vom Pfund	1	36
	Tuch, Tuch-Rattin, Halbtuch, und Tuchdroget, samt Bley und Kappen vom Pfund	1	—
Tüchel; ganz- und halbbaumwollene. Pfeffertüchel. Leinene gedruckte, mit Seiden, und Garn gestreift- und brochirte, ganz- und halbseidene Tüchel.			
Wollenzeuge. Alle ganz- und halbwollene, halbleinene- und halbseidene Zeuge.	Feine Kamelote von Seide und filo d'angora vom Pfund	1	48

Zinn

		Zoll-Gebühr fl.	kr.
Zinn, und aus Zinn gemachte Fabricata, als Teller, Schüssel, Kannen, und Flaschen ꝛc.	Chirurgische Instrumente, und Apothekergeräthschaften, dann Dosen, Löffel, Schnallen, Zinnfolio, und andere zinnerne Kramerey-Waaren ꝛc. vom Gulden	—	12
Zucker, bleibt in Inner- und Niederöstreich verboten bis letzten September 1775.			
	Ferner bleiben immer wie vorhin einzuführen erlaubet alle Waaren-Gattungen, die in der Neben-Columne der verbotenen nicht angemerket sind.		

VIII. 2.

a) Nachricht von den bey der Königl. Kammeral-Herrschaft Zbirow in Böhmen in den beygerückten Preisen käuflich zu überkommen seyenden Eisengattungen.

	Nieder Oest. Centen. fl.	kr.	pf.
1ste Gattung des geschmiedet- oder geschlagenen Eisens Reifeisen, je nachdem die Bestellung gemacht ist, ein Stück von 10 bis 60 Pf. schwer; von diesem wird ein Centen verkauft à	6	36	—
Not. Hierunter werden auch die Schlüssen gerechnet, die zu Befestigung der grossen Gebäude bestellet werden; doch kömmt hievon nach dem Verhältniß der Länge, und Stärke dieser Schlüssen den Hammerschmieden eine besondere Löhnung abzureichen.			
2te Gattung. Ordin. Stabeisen, welches in folgende Sorten abgetheilt ist, als:			
Flaches Huf- Stab- Rahm- oder Schlossereisen, viereckigtes Radnagl- und Gattereisen, dann Handschlägl, Kreuzspitz, und alle übrige kleinere Gattungen zu unterschiedlichen eisernen Handwerks- und anderen Geräthschaften, die aus Aulaufeisen gefertiget werden, kostet	6	25	—

	Nieder Oest. Centen. fl.	kr.	pf.
3te Gattung. Theileisen, dieses bestehet in Schinneisen, Axtplechern, Pflugschaar, und Pflugsaeg, dann Hackschaar, und jede andere Sorte, wozu blosses Theileisen genommen wird	6	3	—
4te Gattung, welche aus dem Stabeisen unter dem Zain, oder Streckhammer ausgestrecket wird. Zaineisen, Faßreif, Messereisen	7	20	—
Gußwerk, welches aus rohen Eisen bestehet. Dalcken-Plecher, Schmidformen, Ofen- und Herdplatten, und Plecher, kleine Schmidt-Amboßen, Bräuofenfutter, Vorscheutter, Silbererzt-Stampfen, und alle übrigen Sorten, welche blos in Sand gegossen werden, folglich keinen besondern Kohlenaufwand benöthigen	4	7	2
Große und kleine Gewichter, zu welchen jedoch der Käufer selbst die Ringe beyzuschaffen, oder besonders zu bezahlen hat	4	35	—
Häizöfen, von diesen ist zwar wegen ihren verschiedenen Sorten, je nachdem sie mehr, oder weniger Mühe, und Kohlenaufwand erfordern, die Regulirung des Verkaufpreises der Eisenhammerwerks-			

	Nieder-Oest. Centen.		
	fl.	kr.	pf.
Direktion überlassen; doch ist der geringste Preis derselben ‘ ‘	4	35	—
Wasserröhren von unterschiedlichen Gattungen, deren der geringste Preis, wie bey den Haizöfen dermalen bestehet	4	35	—
Feuermörser grosse, und kleine Stoßmörscheln, Redorten, und anderes Gußwerk, welches in Laim geformet wird	5	2	2
Wasserschnallen, oder Klicken, sammt dazu gehörigen Schuh, und Klözeln nach dem Verhältniß der Grösse, und Stärke von 10 bis ‘ ‘	11	7	1
Artillerie-Munition, von welcher hierorten gröstentheils alle Gattungen gegossen werden können, die aber nie einen bestimmten Preis haben.			
Kesseln, eine Kanne, oder 8 östreichische Maaß ‘ ‘	1		—
Ofen, und Herdtöpfe detto ‘	—	57	—

Wer demnach sich mit derley Eisengattungen zu versehen Belieben trägt, kann sich hierwegen unmittelbar an die Kaiserl. Königl. Administration der Herrschaft Zbirow wenden. Wien den 18ten Jul. 1783.

b) Ausweis des gesammten in dem Kk. Eisen-Magazin zu Wien sich befindenden Stahl-Eisen-Blech- und Nägel-Vorrathes mit dessen Berechnung im eigenen Gestehungs-Preis. 1783. Dec.

Cent.	pf.	Dreymarkter Eisen.	Eigener Gestehungs Preis. fl.	kr.	Betragt in Summa. fl.	kr.	d.
374	58	Langes Radreif-Eisen	7	13	1703	13	—
794	17	Kurzes detto	7	13	5731	15	2
4	63	Schweres detto	7	13	33	24	3
121	—	Ordin. Faßraif-Eisen	7	13	873	13	—
702	—	Schlüß-Eisen	7	13	5066	6	—
506	—	Münz-Eisen	7	13	3651	38	—
595	—	Ordin. Gatter-Eisen	7	13	4293	55	—
552	—	Mitters detto	7	33	4167	36	—
102	—	Ordin. Ram Eisen	7	13	736	6	—
437	—	Mitteres detto	7	33	3299	21	—
141	—	Ordin. klein Gatter-Eisen	7	43	1088	3	—
441	—	Ausgeschlagenes Gatter	8	1	3535	21	—
343	—	Leisten-Eisen	8	1	2749	49	—
2437	50	Breites Ring-Eisen	8	1	9540	37	2
342	50	Schmales detto	8	1	2745	48	2
982	—	Wannen-Eisen	8	1	7872	12	—
148	—	Knopper-Eisen	8	1	1186	28	—
108	50	Ordin. Ringl-Eisen	8	1	869	48	2
64	—	Ax-Blech in Centen	8	1	513	4	—
343	—	Detto in halben Centen	8	1	2749	43	—
62	—	Thorband in Centen	8	1	497	2	—
92	—	Detto in halben Cent.	8	1	737	32	—
106	—	Ordin. Portier-Stangen	9	37	1019	22	—
53	49	Mittere detto	10	7	541	8	1
398	64	Runde Fenster-Stängel	10	22	4132	34	—
111	—	Flache detto	10	22	1150	42	—
251	—	Huf-Eisen	9	44	2443	4	—
7	82	Frim pr. Faßraif	9	4	70	54	—
2	—	Detto pr. Ax-Blech	8	19	16	38	—
10632	83		Sa.		74015	36	—

Cent	pf.	Laimbacher-Eisen.	Eigener Stehungs Preis. fl.	kr.	d.	Betragt in Summa. fl.	kr.	d.
10	—	Ordin. Klein Gatter Eisen	7	59	—	79	50	—
5	—	Ausgeschlagenes Gatter	8	17	—	41	25	—
1	—	Leisten-Eisen	8	17	—	8	17	—
69	—	Schmales Ring-Eisen	8	17	—	571	33	—
51	50	Wannen-Eisen	8	17	—	426	35	2
136	50				Sa.	1127	40	2
		Innerberger Zeug.						
8	—	Langen Stahl	10	58	—	87	44	—
113	50	Kurzen detto	10	58	—	1244	43	—
112	—	Radraif-Eisen	7	35	—	849	20	—
20	—	Ordin. Gatter-Eisen	6	55	2	138	30	—
89	—	Mittere detto	7	22	2	656	22	2
17	—	Kleines detto	8	42	2	148	2	2
78	—	Ordin. Stegraif	6	55	2	540	9	—
104	—	Mitteres Ram-Eisen	7	22	2	767	—	—
32	—	Kleines detto	8	42	2	278	40	—
267	—	Faßraif Eisen	7	7	2	1902	22	2
549	64	Pflugs Blech	8	15	—	4534	31	3
5	—	Ar-Blech in Centen	8	15	—	41	15	—
160	81	Wagenschim	7	35	—	1219	28	2
92	—	Durchschuß	7	35	—	697	40	—
40	—	Flaches Hacken Eisen	6	55	2	277	—	—
106	—	Viereckiges detto	6	55	2	734	3	—
74	—	Ordin. Schloß Blech	11	26	—	846	4	—
218	—	Kleines detto	11	26	—	2492	28	—
9	—	Ordin. Frim detto mit 2 Tafel	11	41	—	105	9	—
10	—	Büchsenbrände	13	3	—	130	30	—
10	—	Frim pr. Schloß-Blech	13	32	—	135	20	—
9	—	Ord. Frim pr. Eisen mit 1 und 2 Stangen	7	22	2	66	22	2
2123	95				Summa	17892	45	1

Cent	pf.	Vordernberger Eisen.	Eigener Stehungs Preis. fl.	kr.	Betragt in Summa. fl.	kr.	d.
383	—	Langes Radraif-Eisen	7	25	2840	35	—
3671	—	Kurzes detto	7	25	27226	35	—
1199	—	Schlüß-Eisen	7	25	8892	35	—
1134	—	Ordin. Gatter	7	25	8410	30	—
1089	—	Mitteres detto	7	40	8349	—	—
981	—	Detto Ram-Eisen	7	40	7528	40	—
45	—	Durchschuß	7	40	345	—	—
4	—	Ordin. Schloß-Blech	12	16	49	4	—
7	50	Kleines detto	12	46	95	45	—
4	—	Faßraif Eisen	7	25	29	40	—
89	—	Knopper-Eisen	8	5	719	25	—
2	—	Frim Stahl pr. Stangen	10	46	21	32	—
1	—	Detto Uhrmacher-Stahl	12	10	12	10	—
1	4	Detto Feder- und Klingen-Stahl	11	58	47	52	—
3614	50		Summa		64568	23	—

Tau send.	Stück	Nägel-Gattungen.	Eigener Stehungs Preis. fl.	kr.	d.	Betragt in Summa. fl.	kr.	d.
218	—	Ochsen-Nägel 6 pfündige	1	11	2	259	47	—
172	—	Kleine Tischler Nägel 6 pfündige	1	11	2	204	58	—
608	500	Große detto 8 pfünd.	1	17	2	887	23	3
671	—	Klepper Nägel 8 pfünd.	1	27	2	978	32	2
1441	—	Mittere Huf-Nägel 10 pfünd.	1	41	1	2431	41	1
1125	500	Detto Latten-Nägel detto	1	41	1	1899	16	3
401	500	Detto Planken-Stutzen detto	1	41	1	677	31	3
280	500	Große detto 12 pfünd.	1	54	—	532	57	—
552	—	Detto Latten-Nägel dett.	1	54	—	1048	48	—
197	660	Detto Hengsten-Nägel detto	1	54	—	375	33	—
346	225	Breit-Heller Nägel detto	2	28	3	362	30	3
540	500	Schmale Boden-Nägel 15 pfündige	2	28	3	844	9	1
207	750	Detto 18 pfünd.	2	49	2	586	53	2
62	—	Detto Pfennig-Nägel 30 pfünd.	4	42	2	291	55	—
57	677	Breite detto 24 pfünd.	4	42	2	271	33	3
35	—	Schmale 2 Pfennig-Nägel 60 pfünd.	9	25	—	329	35	—
24	311	Breite detto 48 pfünd.	9	25	—	228	55	2
24	—	Schmale 3 Pfennig-Nägel 90 pfünd.	14	7	2	339	—	—
13	550	Breite detto 72 pfünd.	14	7	2	191	23	2
6	980	Schmale Kreuzer-Nägel 120 pfünd.	18	50	—	131	27	1
11	187	Breite detto 96 pfünd.	18	50	—	210	41	1
5	500	Schmale 6 Pfennig-Nägel 180 pfünd.	28	15	—	155	22	2
4	273	Breite detto 144 pfündige	28	15	—	120	42	2
6606	613		Summa			13360	38	3

Centen	pf.	Summarium.	Betragt in Summa. fl.	kr.	d.
10622	83	Dreymarkter-Eisen	84015	37	—
136	50	Laimbacher detto	1127	40	2
2123	95	Innerberger detto	17892	45	1
8614	50	Vordernberger detto	64568	23	—
21497	78	Summa des Stahleisen und Blech Betrages	167604	25	3
Tausend	St.				
6606	613	Summa des Nagel Betrages	13360	38	3
		Summa	1309651	4	2

VIII. 3.

Nachricht wie die Kaiserl. Königl. privilegirte Ebreichsdorfer *) Ziz- und Kattun-Fabrik ihre Waaren sowohl in der Niederlage in Wien, als in der Fabrik selbst vor das Jahr 1783 in folgenden Gattungen verkaufet.

Das Stück zu 16 Wiener Ellen **) pr. Contant mit 4 proc. Sconto.

Violet in allen Gattungen à fl.	8 —	Ordinaire Kaffeeböden à fl.	10½
Perl- oder Kreuzgrund	8¼	Detto Mordore	10½
Oliven	9½	Mit Streif Kaffeeböden	11 —
Grille	9½	Detto Mordore	11 —
Detto feinere	10½	Mittel feine Kaffeeböden	12½
Dopelpers	9½	Detto Mordore	12½
Batnas, oder 3 Coulerte	10 —	Feine Kaffeeböden	14 —
Detto feinere	11 —	Detto Mordore	14 —
Englischroth	11 —	Feinere Kaffeeböden	16 —
Ordinaire weisse Ziz	12 —	Detto Mordore	16 —
Mittelfein dett.	13 à 14 —	Grisetböden	16 à 18 —
Feine detto	15 à 16 —	Sehr feine Böden in verschiedenen Farben	à fl. 18 bis 24 —
Feinere detto vom fl.	18 bis 24 —		

Die Niederlage ist in Wien dem Erzbischöflichen Hofe gegenüber, Numero 622.

VIII. 4.

*) Ebreichsdorf, ein Dorf oder Flecken unweit Wien, dem Freiherrn von Bartenstein gehörig.

**) 100 Wiener Ellen machen 116⅔ Berliner Ellen.

VIII. 4.

Preis-Note.

4/4 Wiener Ellen breit, 80 Wiener Ellen lang weiß garnichte Leinwandt das Stück à Fl. 26, 27, 28 29 um Fl. 1. steigend bis Fl. 40.

5/4 breite 54 Ellenlänge detto, die Wiener Elle à Fl. 27, 28 bis Fl. 50.

4/4 breite 44 Ellenlang weiß gebleichte Leinwandt das Stück à Fl. 8½, 8¾ Fl. 9 bis Fl. 30.

5/4 breit 54 Ellenlang detto die Wiener Elle à Fl. 25, 26, bis Fl. 100.

4½ breit 45 Ellenlang ordin. weiß Garn Kommiß-Leinwandt das Stück à Fl. 13.

4/4 breit 44 Ellenlang roth türkisch Garn gestreifte Cannefas, das Stück à Fl. 21 und Fl. 22.

5/4 breit 54 Ellen lang detto die Wiener Elle à Fl. 26 und Fl. 27.

diverse Coul. gestreifte Canefas à Fl. 27, 28.

3/4 Ellen breit 44 Ellen lang seiden gestreifte bunt und gefärbt bodigte Gradl *) das Stück à Fl. 25 bis Fl. 32.

3/4 Ellen breit 54 Ellen lang ganz weisse seiden Gradl die Wiener Elle à Fl. 28 bis Fl. 32.

Verschiedene gedruckte und Canefas Schnupftücher, das Dutzend à Fl. 1½, 2, 3, 4, bis Fl. 20.

Gezogne Tischzeuge Damast auf 36 und 24 Personen 2 Tafeltücher, 4 Dutzend grosse Servietten und das zu gehörigen Rolletten à Fl. 250 bis Fl. 500.

*) Leinen Gradl nennt man in Oestreich, was im Hochdeutschen Zwillich mit seiden Streifen heisset. Ganz seidner Gradl ist Satinade.

Dergleichen auf 12 Personen das Tischtuch gerichtet: 3 Tischtücher und 3 Dutzend Servietten, à Fl. 42, 50, 60, 70, 80 bis Fl. 120.

Zwillich Tischzeuge auf 12 Personen u. kleine Muster: 1 Paß oder 2 Tischtücher und 3 Dutzend Servietten à Fl. 42 und Fl. 53.

¾ breit und ⅝ breit, und 44 Ellen lang klein Muster Zwillich zu Tischtücher und Servietten, imgleichen zu Handtüchern zum Schneiden das Stück à Fl. 22, 28 bis Fl. 33.

Coffee-Servietten, rothe, grüne und andere Couleuren das Dutzend à Fl. 14 und Fl. 18.

Dergleichen seidene detto, das Stück à Fl. 2 u. Fl. 8.

Alle Sorten Wachsleinwandt, schwarze, grüne, gelbe, blaue und gemahlte, das Stück von 11 Ellen à Fl. 3½ à Fl. 4, 5, 6 bis Fl. 8.

Alle obenstehende specificirte Waaren werden im Königreich Böheim und Kaiserl. Königl. Oberschlesien verfertiget, und hievon ein offenes Gewölb zum allgemeinen Verkauf in Wien gehalten.

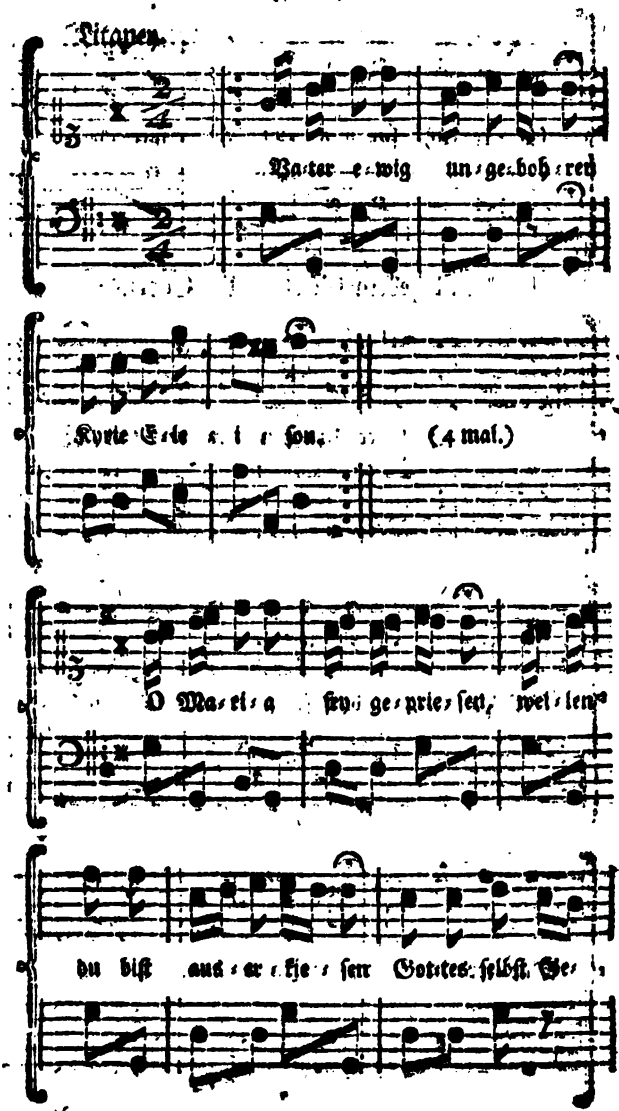
VIII. 5.

Levantische Waarenpreise in Wien.

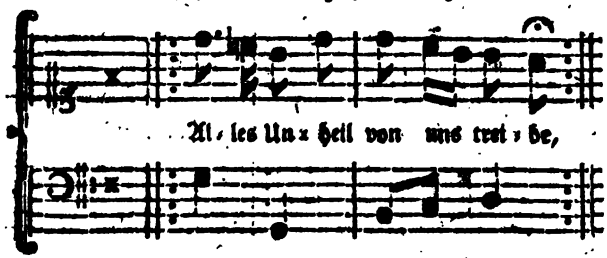
(Aus dem Anhange der Wiener Zeitung 1784 Nr. 11.)

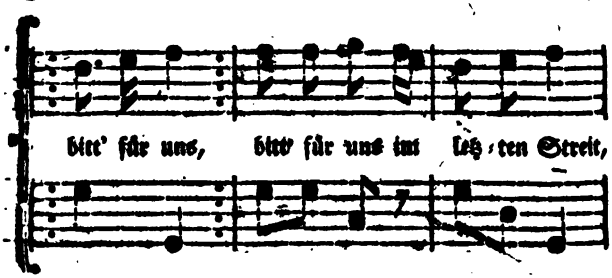
Macedonische Baumwolle.	fl.	Smirnische Baumwolle.	fl.
Erste Sorte	54	Erste Sorte	53
detto mittere	53	detto mittere	50
detto ordinari	51	detto ordinari	48
In feinen Säcken.		Wallachische Schaafwolle.	
Erste Sorte	56		
detto mittere	55	Feine Sorte	28
In groſſen Ballen ohne Rohr.		detto mittere	24
		detto Zachlwolle	14
Aus Salonika	61	detto Weißgöbitz	23
detto aus Agria	60		

X. I.


Litanen.
Vater e wig un ge boh ren
Kyrie Eleis on. (4 mal.)
O Ma ri a ſey ge prie ſen, wel len
du biſt aus er kie ſen Gottes ſelbſt Be

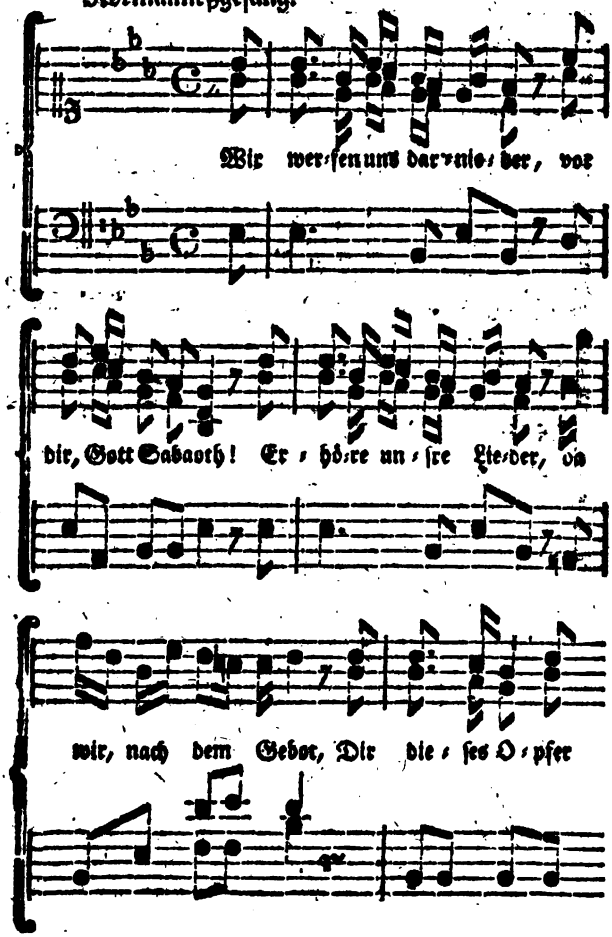
Nach jedem Geſetz iſt der Chorus:

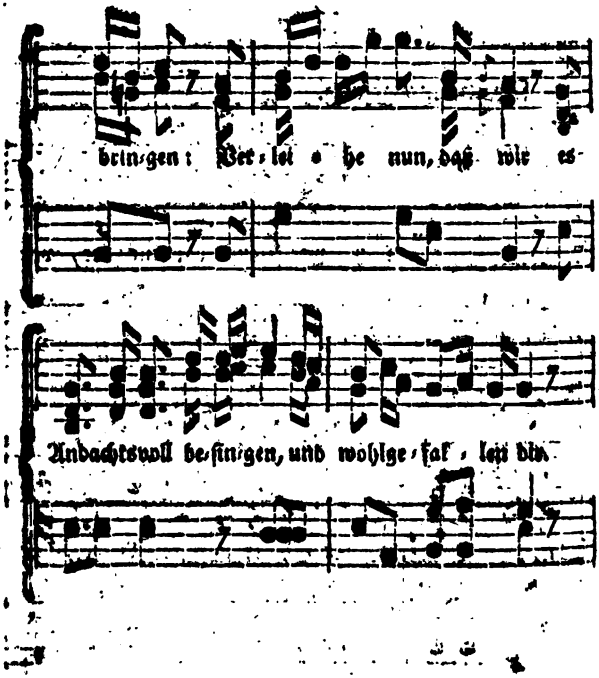




X. 2.

Normalmeßgesang.




bringen: Verleihe nun, daß wir es
Andachtsvoll beſingen, und wohlgefal, leit dir

V

ABrahamus nach von Sara erha
und anbey ermahnet deni

Ju

ISaacus sambt Artauno einen Hi
stimmet zugleich in Ankunft M
ein traurigen Außgang bedeuten

S

SAra auß Gröſſe der Schmertze
Kleyder Artaunum anzuthun,
wie er ihr verſprochen vollziehn k

MErcurius bindet Andromedam
aufgeſperten Rachen nac

Ab

ABrahamus auf das er die betrü
no die Kleyder zu verwechſle
eye aufgeopffert werden.

A

MEidis kommet denen von Abra
vollziehet Saræ lüſtigen Befelc
glaubeten als wäre er von

DEr ſchon allbereith re
vor, es müſte gemeß neu erga
werden. Gehet mit Iſaaco und A

Zeh

SAra nach erhörten neuen Befelch
ihr lüſtige Anſchläg alſo belohn
Hirten der wahre Iſaacus ſo mit H

Ey

ABrahamus ſambt Iſaaco, der da
tragen, beſteiget den Berg, I
den Streich führet, fallet ihme ein

L

ABrahamus führet Iſaacum in eig
Gemahlin GOtt umb den ihn

PErſeus führet die allh

eylage XI. I.

lerdte Vorſtellung.
ltener Urſach ſothaner Traurigkeit beſtraffet ſolche,
llen GOttes nichts in Weeg zu legen.
infte Vorſtellung.
rten lobet Palæſtinæ-Wayde, und Berſabees-Auen,
eidis ein Hirten-Geſang an, weſſen letzteren Geſang
ſolle.
echſte Vorſtellung.
n vergeſſend voriger Ermahnung beginnet mit Iſaac
der Hofnung, daß ſie ſolches durch Beyhilff Meidis
Sune.

Unterſpill.

an eine Felſe an, welcher, der Wallfiſch mit
htrachtet.
bende Vorſtellung.
bte Saram in etwas tröſte, befilcht Iſaacum mit Artau-
, und gibet vor: als ſolte Artaunus, nicht aber Iſa-

lchte Vorſtellung.
hamo zurück reiſenden Iſaaco und Artauno entgegen,
ſ ohne ſonderer Mühe und Widerſtand, in deme ſie
geſendet.
chte Vorſtellung.
Abrahamus tröſtet die Weynende Saram, und gibet
ngenen Befelchs, ein Hirt an ſtatt Iſaaci aufgeopfferet
tauno dem Berg zu.
ende Vorſtellung.
will faſt verzweiflen, in Meynung als wolte GOtt
let haben, wann nemblich an ſtatt des vermeynten
irten-Kleyder angethan, getödtet werden ſolle.
lfte Vorſtellung.
alles zur Schlacht-Banck gehöriges mit ſich ge-
aacus den Scheittel-Hauffen, allwo, da Abrahamus
Engel ins Schwerd, und haltet ſolches auf.
egte Vorſtellung.
ſeinen Kleyder zuruck, und lobet ſambt der Sara ſeiner
erumb geſchenckten Sohn,

pill.
entbundene, und den Wallfiſch entfl-

XII. 1.

Von Einrichtung katholiſcher Gymnaſien unter dem Schulſcepter der Jeſuiten.

Der Hauptzweck jeſuitiſcher Gymnaſien war die lateiniſche Sprache; dieſe zu erlernen mußten die Schüler ſechs bis ſieben Schulen (Klaſſen) in eben ſo vielen Jahren durchwandern. Sie hieſſen: Principia, Rudimenta, Grammatica, Syntaxis minor, Syntaxis major, Poeſis (auch Humanitas genannt), Rhetorica.

Die Principia (nach proteſtantiſcher Schulterminologie, die unterſte Klaſſe) war in manchen Orten vom Gymnaſium abgeſondert, und der Unterricht auch gemeiniglich einem Weltgeiſtlichen von den Jeſuiten großmüthig überlaſſen. Man lehrte in dieſer Schule (meiſtens ganzer drey Jahre lang und in dreyen Klaſſen, wovon die Schüler der unterſten Klaſſe Miniſten, der mittleren Verbiſten, der oberſten Exempliſten genannt wurden) die Deklinationen und Konjugationen. Dieſe mußten die Schüler auswendig herſagen lernen; und man diktirte ihnen ein Wort, z. B. muſa, oder cogito. Wer nun die Abänderungen derſelben am beſten nach dem im Buche enthaltenen menſa und amo nachſchreiben konnte, wurde der Erſte; und gerieth ihm dieſes auch am Ende des Schuljahrs, ſo wurde er mit einem vergoldeten Buche beſchenkt, wovon ich am Ende reden will. Mit dieſer wichtigen Schularbeit beſchäftigten ſich alſo die erſten Anfänger drey Jahre lang, und lernten dabey gar

nichts anders, als das Credo, Pater noſter, Ave Maria, und Introibo ad altare Dei (das Altargebet des Miniſtranten, der dem Prieſter beym Altar dienet).

Von der Principi (jeſuitiſch deutſch geſprochen) kamen dieſe lateiniſche Abeſchützen in die Rudiment. Nun da gieng man ſchon ſcientifiſcher zu Werke. Ein unbärtiges Jeſuiterchen von 18 oder 20 Jahren war der Rudimentiſten Reverendus Magiſter. Dieſer erklärte den Deklinationsknaben die erſten Abſchnitte des lateiniſchen Opus Alvari, und vor allen die Genera durch Hülfe der bekannten lateiniſchen Verſe: Quae maribus ſolum tribuuntur, Maſcula ſunto &c. welche ſie dann auch auswendig lernen mußten. Auch wurde ihnen noch ein anderes vortrefliches Buch von Pater Schmotz vorgeleſen, in welchem verſchiedene wichtige Anmerkungen über lateiniſche Partikeln vorkommen; z. B. wenn man nunquam, non nunquam, nunquam non; nemo, non nemo, nemo non; diu ſtatt die u. ſ. w. ſetzen muß. Ueber dergl. Difficultäten wurden nun die Woche ſechs Argumenter (Themata, Penſa, nach proteſtantiſcher Schultermiſnologie, Exercitia,) den Schülern (die in Jeſuitiſchen Schulen nimmermehr deutſch ſchreiben lernten, noch weniger von der deutſchen Orthographie und Sprachlehre den mindeſten Begriff bekamen) in die Feder diktirt, drey in Schola und drey pro domo. Diejenigen Themata, welche die Schüler in Schola verfaßten, wurden von dem Magiſter korrigirt, die Böcke oder Soloecismi (Sprachfehler) unterſtrichen, deren Anzahl ſorgfältig angemerkt, und nach dieſen die Plätze vertheilt ꝛc. Wenn ein ganzer Schultag (Vor- und Nachmittags) war, ſo ſchrieb man allezeit Nachmittag

mittag ein Argument, woran die Schüler drittehalb Stunden componirten, oder arbeiteten, und die Compoſition, oder das abgeſchriebene Penſum eingaben, oder dem Magiſter überreichten. *) Ich muß dieß hier anmerken, weil es auch von allen andern fünf Schulen (Klaſſen) gilt, und weil es dadurch begreiflich wird, wie die Schüler in jeſuitiſchen Schulen des Tages ſechs volle Stunden zubringen konnten, ohne was anders als Böckmachen zu lernen. Denn das bischen Katechismus und Hiſtorie kann wohl nicht in Anſchlag kommen. Von beiden lernten die Schüler in jeder Schule nur ein einziges Kapitel auswendig, und dieſes ganz auſſer Zuſammenhang von Wort zu Wort, nur wegen des Finalexamen, um in den Endsjahrkatalog (Verzeichniß der fleißigern Schüler) auch was von Religion und Geſchichte ſetzen zu können. Und wie erbärmlich war dieſe Geſchichte! So lieſet man z. B. im jeſuitiſchen Hiſtorienbuch noch die Anekdote, daß als Kaiſer Maximilian den Martin Luther noch als Auguſtinermönch kennen lernte, er auf ſeinen Schultern den leidigen Teufel ſitzen ſah, worauf der Kaiſer ſich zu den Umſtehenden wendete, und ſprach: Dieſer Mönch wird im deutſchen Reiche noch viele Unruhen erregen.

*) Wie wichtig das Argumentmachen den Schülern gemacht wurde, erhellt auch aus dieſem, daß ſie, bevor ſie ſich an die Arbeit machten, niederknien, und für die armen Seelen im Fegfeuer einige Pater und Ave beten mußten. Dieß iſt wirklich ohne alles Uebertreiben wahr. Wozu aber? Vermuthlich damit die armen Seelen ihnen beyſtehen, und ſie vor Böckemachen bewahren möchten.

Geographie, Naturgeschichte, deutsche Sprachlehre, Rechenkunst, eigentliche Religion und Christenthum kannte man in den jesuitischen lateinischen Schulen nicht einmal dem Namen nach. Wenn dieß Lesern, besonders in Ansehung der Lehre, der Religion und des Christenthums zu sehr auffällt, so wüßte ich bey allem Nachsinnen nichts nachzuholen, als daß Sonntags auf dem Studentensaal (auf eben dem, wo die Studenten auch die profanen Komödien spielten) Vormittags von einem Magistello vor der Messe ein kleiner Sermon (eigentlich eine erbärmliche Chrie über einen Text eines Kirchenvaters), und auch des Nachmittags eine dergleichen im Congregationssaal *) (für kleinere sub tutela Sti Angeli Custodis, für gröſſere Studenten sub Auspiciis Sctae Mariae Virginis sine labe conceptae) gehalten wurde. Aus Katechisiren wurde hier nicht gedacht, wohl aber aus Formelopfern (eine Art von geschriebenem Gelübde mit beygefügtem Geide und einer Wachskerze), aus monatliche Beichten und Kommuniciren (Abendmahl).

In der zweyten Schule, oder Grammatica (eigentlich fünften Klasse) fieng man an, die *Praeterita* mehrmal in lateinischen Versen zu erklären, und durch quis, cujus, cui &c. lateinische Konstruktionen zu analysiren. Auch erklärte man etwas von den geistreichen Gesprächen des P. Pontans. Z. B. Care Joannes! sume palliolum, ut eamus in hortulum &c. Argumenter in schola und pro domo wurden in dieser Schule so häufig, als in der Rudiment und den folgenden Klassen abgefaßt: und damit

*) Eine Congregation ist eine Brüderschaft.

mit diese Beschäftigung die Schüler noch mehr interessirte, so mußten sie alle themata, den deutschen und lateinischen Text, in die Korrekte (ein sauber gebundenes Schreibebuch) einschreiben, und zu gewissen Zeiten dem Magister vorzeigen. Auf diese Art wurde das zweyte Jahr des lateinischen Sprachstudiums absolvirt.

In dem kleinen Syntax oder der dritten Schule trat man dem Verstande schon näher. Man lehrte den Gebrauch der Participiorum und Pronominum; und lehrte dieß sehr weislich blos durch Argumenter. Da gabs denn manchen Verstoß in *suus* oder *ejus* liber, in *sibi* oder *ipsi* pertinet, in Participien, z. B. una vice diabolus caudam *habens*, animas *piscatum iturus* cepit studiosum bibulum, & *portando* hunc nebulonem ad inferos; *fatigatus* hac sarcina, fregit unum crus hircinum. Wer Lust hat so was vom Jesuiter-Syntax zu lesen, darf sich nur in einer katholischen Stadt aus einer Bude Streichkäse holen lassen.

Im grossen Syntax kamen lateinische Phrases vor, wo denn oft auf ein einziges deutsches Wort vier und fünf lateinische Wörter diktirt wurden, und gewiß ohne des P. Wagners Phraseologie von keinem Schüler hätten können enträthselt werden. Auch fieng man in dieser Schule schon an lateinische Verse zu machen, oder vielmehr man diktirte lateinische Verse und um die Scansion heraus zu bringen, mußten die Schüler Veränderungen der Wörter vornehmen; z. B. man diktirte dilecte Joannes, der Schüler mußte care Joannes setzen, statt claudas fenestram,

claude fenestram; statt ut nullus intret, nullus ut intret. Zum Behuf dieser Schulübungen explicirte (übersetzte) man die Ars metrica. *) Um die poetische Geistaden rege zu machen, erklärte man des P. Santels **) Elegien de musca in lacte perenne, des

*) Dieses und die andern Bücher waren alle von Jesuiten verfasset, wie man ohne meine Versicherung glauben wird. Die Hauptregel bey den Jesuiten ist, nichts zu brauchen was extra ordinem ist, und nur die Patres Nostri alles in allem seyn zu lassen. Wie die Ars metrica der Jesuiten beschaffen war, davon zeugt folgendes Recept eines Jesuiten zum Versmachen:

Nimm Vers ad scandelum,
Die Reimen auch betracht,
Geh'n sie nach dem tactelum,
So seyn sie wohl gemacht.
Der sensus muß auch seyn
Daß er passabel ist.
Und fliesset wohl darein,
Also ein Poet bist.
Wann solches wird veracht,
Was fragt man nach den Thoren?
Gescheidten ists gesagt,
Ihn Narren ists verlohren.

S. deutsche Jesuiterpoesie, oder Sammlung Katholischer Gedichte von MeGaLiSus (M. Georg Litzel) Fuld. und Leipzig 1731. 8. S. 131. Ein Büchlein, das über viele Abgeschmackheiten die Augen öfnet, so wie auch eben dieses Verfassers undeutscher Katholik, der in eben dem Jahre herauskam.

**) Ein französischer Jesuit.

des P. Jakob Balde *) sinnreiche Poesien: Magdala Magdala cur, Magdala, Magdala fles?

Mit solchem Vorrath von Dichtertalenten konnten die Syntaristen sicher in die fünfte Schule (ad Poesin oder Humanitatem) übergehen. Endlich hier erklärte man klassische Autoren, nämlich Ovidii Elegias de Ponto und die Libros tristium, auch den Curtius, freylich beide kastrirt und mit Noten von einem Jesuiten. Auch wurden nun deutsche Aufsätze vom Kriege und Belagerungen in die Feder diktirt; wohl gar oratiunculae directae in indirectas & vicissim von Schülern verwandelt. Ich erinnere mich eine dergleichen gelesen zu haben, worin der Graf Daun im siebenjährigen Kriege die östreichischen Soldaten bey seinem vom Papst geweihten Degen versichert, daß sie nun wegen des Sieges über ketzerische Soldaten nicht mehr zweifeln dürften ꝛc. Auch latei-

*) Dieser elende Versmacher war ein Jesuit im vorigen Jahrhunderte, der eine Menge lateinischer und deutscher Gedichte geschrieben hat. Die Jesuiten erheben ihn unmäßig, und nennen ihn den deutschen Horaz. Seine lateinischen Verse sind die kälteste Phraseologie, und ein elender Cento von Stellen aus allen Dichtern ohne wahren Sinn zusammengeflickt. Seine deutschen Verse sind unglaublich dumm und ungereimt, obgleich auch hierinn die Jesuiten ihn ihren Schülern als einen Patrem Nostrum zum Muster vorstellten, und in einigen Schulen am Unterrhein noch bis jetzt vorstellen. Um zu zeigen, was P. Balde dichten konnte, will ich am Ende dieses Aufsatzes eins seiner Gedichte von dürr- und magern Poeten, beyfügen. Man bekommt nicht alle Tage so etwas extradummes zu sehen.

nische Distika machen die Schüler, wohl auch heroischen Inhalts, z. B. wie der heil. Ignaz auf dem Krankenbett (man weiß es itzt so beyläufig, daß er nicht von allzugroſſer Enthaltſamkeit und Keuſchheit krank geworden iſt) über Welt, Fleiſch und Teufel triumphirt ꝛc. Das neueſte Lehrbuch, oder Anweiſung zur Dichtkunſt verfaßt für die baierſchen Schulen, von P. Neumeier, des P. Merz in Augsburg würdigſter Vorgänger, unter dem Titel: Idea Poeſeos. Der franzöſiſche Jeſuit P. Pomey führte in ſeinem Lehrbuche doch noch Beyſpiele aus den klaſſiſchen Schriftſtellern an: aber der deutſche Jeſuit P. Neumeier ließ alles Profane und Heidniſche weg, und ſetzte an deren Stelle lauter Originalſtellen aus ſeinem Geſchreibe von Meditationen (geiſtliche, in München ſelbſt vor Kaiſer Karl VII. aufgeführte Komödien) und anderes tolles Zeug mehr.

Kaum werden mir es proteſtantiſche Schulmänner glauben, daß man in der ſechſten Schule (in prima) in der Rhetorik Virgils Aeneis und Ciceron's Reden aus dem klaſſiſchen Latein ins jeſuitiſche Küchenlatein auf die abſurdeſte Art auflöſet: und doch iſts reine Wahrheit. Um dieß begreiflich zu machen, will ich den Anfang einer ſolchen lateiniſirten Stelle herſetzen. Die Verſe: *Arma, virumque cano, Trojae qui primus ab oris* &c. werden auf folgende Weiſe behandelt: *Cano* eſt idem, ac ſi dicerem, ego cano; ſed non eſt idem ac ſi dicerem loquor; nam poetae non loquuntur, neque eſt idem ac ſi dicerem, murmuro, fleo; nam poetae neque hoc faciunt. Jam vero quid cano? et reſpondeo: *arma cano*, nimirum gladium, ſclopetum, cataphractam, haſtam, ſagittam, ormen-

tormenta bellica et similia, nam sub Ly *) generali arma continentur omnia, quae ad dimicandum in bello necessaria sunt. Aſt non tantum arma canit Poeta, ſed etiam *virum*: ergo non foeminam; foemina ſub Ly *homo* recte comprehenditur, non itidem ſub Ly *vir*. Ergo non puerum, neque infantem, quorum uni & alteri paene dicatum viri improprie tantum competit, & ut, uno verbo complectantur omnia, militem canit, militem ſtatum, qui arma portavit, qui indutus fuit Cataphracta, qui circumcinxit gladium, ſclopetumque deploſit, hunc canit Poeta, hunc militem, *qui Trojae primus ab Oris Italiam profugus*, id eſt, qui primus fugam capeſſus eſt, qui praeceſſit in fuga reliquos. Aſt unde profugus? et reſpondeo iterum, *Troja*, fuit civitas, quae ſic nominabatur: quomodo profugus? R. *ab Oris*, os, quidem aliter ſignificat os in Vultu, ſed hic portam demonſtrat, porta enim in civitate quod os in vultu eſt, et ideo dicitur, ab Oris. Sicque per portam cucurrit Vir &c.

Dieſe Stelle, die den Proteſtanten lächerlich ſeyn wird, habe ich aus einem Buche, der Weiſe aus dem Monde, durch mich, (1r. Th. S. 151) gezogen. Dieſes Buch iſt zur Kenntniß der unbeſchreiblichen Abſurditäten, die allenthalben in katholiſchen Ländern noch regieren, ſehr wichtig, und nicht bekannt genug. Wer zweifelt, daß dieß nach dem Leben geſchildert iſt, oder daß es, ſo lächerlich es iſt, doch völlig wahr iſt, der ſehe gedruckte Bücher, z. B. den Virgil in einer Straßburger Edition nach, wo auf der einen Seite

*) Ly iſt ein in den katholiſchen lateiniſchen Schulen gewöhnlicher Ausdruck, der ſo viel als Terminus bedeutet. Wie man auf dieſen Ausdruck gekommen iſt, weiß ich nicht.

Virgils Verse, u. gegenüber jesuitische Prosa abgedruckt stehet. Oder man glaube Hrn. Heinze, einem Exjesuiten, welcher die jesuitischen und andern Absurditäten im Gymnasium zu Linz hat abbringen wollen, deshalb verfolgt, und zuletzt (ob dieserwegen, oder aus einer andern Ursache, mag dahin gestellt seyn) den 27sten Jul. 1782 seines Professoramts ist entsetzt worden.*)

Auch für diese Schule hat erwehnter P. Neumeyer ein Lehrbuch Idea Rhetoricis nach erwehntem Zuschnitte verfaßt.

Lehrer

*) Er sagt in einem merkwürdigen Büchlein: "Konduitenliste über verschiedene A. K. Beamten" 1783. S. 7: "Meine Fehler waren diese: Ich erklärte die "lateinischen Klassiker, die man ehedessen in "Klosterlatein zu übersetzen pflegte, in der reinern Muttersprache. Statt meine Schüler einzig mit Schmiedung lateinischer Hexameter und "Pentameter, und mit Drechselung lateinischer "Perioden zu martern, übte ich sie wechselsweise in "deutschen und gemeiniglich in prosaischen Aufsätzen." (Zu eigenen prosaischen Aufsätzen gehört einige eigene Denkungskraft, und die Schüler bekommen einige Bekanntschaft mit dem gemeinen Leben; beides suchten die Jesuiten zu verhindern, damit die Knaben destomehr ihnen eigen blieben.) "Der "damalige Schulpräfekt oder Unterdirektor, sonst ein "gelassener Mann, verwies mir nach der ersten öffentlichen Prüfung überaus entrüstet mein Vergehen. Der Oberstudiendirektor hatte mir schon "vorher den Kopf darüber gewaschen. Einige "Mitlehrer hielten mich für einen gefährlichen Nachbarn, und gaben mirs ziemlich empfindlich zu verstehen."

Lehrer der Rudiment-, Grammatik, des kleinen und grossen Syntax, und der Poetik waren Magistri nach gewohnter Art. In der Rhetorik war es ein Pater (ein Jesuit, der schon den cursum theologicum quadriennem absolvirt hatte und Priester ist). Im kleinen Syntax wurde auch an manchen Gymnasien ein Pater angestellt; und was das schönste war, so blieb er sein Lebelang Pater Syntaxist. Er hatte freylich ein ruhiges und bequemes Leben; denn er nahm die Argumenter seiner Vorgänger her, und diktirte sie in die Feder, und so war sein Tagewerk vollbracht; zu was besserm war er gemeiniglich auch nicht fähig. Diese Patres Syntaxisten gehörten unter diejenigen Dummköpfe, die die Jesuiten wegen reicher Erbschaft, oder wegen Protektion ihrer angesehenen Eltern in den Orden aufnahmen. Uebrigens ist dieß nicht das ganze Personale des Gymnasiums; sondern bey demselben befanden sich auch ein P. Rektor (der vornehmste Obere eines Jesuiter-Kollegiums oder Klosters), welcher auch Sitz und Stimme zur Wahl des P. Provinzials hat, und also unus ex nostris ist; ein P. Minister (Unterrektor), P. Spiritualis, oder der Beichtvater der Jesuiten in einem Kollegium; dieser nur hatte vom P. General die Jurisdiktion, die Jesuiten von ihren Sünden zu absolviren; und *ad cavendam infamiam ordinis* durfte kein Jesuit sub poena excommunicationis latae sententiae einem andern Priester beichten, gerade so wie ehemals bey den Tempelherren. Der P. Präses oder Prediger der Mariaverkündigungskongregation für deutsche Bürger der Stadt; ein P. Prokurator, welcher die Einkünfte des Kollegiums besorget; ein P. Concionator (Prediger in der Kollegiumskirche); ein Pater Präfekt, der das Disciplinare der Studen-

ten

Virgils Verse, u. gegenüber jesuitische Prosa abgedruckt stehet. Oder man glaube Hrn. Heinze, einem Exjesuiten, welcher die jesuitischen und andern Absurditäten im Gymnasium zu Linz hat abbringen wollen, deshalb verfolgt, und zuletzt (ob dieserwegen, oder aus einer andern Ursache, mag dahin gestellt seyn) den 27sten Jul. 1782 seines Professoramts ist entsetzt worden.*)

Auch für diese Schule hat erwehnter P. Neumeyer ein Lehrbuch Idea Rhetoricæ nach erwehntem Zuschnitte verfaßt.

Lehrer-

*) Er sagt in einem merkwürdigen Büchlein: "Konduitenliste über verschiedene K. K. Beamten" 1783. 8. S. 7: "Meine Fehler waren diese: Ich erklärte die "lateinischen Klassiker, die man ehedessen in "Klosterlatein zu übersetzen pflegte, in der reineren Muttersprache. Statt meine Schüler einzig mit Schmiedung lateinischer Hexameter und "Pentameter, und mit Drechselung lateinischer "Perioden zu martern, übte ich sie wechselsweise in "deutschen und gemeiniglich in prosaischen Aufsätzen." (Zu eigenen prosaischen Aufsätzen gehört einige eigene Denkungskraft, und die Schüler bekommen einige Bekanntschaft mit dem gemeinen Leben; beides suchten die Jesuiten zu verhindern, damit die Knaben destomehr ihnen eigen blieben.) "Der "damalige Schulpräfekt oder Unterdirektor, sonst ein "gelassener Mann, verwies mir nach der ersten öffentlichen Prüfung überaus entrüstet mein Vergehen. Der Oberstudiendirektor hatte mir schon "vorher den Kopf darüber gewaschen. Einige "Mitlehrer hielten mich für einen gefährlichen Nachbarn, und gaben mirs ziemlich empfindlich zu verstehen."

Lehrer der Rudiment-, Grammatik, des kleinen und grossen Syntax, und der Poetik waren Magistri nach erwehnter Art. In der Rhetorik war es ein Pater (ein Jesuit, der schon den cursum theologicum quadriennem absolvirt hatte und Priester ist). Im kleinen Syntax wurde auch an manchen Gymnasien ein Pater angestellt; und was das schönste war, so blieb er sein Lebelang Pater Syntaxist. Er hatte freylich ein ruhiges und bequemes Leben; denn er nahm die Argumenter seiner Vorgänger her, und diktirte sie in die Feder, und so war sein Tagewerk vollbracht; zu was besserm war er gemeiniglich auch nicht fähig. Diese Patres Syntaxisten gehörten unter diejenigen Dummköpfe, die die Jesuiten wegen reicher Erbschaft, oder wegen Protektion ihrer angesehenen Eltern in den Orden aufnahmen. Uebrigens ist dieß nicht das ganze Personale des Gymnasiums; sondern bey demselben befanden sich auch ein P. Rektor (der vornehmste Obere eines Jesuiter-Kollegiums oder Klosters), welcher auch Sitz und Stimme zur Wahl des P. Provinzials hat, und also unus ex nostris ist; ein P. Minister (Unterrektor), P. Spiritualis, oder der Beichtvater der Jesuiten in einem Kollegium; dieser nur hatte vom P. General die Jurisdiktion, die Jesuiten von ihren Sünden zu absolviren; und *ad cavendam infamiam ordinis* durfte kein Jesuit sub poena excommunicationis latae sententiae einem andern Priester beichten, gerade so wie ehemals bey den Tempelherren. Der P. Präses oder Prediger der Mariaverkündigungskongregation für deutsche Bürger der Stadt; ein P. Prokurator, welcher die Einkünfte des Kollegiums besorget; ein P. Concionator (Prediger in der Kollegiumskirche); ein Pater Präfekt, der das Disciplinare der Studen-

ten

ten unter ſeiner Direktion hatte, Präceptores oder Hausinformatores *) den Schülern zutheilte; ſechs bis ſieben Fratres chariſſimi oder Fratres temporales (Layenbrüder), welche rem domeſticam beſorgten, und wovon der eine Portner, der zweyte der Koch, der dritte Diſpenſator (Speiſemeiſter), der vierte der Braumeiſter, der fünfte der Sakriſtaner (Küſter) u. ſ. w. waren. War das Gymnaſium zugleich ein Lyceum (wo man eine ſcholaſtiſche Logik à la Mangold, und eine Kaſuiſtik nach P. Wöit lehrte), ſo waren auch zwey P. P. Docenten hiezu. Hatten die Jeſuiten zugleich die Univerſität zu beſorgen, ſo waren ihrer mit den Magiſtris ſtudentibus einige hundert; wie in Ingolſtadt über 300, in Wien über 400 Loyoliſten alt und jung. Ich führe dieß Perſonale an, um die Leſer beherzigen zu laſſen, wie viel es den Staat koſtete, ihre Kinder Jeſuiterlatein in Gymnaſien lernen zu laſſen, und Sprößlinge für Mönchsklöſter zu ziehen.

Die Schulzucht bey einem Gymnaſium belangend, ſo hatten ſie folgende Strafen: Geringe Nachläſſigkeiten wurden dadurch beſtraft, daß die unfleißigen Schüler auf dem Boden knieen, oder in die Fünfuhrmeſſe (die erſte Frühmeſſe) gehen, (alſo früh aufſtehen als eine Strafe verordnet!) oder den Bock (den Sprachfehler) einige Dutzendmal abſchreiben, (ſollte man ſich ſo etwas tolles vorſtellen!) oder ein Aliter (Ueberſetzung des lateiniſchen ins deutſche), oder

*) Wie Jeſuiter dieſe ihre Kreaturen ad emolumentum Ordinis zu benützen wußten; ſ. freymüthige Beurtheilung der öſtreichiſchen Normalſchulen S. 96.

oder ausgespannt (mit horizontal ausgestreckten Armen) beten mußten. (wie unsinnig, also die Messe und Beten als Strafe verordnet!) Schlechte Sitten (worunter vorzüglich das Wirthshausgehen, Spazierengehen mit Mägdchen, Unterlassung der Messe oder Kommunion, unkeusche Wörter oder Lieder, Tanzen, Komödienbesuchen gehörten) wurden bestraft mit Dazen (Schlägen auf die flache Hand), Schillingen (Ruthenpeitschen auf den Hintern), Excludiren (Verweisung aus der Schule), Einsperrung ins Karcer, welches aber nur eine Strafart für die Superioristen (Studenten der Logik und Kasuistik) war. Zur Ermunterung des Fleisses setzten sie aus den Argumentern (vertheilten die Plätze nach dem Werth der Pensen). Der die wenigsten Böcke machte, ward der erste. Jede Schule (die Schüler jeder Klasse) wurde getheilt in Optimos, Meliores, Ultimos. Die größten Dummköpfe mußten zwey, drey Jahre in einer Schule sitzen bleiben, und durften nicht aufsteigen (in eine höhere Klasse übergehen). Zu Ende des Schuljahrs hielten sie ein Endsjahrs-Examen (Prüfung). Man diktirte ein Argument, examinirte aus dem wörtlich erlernten Kapitel des Katechismus und Historienbuches, theilte Prämien mit Spiessen (elende Bücher mit goldener Decke und schriftlichem in lateinischen Versen abgefaßtem Lobe) aus, ließ den Endsjahrkatalog (Liste der fleißigern Schüler) drucken, hielt ihnen ihr Verhalten vor, über welches genaue Anzeige (Konduitenliste, die manchmal zur Charakteristik bedeutender Leute a pueritia ad senectutem usque diente) gehalten wurde, und ertheilte den armen Studenten geschriebene Attestate, mit denen diese zur Vakanzzeit (zwey Herbstmonate) herum vagirten und bettelten. Die Magistri und

Pa-

Patres hatten auch ihre sogenannten Günstlinge (Favoriten, Lieblingsknaben); die die schönsten, artigsten Knaben in der Schule waren, und wegen welcher sehr oft gewisse Beschuldigungen gemacht, und niemals untersucht wurden.

An den zwey wöchentlichen Vakanztagen (Spieltage, am Dienstage und Donnerstage) giengen wohl auch die Rev. Magistri mit ihren Schülern spatzieren — nach einer Wallfahrtskirche — spielten aber auch Ball, welches letztere ich ihnen zum Lobe nachsage. Beichten mußten die Schüler wenigstens den Monat einmal, die Festbeichten an Marientagen, an Ignaz. Aloysi-Xaveri-Sonntagen ꝛc. nicht mitgerechnet. Jeder Schüler mußte einen Beichtzettel geben, worauf stand, daß er, und wem er, und wann er beichtete; diesen mußte er dem Beichtvater einreichen, um zu wissen, daß der Student stets einem und ebendemselben Pater beichtete, damit der Pater seinen Gemüthszustand (Familien- und Staatsbegebenheiten im Zusammenhang und recht zuverläßig) besser erkennen, und zum Behuf der soli-Briefe, welche die Neuigkeiten von einem Ende der Welt bis zum andern an die P. P. Provincialen, und von da an den P. General, wenn es nöthig, melderen, ad notam nehmen konnte.

Bey jeder Kongregation war auch eine geistliche Bibliothek, von welcher den Studenten Bücher zur erbaulichen Lektur geliehen wurden. Vita Scti Aloysii, Miracula Scti Xaverii Apostoli Indianorum, Corona Mariana, (lächerliche Legenden) P. Drexelii opera, waren am häufigsten vorräthig. Mit Betbüchern

höhern wurden sie auch versehen, besonders mit dem Officio parvo B. Mariae sine labe conceptae (kleine Tagzeiten).

In jeder Klasse wurde jährlich eine Schulkomödie gespielt. Diese auswendig zu lernen, das Theater zu bauen, sie zu probiren, sie aufzuführen, verschleuderte man immer einige Wochen. In der Poetik und Rhetorik spielte man überdieß drey Exercitien und vier Deklamationen (lauter läppische Gaukelspiele, wo die Schüler auf die lächerlichste Art sich verummten), die Endskomödie, maskirte Schlittenfahrt, nicht mitgerechnet, an welcher alle Studenten Antheil nahmen.

Hier sieht man, wozu die Jesuiten ein sogenanntes Gymnasium, oder lateinische Schulanstalt herabwürdigten. Was für ein Kontrast zwischen einem jesuitischen und protestantischen Gymnasium! So grosse Mängel diese auch zum Theile haben, so gehet es doch so abgeschmackt nicht her. Da auf katholischen Gymnasien die jetzigen Lehrer fast alle Exjesuiten, oder Mönche und Weltgeistliche sind, die in Jesuiterschulen erzogen, sonst nichts als Jesuiterschulen gesehen haben *); so kann man schon aus diesem ermessen,

*) Der schon erwähnte Herr Heinze in Linz, der gewiß das jesuitische Schulwesen, besonders in Oestreich, sehr gut kennt, und dessen Mängel 1774 in einem Gedicht die Vortheile der Pedanterey geschildert hatte, sagt in dem oben S. 40 angeführten Traktate S. 92: "Da kriegte ich vor allem die Schulvorsteher und die

messen, wie weit vor der Hand die itzige so hochbelobte katholische Schulreform reichen könne.

* * *

"die meisten Lehrer auf den Hals. Sie klagten: Ich "hätte sogar dem gemeinen Manne alle heimlichen "Mängel ihrer Wissenschaften entdeckt. Alle stu"dirte Leute glaubten ihnen, und mancher Vornehme "zeigte mir in der That, daß man einen solchen Ver"räther verabscheuen müsse. Die gesammte Stadt "war böse, etwas zu wissen, woran ihr unendlich ge"legen seyn sollte. Denn wenn ein Jüngling nach "acht bis zehn Studierjahren weder Mönch noch "Handwerker werden wollte, mußte er alsdann, un"geachtet in den Schulen unverbesserlich tradirt "wurde, zu seinem Fortkommen, mit Unkosten, Le"sen, Schreiben und Rechnen lernen, wobey er "in wenig Monaten sein bischen Latein und den "wenigen Vorrath von Distinktionen rein aus"schwitzte."

Die

Des Jeſuiten P. Jakob Balde Gedicht,

vom Lob und Wohlſtandt der dürr= oder magern Poeten.

Als eine Probe jeſuitiſcher Schulpoeſie.

Wann einer will bedenken die
Poeten und Wahrſager,
Mit Gott erfüllt: ſo ſeind ſie nie
Feiſt, ſonder allzeit mager.
Diß eben kan der ſüſſe Schwan
Von Mantua bezeugen,
Virgilius, Propertius,
Die konnten zierlich geigen.
Phoebus hat ein reinen Mund,
Kuſt nit bald ein Metzgerhund
Daß er ſing.
Der Aeneam geſungen, macht
Weil er dürr, bey Tag und Nacht,
Gute ſpring.
Seyd meine Zeug ihr Felder,
Hoch Berg und tieffe Thal;
Ihr Brunnen und ihr Wälder,
Echo der Widerhal;
Daß die beſte Poeten
Allzeit dürr geweſen ſeind.
Kein Eyd iſt hie vonnöthen:
Wahrhaftig diß zu bſtetten
Klar in Marone ſcheint.
Das bſtehe ich rund und frey,
Quod nos gerimus corpore,
Deß Phoebi Liberey.

Maro fuit macerrimus.
Qui macer, eſt acerrimus
In der Poeterey.
Es läſt ſich umb ein Kürbißbauch
Kein Lorberkränzlein flechten.
Kann dann Horatius nit auch,
Sprichſt du, ſein Lob verfechten?
Ja: der allein. Er und der Wein
Waren zween gute Brüder,
Der übrig Reſt, ſo feiſter g'weſt
Macht liederliche Lieder.
Dicker Poet wie ein Bantz,
Brach ſein ſchönen Lorberkranz
Von der Hurſt,
Grober Hauff gibt grobe Geſpunſt:
Kuchelreimer bind ſein Kunſt
Mit der Wurſt.
So wenig gute Geiſter
Macht das erſt Plempelbier:
So wenig kan ein Feiſter
Auch bey dem Malvaſier,
Zierlich die Harpffen ſchlagen,
Nimb auß Horatium.
Der waſch mit Wein ſein Kragen:
Er ließ ihm gar mit Zwagen.
Im Wein ſchwumb er herumb.
Es ſchikt ſich leider wol,
Wann ſcropha pingui craſſior
Ein Lorber tragen ſoll.
Excipitur Horatius:
Sed eſt & ipſe ſaepius
Ein zierlich grober Knoll.

Die

Die Jesuiten scheinen überhaupt die magern Leute mehr, als die fetten zu lieben. Warum? das weiß ich nicht. Vielleicht weil sie glauben, die magern könnten thätiger und listiger seyn. Ich habe so viele Jesuiten von allerhand Gestalten gesehen, darunter auch unansehnliche, kurzuntersetzte, große, baumstarke, aber doch keinen einzigen runden und fetten Jesuiten, so wie etwan die Karmeliter sind. P. Thomas König, S. J. hat auch ein Gedicht über den Vorzug der magern vor den fetten Leuten geschrieben, welches sich, wie folget, anhebt:

Von Ripp und Bein sing ich allein,
Weg mit der feißen Wampen.
Hochs G'müth; dein Weib, den fetten Leib,
Verjag biß in Schlamppampen.
Dieweil du hast ein mittre Rast
Durch d'Gutthat Gottes krieget:
Der dir verschont, bists nit gewohnt,
In Speck und Schmeer nit g'wieget.

Dieß mag zur Probe genug seyn; wer Lust hat mehr von dem Zeuge zu lesen, der schlage nach die schon oben angeführte deutsche Jesuiten-Poesie, S. 142.

Anzahl der Zuhörer in den meisten Lehrstunden verschiedener Professoren, auf der Universität zu Wien.

Gezählt im Jahr 1781.

Nebst Verzeichniß der übrigen verordneten Lehrstunden.

	Anzahl der Zuhörer.
I. Theologische Vorlesungen.	
Erstes Jahr.	
Prof. Stöger, Kirchengeschichte. (lieset auch eine theologische Encyklopädie, Einen Monat lang; und fünf Monat lang die Anfangsgründe der hebr. Sprache.)	60
Zweites Jahr.	
Prof. Monsperger, Hermeneutik. (In den sechs Sommermonaten; lieset auch eine *Lectionem Librarum V. T.* und *exforiam* tum *ſtatariam*. *)	37
P. Koffler, Dominikaner, Hermeneutik des N. T. (In den letzten acht Monaten des Schuljahrs. In den ersten vier lehrt er die griechische Sprache.)	29
Pr. Tobenz, Augustinerchorherr, die Patrologie, und Litterarhistorie der Theologie.	38

Drittes

*) Es ist wohl sonst ungewöhnlich, dieses Wort von Lektion eines Buchs zu gebrauchen. Die Alten brauchten es von Komödien, und setzten die Stataria (oder die Sittenkomödie) der Motoria (oder Intriguenkomödie der Neuern) entgegen. Terenz sagte:

Adeste aequo animo date potestatem mihi
Stataria agere ut liceat per silentium.

	Anzahl der Zuhörer.
Drittes Jahr.	
P. Gazzaniga, (Dominikaner) den ersten Theil der dogmatischen Theologie.	44
Pr. Domfort, theoretische Moraltheologie.	63
Viertes Jahr.	
P. Bertieri, (Augustiner) den zweyten Theil der dogmatischen Theologie. *) (Liest auch das Kirchenrecht.)	33
Fünftes Jahr.	
Pr. Tobenz, polemische Theologie.	26
P. Cortivo, (Augustiner) Pastoraltheologie, lateinisch	11
Pr. Giftschütz, Pastoraltheologie, deutsch **)	5
II. Juristische Vorlesungen. ***)	
Erstes Jahr.	
Pr. Zeiller, die Institutionen nach Heineccius. (Er liefet auch das natürliche Recht.)	120

*) Die katholische dogmatische Theologie ist ein korpulentes Ding. Ob sie gleich in Wien nicht mehr nach der alten ganz abgeschmackten und höchstweitschweifigen Eintheilung in acht Traktate, sondern systematisch gelehrt werden soll, so müssen doch so vielerley Dinge noch darin gesagt werden, daß der Kursus zwey ganze Jahre dauern muß. Für die arme griechische Sprache sind schon vier Monate, und für die hebräische fünf Monate genug. Sonderbar genug ist es, daß auf dieser Universität, auf welcher so viel mechanische Ordnung herrschet, Ein viertel der Zuhörer schon mit dem Ersten Theile der Dogmatik gesättigt war, und den Zweyten nicht hören mochte.

**) Es ist merkwürdig, daß im 4ten und 5ten Jahre die Zuhörer so gar sehr abnehmen, und daß bey der Pastoraltheologie, die doch wohl sehr nöthig ist, fast gar keine sind.

***) Diese werden Dienstags und Donnerstags Nachmittags nicht gehalten.

	Anzahl der Zuhörer.
Zweytes Jahr.	
Pr. Hupka, Kriminalrecht nach eigenen Poſitionen, drey Monate lang.	90
(Derſelbe lieſet auch die Pandekten nach Heineccius.)	
Drittes Jahr.	
Pr. Pehem, Kirchenrecht nach Riegger.	64
(Prof. Schmid lieſet auch Reichshiſtorie nach Pütter.)	
Viertes Jahr.	
v. d. Hayden, Lehnrecht nach Maskov.	50
(Derſelbe lieſet auch das Staatsrecht nach Maskov.)	
Pr. Schmidt, Statiſtik nach Achenwall. *)	20
(Pr. Brainl lieſet die Praxis der höchſten Reichsgerichte, und das deutſche Recht, nach eigenen Lehrbüchern jedes die Woche 3 Tage. Pr. Scheidlein lieſet, *deſideratis*, die gemeine und öſtreichiſche Praxis.)	
III. Mediciniſche Vorleſungen. Erſtes und zweytes Jahr. **)	
Pr. Jaquin, im Winterhalbenjahre die Chemie nach Boerhave.	60

(Im

*) Auch bey den Juriſten nehmen die Zuhörer von Jahr zu Jahr ſehr merklich ab. Die Statiſtik, die doch eigentlich jedem wohlerzogenen Menſchen nöthig wäre, iſt ganz verlaſſen.

**) In der mediciniſchen Fakultät iſt ſehr weiſe verordnet, daß die Kollegien eines Jahres allemahl in dem folgenden müſſen wiederholet werden. S. Inſtitutes fac. med. S. 30. Sonnabends werden keine mediciniſche Kollegien geleſen.

	Anzahl der Zuhörer.
(Im Sommerhalbenjahre lieſet er die Anfangsgründe der Botanik nach Linne, und die praktiſche Botanik im botaniſchen Garten.)	
Pr. Barth die Anatomie nach Leber.	86
Zweytes und drittes Jahr.	
Pr. Sedei (nach Pr. Felners Tode), die Phyſiologie nach Boerhaave. *)	23
Drittes und viertes Jahr.	
Pr. Coſſin, Materia Medika nach Boerhaave. (Zu dieſem Kollegium fügt er noch Anweiſung zum Receptſchreiben, und zur Apothekerkunſt hinzu. Er lieſet auch die Pathologie nach Boerhaave.)	46
Viertes und fünftes Jahr.	
Pr. Stoll, lehret die Behandlung der Kranken praktiſch im Dreifaltigkeitsſpital. **)	
Fünftes Jahr.	
Pr. Leber, Chirurgie. ***) (Derſelbe lieſet auch die chirurgiſche Anatomie.)	150

*) Sonderbar, daß die Phyſiologie gegen die Anatomie ſo wenig Zuhörer hat. Die jungen Leute müſſen glauben, es ſey genug, die Theile des menſchlichen Körpers zu kennen, ohne ihren Nutzen zu wiſſen. Eigentlich aber wird die Phyſiologie früh um 8 Uhr geleſen. Da ſchlafen viele noch, beſonders im Winter, aber um 10 Uhr, wenn die Anatomie geleſen wird, ſind ſie doch ſchon aus den Federn.

**) S. die Beylage VI. 5 unter den Beylagen des IIIten Bandes S. 79.

***) Im fünften Jahre ſollen die mediciniſchen Studenten die Kollegien, worin ſie noch nicht feſt genug ſind, wiederholen,

	Anzahl der Zuhörer.
Pr. v. Well, Naturhiſtorie. *) 4	26.
Pr. Lehmacher, Hebammenkunſt. 4	6. Studenten 30 Weiber.

(Prof. Rheinlein lehrt für die Barbiergeſellen im Militarſpitale, die mediciniſche Praxis, in deutſcher Sprache. Pr. Steidele lehrt Chirurgie, Anatomie, Hebammenkunſt und chirurgiſche Praxis. Die Hebammenkunſt wird praktiſch im Spitale St. Marx, und in der mediciniſchen Lehrſchule getrieben.)

IV. Phi-

holen, und die Chirurgie und Hebammenkunſt hören. Aber ſehr wenige thun dieſes; wie aus der geringen Anzahl der Zuhörer der Hebammenkunſt erhellet. Die gröſte Anzahl der Zuhörer des chirurgiſchen Kollegiums kommt von den Barbiergeſellen her. Denen zu gefallen wird es auch Nachmittags um 3 Uhr geleſen. Aber die Anatomie und die Phyſiologie haben ihre Stunden Vormittags. Da können die Barbiergeſellen nicht in die Kollegien gehen. Ihretwegen holet Pr. Leber die chirurgiſche Anatomie nach, und die Phyſiologie wird neben bey auch in etwas angezeigt.

*) In den Inſtitutis fac. med. S. 28 wird geſagt: „neminem „poſſe Medicinam intimius aſſequi, qui experimentalem Phyſicen, Matheſeos face diligentius non „perluſtraverit, Naturalique Hiſtoriae cognoſcendae animum non appulerit.“ Sehr richtig! Aber niemand denkt daran. Die Phyſik ward damals von dem ſonſt gelehrten Exjeſuiten P. v. Herbert, lateiniſch, nach einem unvollkommenen Kompendium eines andern Jeſuiten Biwald, mit wenig Experimenten, und in einem trockniſchen Vortrage geleſen. Nicht ſowohl die Aerzte als die Juriſten beſuchen dieſes Kollegium, weil es zu den philoſophiſchen

Kolle-

IV. Philoſophiſche Vorleſungen. *)	Anzahl der Zuhörer.
Prof. Mayer. Logik, Metaphyſik und praktiſche Philoſophie, lateiniſch, nach Baumeiſter. **)	217

Kollegien gerechnet wird, die ſie zwey Jahre hören müſſen, wenn ſie ein Teſtimonium haben wollen. Dieß iſt die einzige Urſache der größern Anzahl der Zuhörer bey den lateiniſchen Vorleſungen des P. v. Herbert. Hingegen in die Vorleſungen des Hrn. Prof. Jeger, der deutſch, und nach dem Werke des Sigaud de la Fond las, welches unſtreitig ungleich beſſer iſt, als Biwald, da in demſelben neuere Entdeckungen vorkommen, ging faſt niemand, denn ob ſie dieſelben gehört hatten, fragte niemand. Wie wenig auf die Naturgeſchichte geachtet wird, zeigt die Anzahl der Zuhörer. Eben im Inſtitute wird auch verordnet, daß die mediciniſchen Studenten vorher griechiſch lernen ſollen, welches auch wohl ſehr nützlich wäre. Aber es fällt gar niemanden ein, dieſes zu thun. Auch wird das Griechiſche auf der Univerſität von niemand als von einem theologiſchen Profeſſor, und zwar nur die erſten Anfangsgründe, und zur höchſten Nothdurft ein bischen aus dem N. Teſtamente, gelehrt.

*) Donnerſtags Vor- und Nachmittags werden keine Kollegien zur philoſophiſchen Fakultät gehalten. Dazu fällt noch im Sommer der Dienſtag Vormittag aus.

**) Ueberhaupt iſt auf den katholiſchen Univerſitäten die Philoſophie die unterſte Klaſſe, welche eigentlich alle Anfänger beſuchen ſollen. Dazu müſſen alle Juriſten, welche die ſtärkſte Fakultät ausmachen, ein Teſtimonium beybringen, daß ſie zwey Jahre lang den philoſophiſchen Kurſus gemacht haben. Dieſer beſteht aus lateiniſcher Logik und Metaphyſik, lateiniſcher Phyſik und lateiniſcher Mathematik. Daher kommt die große Anzahl von Zuhörern in dieſen drey Kollegien. Sie werden des Teſtimonium wegen gehört, und ſchon, indem ſie gehört werden, werden ſie vergeſſen.

	Anzahl der Zuhörer.
Pr. v. Scharf, eben dieſe Wiſſenſchaften, deutſch, nach Feder.	6
Pr. v. Sonnenfels, die politiſchen Wiſſenſchaften, nach ſeinem eignen Lehrbuche in drey Bänden. *)	63
Pr. v. Herbert, Exjeſuit, die theoretiſche und Experimentalphyſik, lateiniſch, nach Biwald.	103
Pr. Jeger, eben dieſelbe, deutſch, nach Sigaud de la Fond.	7
V. Mathematiſche Vorleſungen.	
Pr. v. Metzburg, Exjeſuit, Mathematik, nach dem von Nagel herausgegebenen Auszug aus Wolfs Mathematik.	130
Pr. v. Herbert, Exjeſuit, Mechanik, deutſch, Sonntags um 11 Uhr, für Handwerksleute und andere Privatperſonen.	70
Pr. Scherfer, Exjeſuit, höhere Mathematik, lateiniſch, nach ſeinem eigenen Lehrbuche.	2
Pr. v. Keſaer, deutſch, nach Karſten.	2

(Die

*) In der Ratio Studii jurid. S. 37 wird verordnet, daß die juriſtiſchen Studenten erſt im fünften Jahre die Policey- und Finanzwiſſenſchaften hören ſollen. „Qui enim, meint „der Geſetzgeber, ſolidis fundamentis & maturitate ingenii „deſtituti, ſcientiis cameralibus ſeſe addicunt, oleum & ope„ram perdunt, & politici evadunt Thraſones.“ Ob gerade Vorleſungen über Inſtitutionen und Pandekten Vorbereitungen zu Vorleſungen von Kameralwiſſenſchaften ſind, weiß ich nicht. Aber da viele dieſe gar unterlieſſen, ſo hat Herr von Sonnenfels ein Dekret bewirkt, daß niemand in den politiſchen Stellen angeſtellt werden ſoll, der nicht deſſen Vorleſungen gehört hat. Dieß Dekret wird zwar nicht immer befolgt, doch bringt es Zuhörer.

	Anzahl der Zuhörer.
(Die Astronomen P. Hell und P. Mayr, erbieten sich zwar die höhere Astronamie zu lehren, es findet sich aber fast niemand, der etwas davon hören will.)	
Pr. Bauer, Mathematik, deutsch, nach Wolf. *)	21
VI. Historische Vorlesungen.	
Pr. Voigt, Piarist, Universalhistorie. **)	6
(Derselbe will zwar auch die Geschichte des mittlern Zeitalters nach Achenwall lesen, und die Geographie des mittlern Zeitalters hinzuthun. P. Eckhel, Exjesuit, will die Specialhistorie, die alte Geschichte, die alte Geographie, die Chronologie, die Münzwissenschaft, und die Archäologie, auf dem K. Münzkabinette lesen, aber zu allen	

*) Prof. Bauer hat über sein Kollegium der Mathematik kein Testimonium zu ertheilen, darum gehen die Studenten in die lateinische Mathematik.

**) Man siehet, wie wenig die Studenten sich um die nöthigsten Kollegien bekümmern, wenn sie kein Testimonium dadurch erhalten. Aber was soll man von der Studienreform auf dieser Universität sagen, daß nach derselben den Juristen ein Zeugniß abgefordert wird, daß sie lateinische Mathematik und Physik gehört haben, und man sie nicht anhält, allgemeine Historie, Geographie, und klassische Litteratur zu hören? Wenn diese allen wohlgezogenen Menschen so nöthigen Kenntnisse unter 1200 Studenten nur von 6 oder 16, oder von gar keinen besucht werden; darf man sich nun noch wundern, wenn in Oestreich die bekanntesten Dinge, selbst den Leuten die Gelehrte heissen wollen, unbekannt sind? Von der 1774 errichteten Profession der Oekonomie, findet sich im Lektionskatalogus gar keine Spur. Sie muß wohl wieder eingegangen seyn.

	Anzahl der Zuhörer.
allen diesen Kollegien findet sich fast gar kein Zuhörer.)	
Hr. Jeger, allgemeine Geographie. 1.	16.
VII. Philologische Vorlesungen.	
P. Mastalier, Exjesuit, Aesthetik. 1.	8.
P. Haßlinger, Exjesuit, philosophische Redekunst. 1. 1.	12.
(Die Sprachmeister der böhmischen, spanischen, französischen und wälschen Sprache, heissen auch Professoren. Sie lesen aber nicht öffentlich und unentgeldlich, sondern lassen sich ihre Stunden bezahlen.)	

XII. 3.

Anzahl der Studenten in Wien, 1782.

1) Theologische Fakultät.

1stes Jahr	——	72
2tes Jahr	——	52
3tes Jahr	——	74
4tes Jahr	——	44
5tes Jahr	——	48
		290

2) Juristische Fakultät.

1stes Jahr	——	145
2tes Jahr	——	112
3tes Jahr	——	79
4tes Jahr	——	64
5tes Jahr	——	40
		440

3) Medicinische Fakultät.

1stes Jahr	——	72
2tes Jahr	——	54
3tes Jahr	——	37
4tes Jahr	——	36
5tes Jahr	——	30
		229

4) Philosophische Fakultät		284
		1243

Dazu kommen noch etwan 200 Chirurgi und Barbiergesellen, nebst etwan 40 angehenden Hebammen, welche die deutschen medicinischen Kollegien hören.

XII. 4.

Berechnung der Anzahl der handschriftlichen Bände auf der Kaiserl. Königl. Bibliothek zu Wien.

In Lambecii Comm. Ed. novæ Lib. I. S. 373. nach dem von Meninski verfertigten Verzeichnisse der orientalischen Manuskripte waren im vorigen Jahrhunderte vorhanden — 275

(Im Lib. II. stehen nur Abhandlungen über einzelne Codices.)

Lib. III.	Griechische theologische Bände.	100
Lib. IV.	Griechische theologische. —	100
Lib. V.	Griechische theologische. —	137
Lib. VI.	Griechische juristische —	18
	Griechische medicinische. —	52
Lib. VII.	Griechische philosophische.	146
Lib. VIII.	Griechische zur Kirchengeschichte.	69
	Sind also in Lambecks Werke beschrieben	897
	Griechische Manuskripte, von Nessel in seinem Breviarium als Supplemente zu den von Lambeck beschriebenen Klassen, beschrieben, (nämlich 1 theologisches und 61 historische.)	62
Lib. IX.	Griechische philologische, von Nessel in seinem Breviarium beschrieben	201
		263

(Nessel hatte den unglücklichen Einfall gehabt, die Manuskripte, welche Lambeck sehr vernünftigerweise, ohne Rücksicht auf das Format, nach dem Inhalte geordnet hatte, des bessern äussern Ansehens halber, nach den Formaten umzurangiren, und ihnen andere

Num-

Nummern wie Lambeck zu geben, denen er auch in seinem Breviarium folgt. Er hat zwar am Ende eine Nachweisung der Nummern beygefügt, aber durch diese Verschiedenheit der Nummern ist doch das Werk sehr beschwerlich im Gebrauche geworden.)

Lib. X.	Theologische in lateinischer und in den neuern Sprachen von Gentilott ungedruckt beschrieben, (S. Lambecii Comm. Lib I. in Suppl. Kollarii S. 731.)	946
Lib. XI.	Juristische, von ebendemselben.	435
Lib. XII.	Medicinische, von ebendemselben.	232
Lib. XIII.	Philosophische, von ebendemselben.	613
Lib. XIV.	Historische, von ebendemselben.	1270
Lib. XV.	Philologische, von ebendemselben.	445
		3941

(Kollar in Suppl. Lib. I. S. 732 giebt die von Gentilott beschriebenen Codices auf 4041 an, hat sich aber gerade um 100 verrechnet.)

Von Gentilotts Zeiten bis 1776 sollen noch an 2000 Bände Manuskripte angekauft worden seyn (Kollar in Suppl. Lib. I. S. 735. Davon hat Nik. Forlosia 814 verzeichnet und beschrieben. Von 98 derselben stehen die Titel a. a. O. S. 766. Im Jahre 1766 waren noch an 1200 Handschriften unbeschrieben, wie Kollar a. a. O. S. 811 berichtet. 2000 1200.

Hingegen sind auch im Anfange dieses Jahrhunderts noch eine ziemliche Anzahl von Bänden (complures) entwendet worden (S. a. a. O. S. 728.)

Sa. 7141

Ende der Beyl. zum vierten Bande.